23 V. 1104.

Der

Pauken-Doctor, die Brüder

und

der Exorcismusstreit.

Drei Erzählungen für die erwachsene Jugend

von

Gustav Nieritz.

Mit vielen Holzschnitten.

Leipzig,
Georg Wigands Verlag.
1842.

[Teil(s.]

Sächsische
Landesbibliothek
13 JUNI 1966
Dresden

Der

Pauken-Doctor.

Eine geſchichtliche Perſon des 18. Jahrhunderts.

„Gewehr' raus!" rief die Schildwache am Blockhause zu Neustadt-Dresden und schellte hierauf aus Leibeskräften, so daß Officier und Soldaten eiligst aus ihren Wachstuben gesprungen kamen. Die Mannschaft trat in's Gewehr; der Officier ging zur Schildwache hin, von deren Schildhäuschen aus man einen Theil der Elbbrücke übersehen kann, und fragte, den Hals verlängernd: „Was giebt's, Karich?"

„Die Bäcker ziehen aus, Herr Lieutenant! —" war die Antwort — „Eben kommen sie über die Brücke daher."

Ein unermeßlicher Knaul Neugieriger umgab, trotz der heftigen Decemberkälte, den Festzug der Nahrungskünstler und wälzte sich mit demselben näher und näher. Vor dem lauten Gesumme vernahm man kaum die Klänge der rauschenden Janitschaarenmusik, welche freilich damals noch etwas unbeholfen war und erst durch die französischen Kriege auf ihre gegenwärtige Höhe oder — Tiefe gebracht worden ist. Unstreitig um der schulternden Mannschaft der Hauptwache einige Aufmerksamkeit zu beweisen, machte der ansehnliche Zug vor dem Blockhause Halt, bildete einen weiten Kreis und begann hierauf seine Künste zu zeigen, welche noch aus dem Mittelalter, wo jeder Bürger auch ein Burgvertheidiger war, her-

ſtammten. Demnach gab es hier Proben aus dem Nähr- wie aus dem Wehrſtande. Zu erſterem gehörte ein rieſiges Gebäck, ein Großvater aller Butterzöpfe, welcher, faſt 12 Fuß lang, auf einem breiten Brete ruhete und von eben ſo vielen Bäckergeſellen getragen wurde. Er war für den Landesvater beſtimmt und die Ueberreichung deſſelben der jedesmalige Schluß des ganzen Feſtes. An bunten Fahnen und Fahnenſchwenkern fehlte es auch nicht, welche ihre Fertigkeit zeigten, indem ſie die bewimpelten Stangen bald tief, bald hoch ſchwenkten, in die Höhe warfen, auffingen, balancirten und andere Kurzweil damit trieben. Nach ihnen zeigten ſich die Klopffechter in kurzen, rothen Hoſen, weißen, weiten Oberhemden, Strümpfen und Schnallenſchuhen, den runden Bürgerhut auf dem Haupte. Paarweiſe forderten ſie einander heraus zum Kampfe, der, obſchon geräuſchvoll, doch unſchädlich mit den geraden, langen Hiebern ausgefochten wurde. Nicht ſo gut kamen die Citronen weg, welche von den Fechtern emporgeworfen und mit den Spitzen der Klingen aufgeſpießt wurden. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß jeder ge- oder mißlungene Stich und Hieb ein ſchmetterndes Jubelgeſchrei der Jugend zur Folge hatte, an welcher Dresden ſchon im vorigen Jahrhunderte reich geſegnet war.

Zu dem wachhabenden Lieutenant, welcher mit geſenkter Degenſpitze in nachläſſiger Stellung vor ſeiner Mannſchaft ſtand, trat ein anderer Officier. „Nun, Wackewitz —“ hob er höhnend an — „wie gefällt dir der Witz dieſer neumodiſchen Rittersleute? — Klingt es nicht, als ob ein paar rußige Topfſtürzen mit einander handgemein wären?“

„Schon längſt habe ich die Alfanzerei zu allen Teufeln gewünſcht, —“ verſetzte der Lieutenant — „die mich aus der warmen Wachſtube in die

bittere Kälte treibt. Wenn doch dieſe Klopf-Fechter blieben, wohin ſie gehören — vor das Backofenloch! Ha! ich wollte ihnen mit meiner Klinge auf den Hemdenleib pochen, daß ſie ſchnell wieder in ihre Eſelshaut fahren ſollten. Ich begreife nur nicht, wie ſie in der Kälte noch ein Glied rühren können."

„Das macht, —" ſprach der Andere — „daß ſie heute, ſtatt Waſſer, Spiritus auf das Mehl gegoſſen haben. Siehſt du nicht den heißen Branntweindunſt von ihnen aufſteigen?"

Indem Wackewitz darüber eine laute Lache aufſchlug, fühlte er unſanft ſeinen Hut vom Kopfe geworfen.

„Alle Wetter! was heißt das?" rief der Edelmann betroffen.

Auf eine ſecundenlange Stille ertönte ein um ſo lauteres Gelächter von Seiten des ganzen Volkshaufens, der gar kein Ende nehmen wollte.

Indem ſich der Officier nach ſeinem Hute bückte, erſah er auch die Kugel, welche jenen herabgeſchoſſen hatte — eine gelbe Citrone! Zugleich riefen 6 Soldaten mit einem Munde: „Gnädiger Herr Lieutenant! der Lange dort iſt's geweſen!"

„Auf! arretirt den Schurken!" ſchrie Wackewitz, indem er ſeinen Hut in das zornergöthete Geſicht drückte — „Patrouille vor! Gefreiter Hamann, raſch!"

„Er hat nichts dafür gekonnt!" rief der feindliche Chor entſchuldigend herüber — „die Citrone prallte ab, als ſie auf den Degen ſtieß —"

Vor Wuth ſprachlos winkte Wackewitz der aufmarſchirten Patrouille mit dem Degen zu, daß ſie gehen und thun ſollte, wie er geboten. Doch dieß war leichter befohlen als ausgeführt. Die Klopffechter nahmen ihren

gefährdeten Kameraden in die Mitte; die Fahnenschwenker deckten die Klopffechter mittels ihrer Fahnen zu; Hunderte von muthigen Bäckergesellen umzingelten wiederum diese, und das Volk endlich machte den Knoten unauflöslich, der sich, die lärmende Musikbande mit der schreienden Jugend an der Spitze und den Butterzopf gleich einem schützenden Mauerbrecher am Ende, unaufhaltsam rasche Bahn nach der Hauptstraße zu brach.

Vergebens versuchte der Gefreite mit seiner Patrouille den Eingang in die fliehende Masse zu erzwingen. Selbst die kleinen Katapulten der Flintenkolben vermochten die lebende Menschenmauer nicht zu erschüttern. Nur Schimpf- und Drohreden ärndteten die Soldaten ein, deren Lage immer schwieriger wurde, indem bereits ihr kleines Centrum gesprengt war, dessen Glieder vereinzelt in dem Knaule herumwogten. Schon beorderte der racheschnaubende Wackewitz eine zweite Patrouille, der ersten zu Hülfe zu kommen, als die Stimme des Gouverneurs, die aus der bel Etage herab ertönte, weitere Thätlichkeiten untersagte, ihm aber auch zugleich eine glänzende Genugthuung verhieß.

Die Fenster der Bäckerherberge in der Neustädter Allee glänzten von festlicher Beleuchtung in die stille, kalte Januar-Nacht hinein. Die Allee lag wie ausgestorben. Desto lauter ging's oben zu, wo ein Festmahl und Ball das willkommen geheißene Ende des Bäckerauszuges war. Trompeten schmetterten, Pauken wirbelten, und dazwischen hinein erscholl das Jubelgeschrei der Trinker und Tänzer, daß es lustig unten widerhallte. Dem schimpfirenden Officiere zum Trotz schwenkten sich die verläsierter Bäckerge-

ſellen mit ihren jugendlichen Tänzerinnen leicht und angenehm herum, und wenn ja irgendwo eine leiſe Spur des ehrſamen Bäckerhandwerks ſich blicken ließ, ſo war dieß einzig und allein der Puder in den friſirten Haaren der Tänzer wie ihrer Schönen. Eben traten hundert Paare zur Polonaiſe

an, die jetzt von den Muſikern angeſtimmt wurde. Die lange Reihe eröffnete ein Paar, wovon der Herr einen Kleinmeiſter der damaligen Zeit vorſtellte. Im pfirſichblüthnen, breitgeſtickten Seidenkleide, die Beinkleider und die Weſte mit den breiten Taſchen von demſelben Stoffe, mit weißſeidenen Strümpfen und blitzenden Steinſchnallen auf den Schuhen, hoher Friſur, anſehnlichem Buſenſtreifen und Manſchetten, ſchien er ſchwerlich zu der Klaſſe der Mehlkünſtler zu gehören, was zur Gewißheit wurde, ſahe

man den ſchwarzſeidenen Haarbeutel auf dem Rücken und den kurzen Degen mit dem Porzellangriffe an der Seite des Stutzers. Derſelbe war nicht mehr jung, konnte gegen 40 oder 42 Jahre zählen, beſaß dabei eine Körperfülle, wie ſie dieſen Jahren gerade gut ſteht, und ein ſchönes, regelmäßiges Geſicht, von derjenigen Röthe gefärbt, wie ſie bei Weintrinkern gefunden wird, bevor ſie als Kupfer Naſe und Wange deckt. Seine Tänzerin war eher noch älter als er und von ziemlich reizloſem Anſehen. Dafür hatte ſie ihren unſchönen Hals mit goldnen Ketten behangen, die Bruſt mit Perlenreihen geziert und die Finger vielfach beringt. Unſtreitig ſagte ihr der Modeherr angenehme Schmeicheleien, denn ein zufriedenes Lächeln verklärte ihre markirten Züge. Als die Reihe der Tanzenden gerade einen Knaul bildete, welcher an den Bäckerauszug erinnerte, entſtand an dem Eingange des Saales ein Lärm, der ſich erſt auf die ehrbaren Meiſter in den Nebenſtuben erſtreckte, welche theils der Weinflaſche, theils dem Bierkruge und dem Kartenſpiele zuſprachen.

„Wo iſt der Herbergsvater?“ hieß es von allen Seiten. „Ruft den Herbergsvater herbei!“

Noch verſchlang die Muſik und das Geräuſch der Tanzenden das Klirren der Gewehre, ſo wie das Aufſtoßen der Flintenkolben gegen die ſteinernen Schwellen der verſchiedenen Gemächer. Jetzt zeigte ſich der Herbergsvater, ein bejahrter Mann, deſſen biederes Anſehen durch eine, ihm zugleich als Kirchenvater zukommende, Perücke mit vielen Locken noch weit ehrwürdiger wurde. An ihn wendete ſich der Anführer der Patrouille, der ſich als den Gouvernements-Wachtmeiſter auswies.

„Meiſter! —“ hob er ſtreng an — „wie kann Er in ſeiner Herberge

geſtatten, daß man ſich bei der Muſik der Pauken bediene? Ich ſollte meinen, daß Er alt genug wäre, um zu wiſſen, was das Geſetz hierin vorſchreibt. Daſſelbe beſagt aber, daß nur den Adeligen oder ſonſt den mit der Doctor-Würde graduirten Perſonen der Gebrauch der Pauken nachgelaſſen iſt. Jetzt aber möchte gern jeder Hefenkloß und Backfiſch vorgepaukt und trompetert haben. Da nun ſicher kein Edelmann oder keine hochgelahrte Perſon Seine Herberge frequentiren wird: ſo unterſage ich Ihm hiermit von Gouvernementswegen alles und jedes Gepauke, und geſchähe auch ſolches nur auf ein altes Waſchfaß oder einen Kupfertopf. Meiſter! treffet demnach ungeſäumt das Nöthige, damit die ärgerliche Paukerei ſofort aufhöre, oder — die Flintenkolben meiner Patrouille ſollen den Pauken ein ziemliches Loch einſchlagen."

Bevor der Herbergsvater etwas entgegnen konnte, riefen zehn Stimmen zugleich: „Oho! nur nicht ſo protzig gethan! Wir haben das Recht zum Pauken — der Meiſter hier hat ſchon längſt deshalb die Anzeige an's Gouvernement erſtattet."

„Daß ich nicht wüßte!" verſetzte der Wachtmeiſter — „Wo wäre unter euch ein Edelmann aufzufinden?"

„Wir haben den Pauken-Doctor —" hieß es zurück — „und bedürfen keines Edelmannes."

„Was da, Pauken-Doctor!" entgegnete der Wachtmeiſter ärgerlich. „Derſelbe müßte allgegenwärtig ſein wie unſer Herrgott. In einem und demſelben Abende paukt's auf Kurfürſtens, Birkholzens, Morauers, auf dem Schulgute, in der Schneider-, Schuſter-, Bäcker- und Gott weiß noch welcher Herberge und fragt man nach, mit welchem Rechte: „Wir haben

den Pauken-Doctor!" heißt es dann jedesmal. Ich aber bin kein Kind, das ſich mit Lügenbreie abſpeißen läßt, und ſage Ihm daher, Meiſter, daß, wenn Er nicht auf der Stelle den Pauken-Doctor vorweiſet — aber den echten, unverfälſchten — ſo ſperre ich Ihn ſelbſt in eine Pauke ein. Nun, wie wirds?"

Der vielfach verſchlungene Tanz-Knoten wurde jetzt auf gordiſche oder alexandriſche Weiſe zerhauen, indem der in medio ſteckende Pauken-Doctor eiligſt zu Tage gefördert wurde. Das junge Volk, das den Weim im Kopfe und in den Armen ſpürte, zeigte nicht übel Luſt, die Störer ſeiner Freude auf eine gewaltſame Weiſe aus dem Saale und dem Hauſe zu weiſen. Doch der Herbergsvater und der Pauken-Doctor verhinderten dieß.

„Meine Freunde!" redete der Letztere die Brauſeköpfe an — „merkt ihr nicht, wohinaus das zielt? Gedenkt ihr nicht mehr an die Citrone und deren bittere Kerne, welche dem Lieutenant von Wackewitz noch immer in dem Magen grimmen? Er und das ganze Corps der Officiere ſucht an euch ſich zu reiben, da er unſerm langen Kloppfechter nichts anhaben konnte. Was gilt's? Wir werfen jetzt die Patrouille zum Hauſe hinaus — eine Compagnie wird dafür anrücken. Gut! wir ſchlagen auch dieſe ab. Dann aber kömmt die ganze Garniſon mit allen Kanonen des Zeughauſes, ſchießt Breſche, läuft Sturm, läßt die Mannsbilder über die Klinge — die Frauensbilder, der Himmel weiß, über was ſpringen, und — unſre Freude iſt dahin. Ich aber gedenke, den Wachtmeiſter abzuplatzen, daß er an mich denken ſoll Zeit ſeines Lebens."

Der Doctor warf ſich in die Bruſt, legte die Hand an das Degengefäß und ſchritt nun gravitätiſch auf den Eindringling los, den er alſo

anredete: „Mein Herr Wachtmeiſter! Ihm beliebt, vernommener Maaßen, meine werthe Perſon in Augenſchein nehmen zu wollen. Wohl! Er hat hiermit die Ehre, in mir den wahren, ächten Doctor, Johann Andreas Liebe-kind, zu erblicken, dem das Recht zuſteht, ſich vorpauken zu laſſen, ſo viel als ihm beliebt. Zweifelt der Herr Wachtmeiſter etwa an der Aechtheit meiner Edition, ſo —“ er ſuchte in der Rocktaſche — „möge ihn dieſes Diplom

der freien Univerſität zu Lipſia eines Beſſern überführen. Hier ſteht es klar und deutlich gedruckt, daß ich Doctor juris — des Rechts — bin, welches

bekanntlich mehr iſt als medicinae und nur von der theologia in etwas wenigem übertroffen wird. In medio consistit virtus, das heißt: kann Er lateiniſch leſen? Roma, caput ecclesiae — zu deutſch: der Kopf brummt Ihm wohl? Nun wohl — finis coronat opus — wir wollen jetzt in Frieden ſcheiden. He! Jungfer! einen vollen Deckelkrug Wein her! In vinum veritas — der Wein erfreut des Menſchen Herz — appage Satanas — geh' Er mit Gott, Herr Wachtmeiſter, nun Er ſich ſatt getrunken hat."

Die Krieger gingen, wie ihnen geheißen worden, und der Tanz begann aufs Neue.

Als die Uhr auf dem Neuſtädter Rathhausthurme 11 mal ſchlug, zupfte ein Schänkmädchen den weinglühenden Pauken-Doctor verſtohlen am Rockſchößel. „Herr Doctor —" ſprach ſie gedämpft — „ein Knabe will Ihn gern ſprechen. Er ſteht an der Saalthüre."

Der Doctor folgte der Weiſung und fand in der Hausflur außen den beſchriebenen Knaben, der, nur leicht bekleidet, vor Froſt zitterte und ein zuſammengelegtes weißes Tuch in der Hand hielt.

„Ach! biſt du da, Narciß?" ſprach der Doctor haſtig. „Haſt doch Alles richtig erhalten?"

„Sie haben das ganze Eſſen in den Topf und die Schüſſel gethan —" verſetzte der Knabe mit zuſammenklappenden Zähnen. „Was drinn iſt, weiß ich nicht."

„Hier —" verſetzte der Doctor, eine Flaſche aus der Rocktaſche ziehend — „dieſen Wein ſoll mir die Mutter aufheben und auch das Stück Karpfen, das gebratene Hühnchen und das Viertel Gans, das in dem Topfe ſein wird. Das Uebrige könnt ihr eſſen. Warte noch eine Minute!"

Der Doctor ging und kehrte mit einem Glaſe heißen Punſches und einem Pfannkuchen zurück. „Da, trink dich warm —“ ſprach er. „Die Mutter ſoll nicht vergeſſen die Stube warm zu halten, wann ich heim komme. Sonſt ſetzt's ein Donnerwetter. Wornach zu richten. So trink doch aus!“

„Ich kann nicht mehr!“ ſagte Narciß ſich ſchüttelnd.

„Dummkopf du!“ verſetzte Liebekind und goß den Reſt in ſeine Kehle. Er kehrte in den Tanzſaal zurück und ſein Sohn ſchlich nach Hauſe.

Während Liebekind in der Bäckerherberge bald dem Bachus, bald der Schönheit huldigte, ging es in ſeiner Wohnung, die fünf Stockwerke hoch auf dem Dache eines Hauſes in der Naſengaſſe gelegen war, ſehr ſtill einher. In bald längeren, bald kürzeren Zwiſchenräumen richtete ſich eine

Gestalt im Bette empor und lauschte mit angestrengtem Gehöre nach dem Schlage der nahen Kreuzthurmuhr. Als die Glocke zwei Uhr verkündete, stand des Pauken-Doctors Ehefrau von ihrem, ziemlich ärmlichen Lager auf und schlich in die ausgekältete Wohnstube, wo sie mit frostbebenden Händen mühsam Feuer anschlug. Bald prasselte in dem umfangreichen Kachelofen ein lustiges Feuer und oft verkündete der Ofengabel polterndes Rumoren in dem eisernen Ofenkasten das öftere Nachlegen der Frau Doctorin, welche in den freien Zwischenacten den schauernden Rücken an den sich allgemach erwärmenden Ofen drückte und nickend den versäumten Nacht-

schlaf nachholte. So trieb sie es bis gegen fünf Uhr des Morgens, wo die Straße unten lebendig zu werden anfing. Indeß waren die hartgefrornen Fensterscheiben abgethaut und eine wohlthuende Wärme hatte sich über das

enge Stübchen verbreitet, in deren Behaglichkeit die Frau Doctorin ſeſt und ſüß entſchlummert war. Plötzlich fuhr ſie erſchrocken zuſammen. Ihr wachſames Ohr hatte polternde Tritte auf der hölzernen Stiege vernommen, welche zu der hohen Wohnung heraufführten, und dieſe waren daher zum Seelenwecker jetzt geworden. Die Frau ergriff das matt brennende Lämpchen und ſchritt hinaus vor die Thüre, wo ſie mit richtiger Ahnung auf ihren Gatten ſtieß, der in dem Zuſtande völliger Trunkenheit ihr in die Arme taumelte. Von ſeinem guten Engel geleitet, trat der Doctor ein. Das Fußbänkchen ſeiner Frau, welches bei deren jähem Auffahren ſich weiter als gewöhnlich in die Stube vorgewagt hatte, flog, von des ſtolpernden Liebekinds Fuße erfaßt, unter einem wüthigen Fluche des Trunkenbolds empor in die Luft und zertrümmerte im Niederfallen den einzigen vorhandenen Wandſpiegel, daß die Glasſtücken klirrend umherſtoben. Unter fortwährendem Schelten und Toben entledigte ſich der Doctor ſeiner hauptſächlichſten Kleidungsſtücke und warf ſich dann mit den Schuhen und Strümpfen in ſein Bette, das den Raum hinter dem Ofen gerade ausfüllte. Bald verkündete ein lautes, widrig klingendes Schnarchen ſeinen feſten Schlaf. Bevor die Frau Doctorin die Scherben aufzuleſen ging, ſah ſie erſt mit der Lampe in die anſtoßende Kammer, wo ihr Sohn Narciß tief unter ſeinem Deckbette vergraben lag.

„Der gute Junge!“ ſprach ſie liebend — „Ein Glück für ihn, daß er beinahe erſt um Mitternacht in die Federn gekommen iſt. Sonſt würde er weniger feſtgeſchlafen und ſicher durch den Wurf in den Spiegel einen tüchtigen Schreck davon getragen haben.“ Sie kauerte nieder und ſuchte unter heißen Thränen die Glasſtücken zuſammen, welche ſie ſorgſam in

einen Winkel des Stübchens barg. Dann widmete ſie ihre Aufmerkſamkeit der Kleidung ihres Mannes, deren Taſchen ſie mit forſchenden Fingern durchſuchte. Die des Seidenrockes waren eitel mit Kuchen-, Torten-, Bratenſtücken und Borsdorferäpfeln gefüllt, die Beinkleider- und Weſtentaſchen hingegen, bis auf ein paar witzloſe Deviſenblättchen, völlig leer. Der Doctorin Thränen ergoſſen ſich hier abermals und reichlicher noch als vorhin.

„Heiliger Gott!“ ſchluchzte ſie — „wieder Alles verſpielt! Woher nun nehmen Holz, Oel, Brot, Kaffee und hundert andere dringende Bedürfniſſe?“ Sie ſuchte mit erneuter Begier. Ha! noch ein einziges Zweigroſchenſtück, das ſich, ſeinem Beſitzer unbewußt, in einer Falte der Taſche verborgen gehabt hatte. Frau Liebekind wuſch ſich die verweinten Augen mit kaltem Waſſer, ſtellte die Lampe auf den Tiſch und ſchloß, davongehend, die Thüre hinter ſich ab. Nach einer Weile kehrte ſie mit einem Arme voll Holz, einem kleinen Fläſchchen mit Oele und einer Tüte Kaffee zurück.

„So eben hat es ſechs geſchlagen —“ ſprach ſie — „es wird Zeit, daß Narciß aufſteht.“ Sie rief ihrem Sohne, der bald nachher im völligen Anzuge hereintrat und über den Anblick des zerbrochenen Spiegels faſt den guten Morgen vergeſſen hätte.

„Er iſt entzwei gegangen, wie du ſiehſt —“ ſagte Frau Liebekind gelaſſen auf die haſtig ausgeſprochene Frage ihres Sohnes. Und der Sohn, die wahre Urſache errathend, ſchwieg mit kindlicher Ehrfurcht, die um ſo höher gegen die Mutter ſtieg, je tiefer ſie gegen den Vater fiel. Während die Doctorin nähend am Tiſche ſaß, durchſtöberte Narciß mit

neugierigen Blicken den Inhalt der gestern Abend aus der Bäckerberge heimgetragenen Hocke.

„O Mutter!“ rief er verwundert aus — „schaut doch her! Alles unter und durcheinander geworfen! Die Pfeffergurken in den Preiselbeeren und die Klöschen sammt den Krebsnasen in dem Sauerkaute. Der Karpfenschwanz ragt aus dem Reise hervor und das Gänseviertel — “

„Schäme dich, Narciß! —“ unterbrach ihn die Doctorin — „Ist das dein Morgensegen? und weißt du nichts Besseres zu thun, als den Topfgucker zu machen?“

Schnell stellte Narciß seine fleischlichen Beobachtungen ein und setzte sich hin, seine Schularbeiten zu fertigen, die in lateinischen Uebersetzungen bestanden. Frau Liebekind aber besah mit Seufzen, als es Tag wurde, die Gala-Kleidung ihres Eheherrn, auf welcher Bier-, Wein-, Fett- und andere Flecke abwechselten, die ausgewaschen — geschlißte Näthe, welche geflickt werden mußten. Mit unsäglicher Geduld unterzog sich die Doctorin der mühevollen Arbeit, welche erst nach mehrern Stunden beendet war und manchen Schweißtropfen kostete. Als Narciß aus der Kreuzschule heimkam, fand er die aufgewärmten Speise-Fragmente des Bäckerballes auf dem Tische und seinen Vater in eifrigem Streite mit dem Karpfenschwanze, dem Hühnchen und dem Gänseviertel, wobei ihm der Inhalt der erbeuteten Weinflasche die nöthige Stärkung verleihen mußte. Die Frau Doctorin hingegen und ihr Söhnlein begnügten sich theils mit dem Zusehen, theils mit dem Ragout, das ihnen die väterliche Großmuth überließ. Nach dem letzten Bissen suchte der Doctor abermals das Faulbette auf, um die freie Nacht vollends wieder zu ersetzen. Wie neu glänzte der

Atlas des pfirsichblüthenen Ballkleides; silbern schillerten die gewaschenen Strümpfe; der zierlich in Fältchen gebrochene Busenstreifen mit den durchbrochenen Manschetten beschämten mit ihrer Weiße fast den Schnee außen auf dem Dache und die schwarz ge—schmierten Schuhe mit den blank geputzten, wenn schon unächten Steinschnallen hatten doppelten Lüstre bekommen unter der geschickten, regsamen Hand der Doctorin. Indem Narciß all' diese Herrlichkeiten auf dem Tische wie zur Schau ausgelegt sah, konnte er sich eines Ausrufes freudiger Bewunderung nicht entbrechen. Allein seine Freude rief einen ganz entgegengesetzten Ausdruck auf dem leidenden Antlitze seiner Mutter hervor.

„Ach, mein Sohn!" sprach sie betrübt — „dieser glänzende Staub — ist er nicht der Paß zu unserm Elende? O, hätte doch dein Vater nie dieses Kleid auf seinen Leib gezogen! nie auf die lockenden Einladungen gehört, die ihn einem frühen Grabe, uns aber der Verzweiflung zuführen. Wie glücklich lebten wir doch, als dein Vater noch an meiner Seite arbeitete! Und wenn er auch bei seinen wenigen Clienten nur ein kärgliches Brot erwarb, so war es doch ein wohl verdientes und darum ein gesegnetes. Dann würde der Vater auch besser für euch sorgen und mir eure ganze Zukunft nicht allein auf die Schultern laden. Zwar danke ich nun Gott, daß dein Bruder Theseus nicht in seines Vaters Fußtapfen getreten, sondern ein einfacher Tischler geworden ist. Auch du, mein Narciß, erwähle lieber ein Handwerk mit einem goldenen Boden, als daß du zu kühnen Auffing nimmst, der schmählich enden könnte wie deines —"

„Was winselt und krächzt die alte Nachteule dort?!" lallte der Doctor mit weinschwerer Zunge aus seinem Bette daher. „Ist sie etwa wieder

über mich her, so soll ihr das Donnerwetter —" Die folgenden Töne wurden unverständlich und Mutter und Sohn schwiegen bestürzt stille. Nach einer Weile klopfte es an die Thüre. Ein Dienstmädchen trat ein, meldete einen Gruß von ihrem Herrn, dem Gasthalter aus dem goldnen Kruge, und lud den Herrn Pauken-Doctor für heute Abend zum Schmauße und Balle ein.

„Was will er geben, dein Herr?" fragte Liebekind, sich mit halbem Oberleibe aufrichtend.

„Einen Gulden und freie Zeche —" versetzte das Mädchen.

„Verdammt wenig für einen Doctor, wie ich bin —" schalt Liebekind — „Doch, ein Sperling in der Hand ist immer besser als eine Taube auf dem Dache. Ich werde kommen.

Jene ging.

Eine halbe Stunde später klopfte es wieder. Als die niedere Thüre sich aufthat, trat eine ungewöhnlich lange Gestalt in's Stübchen, die darin nur gebückt zu stehen vermochte. Neugierig in dem engen Bereiche sich umschauend, hob der junge Mann an: „Hier wohnt der vielbegehrte Pauken-Doctor? Ist dieß möglich? Doch ja, da seh' ich schon seinen Ballanzug."

„Was will Er, mein Freund?" rief Liebekind aus seinem Verstecke barsch hervor. „Wenn es Ihm hier nicht ansteht, so wird er wohl selbst den Weg zurück finden."

„Ah, da seid Ihr ja, Herr Doctor!" sprach der Fremde und schritt auf den Langschläfer los — „Kennt Ihr mich nicht mehr? Wir waren ja gestern Abend zusammen beim Bäckerschmauße. Ich bin Rinaldo, der lange

Klopffechter, dem der Spas mit der Citrone begegnete beim Auszuge. Wir haben geſtern bei einem Glaſe Wein noch weidlich uns daran ergötzt, nachdem der Gouvernements-Wachtmeiſter der grimmigen Blicke viele mit mir gewechſelt hatte, bevor er abtrollte mit ſeinen Leuten. Ich komme, Euch heute für den Abend und die Nacht in Beſchlag zu nehmen. Ihr ſollt uns vorpauken und trompeten laſſen."

„Wie? ſchon wieder?" rief der verwunderte Doctor — „Sind denn die Bäcker insgeſammt von der Tarantel geſtochen worden, daß ſie heute wieder tanzen wollen?"

„Ihr irrt Euch ſehr, Doctor!" verſetzte Rinaldo — „wenn Ihr mich für einen Mehlwurm haltet. Ich gehöre dem löblichen Schreinerhandwerk an, dem mich die Bäcker blos abgeborgt haben für die Dauer ihres Auszuges. Wie vermöchte auch ein Menſch, der es zeitlebens nur mit weichem Mehlteige zu thun hat, im Stande zu ſein, die Klinge ritterlich zu ſchwingen! Kurz und gut: ich frage Euch, ob Ihr der unſrige auf unſerm Schmauße ſein wollt, welcher den der Bäcker noch weit übertreffen ſoll."

„Für zwei Thaler und für das, was mein Mund bedarf an Speiſ' und Trank, ſag' ich zu —" entgegnete Liebekind.

„Zwei Thaler? Ei, das iſt ziemlich viel. Ich glaube, dafür bekämen wir einen Secretair, wohl gar einen Edelmann als unſern Gaſt. Bedenkt doch, daß Euer leiblicher Sohn ein Schreinergeſell iſt und obendrein mein Werkſtatt-Jüngſter."

„Zwei Thaler und keinen Groſchen weniger!" wiederholte der Doctor ſtöckiſch.

„Nun gut, Ihr sollt sie haben —“ sprach Rinalvo — „allein unbillig bleibt es doch.“

„Aber, Mann, —“ wendete die Doctorin furchtsam ein — „du bist ja schon versagt auf heute. Der Wirth vom —“

„Schweig, wann ich spreche!“ schrie Liebekind erbost. „Du hast dich nicht in meine Angelegenheiten zu mischen. Wer erhält die Wirthschaft? du oder ich?“

Gekränkt schwieg die Frau.

„Geh, mein Sohn, —“ sprach sie später heimlich zum Nareiß — „zu dem Wirthe des goldnen Kruges und melde ihm, daß dein Vater eine Abhaltung bekommen habe, weshalb er sein gegebenes Wort zurücknehmen müsse. Wir wollen des Vaters Wort und Namen nach unsern Kräften in Ehren bei den Leuten zu erhalten suchen.“

Es wollte der ohnehin gebeugten Frau schier das Herz zerbrechen, als später ihr Mann im vollen Anputze, ohne freundlichen Gruß, davon ging und nur mit rauher Stimme für ihn das Stübchen geheizt zu halten befahl. Ein viertel auf neun knarrten die hölzernen Stiegen und Theseus, des Doctors ältester Sohn, trat zu seiner Mutter in's Gemach, die ihn mit großer Freude bewillkommte. Der Jüngling war schlank gewachsen und von einnehmender Gesichtsbildung, obgleich ein Zug von stiller Trauer auf seinem Antlitze verbreitet lag.

„Der Vater —“ hob er nach den ersten Begrüßungen stockend an — „ist wohl wieder — versprochen?“

„Ja, mein Sohn!“ versetzte mit einem tiefen Seufzer die Doctorin. „Er ist auf dem Tischlerballe. Und du!“

„Um keinen Preis der Welt möchte ich daran Theil nehmen —" verſetzte Theſeus.

„Du haſt Recht, —" ſprach die Frau — „ſchon wann ich pauken höre, iſt mir's, als ſchlügen ſie auf meinem armen Herzen herum."

„Der Meiſter mit ſeiner Frau iſt auch dabei —" erzählte Theſeus — „und der lange, wüſte Rinaldo ſcheint es auf die Meiſterstochter abgeſehen zu haben. Er wird ſie wohl heute nicht aus den Händen laſſen."

Die letzteren Worte wurden von dem jungen Manne ſo gepreßt ausgeſprochen, daß ein weniger gedrücktes Gemüth als das der Doctorin gewiß daraus einen Schluß gezogen haben würde.

„Habt Ihr Geld, Mutter?" fragte der Tiſchlergeſell nach einer längeren Pauſe.

Wehmüthig ſchüttelte die Frau das Haupt. „Nicht einen Dreier mehr —" ſprach ſie dann ſchmerzlich.

„Da habt Ihr, was mich der heutige Schmaus und Ball gekoſtet haben würde —" verſetzte der gute Sohn und legte mehrere Silberſtücke auf den Tiſch. „Laßt mich nur erſt Meiſter ſein —" fuhr er fort, den Dank der Mutter ablehnend — „dann ſollt Ihr mit Gottes Hülfe keine Noth mehr leiden. Doch nun will ich wieder gehen und daheim arbeiten. In meiner Werkſtatt vergeſſe ich Schmaus und Ball, und alles Leid, ſogar den langen Rinaldo mit ſeinem Wichtigthun — glatt weg hoble ich mir die Grillen, und mein Schade iſt es auch nicht, arbeite ich nach dem Feierabende."

„Wohl dem, der Freude an ſeinen Kindern erlebt —" ſprach die Doctorin, als ihr Theſeus gegangen war. „Ich müßte ja ſonſt erliegen unter meiner Laſt."

Bei der Lampe Schein ſägte und hobelte, leimte und maß der junge Tiſchlergeſell, daß die öde Werkſtatt widerhallte. Zuweilen hielt er inne, um ſich ein Stäubchen und nebenbei eine warme Thräne aus dem blauen Auge zu wiſchen, die er wohl nicht des Vaters oder der Mutter wegen vergoß. Es ging auf elf, als er, einige Minuten ſich Ruhe vergönnend, das Hausthürſchloß öffnen hörte. Er horchte geſpannt. Iſt es wirklich kein Trug der Sinne? der Meiſter kehrt ſchon vom Schmauſe heim? Durch die halb geöffnete Thüre lauſcht er mit zurückgehaltenem Athem hinaus. „In der Werkſtatt iſt noch Licht —“ hört er die Meiſterin ſprechen und

ſchnell drückt er die Thüre zu und eilt zur Hobelbank hin, denn er vernimmt der nahenden Schritte mehrere. Und bald zeigt ſich der Meiſter

und die Meiſterin in der Werkſtatt, die holde Meiſterstochter aber in ihrem Ballſtaate bleibt ſittig an der offenen Thüre ſtehen, ſo daß der betretene Geſell kaum einen verſtohlnen Seitenblick nach ihr zu werfen wagt. Kaum kann er die Worte hervorſtammeln: „Wie, Meiſter! ſchon wieder heim vom Balle? Und auch Ihr, Frau Meiſterin? ſelbſt — Jungfer — Sibille?!“

Der Meiſter aber lobt den jungen Geſellen über die Maaßen wegen ſeines Fleißes und ſeiner Ehrbarkeit, die ihn fern halte von den wüſten Tanzgelagen ſeiner Kameraden. Er zündet ſeinen Wachsſtock an der Lampe an, ermahnt den Jüngling, ſich zur Ruhe zu begeben, und trippelt unter dem Anwünſchen einer guten Nacht aus der Werkſtatt. Geraume Zeit noch ſtarrte Theſeus den Verſchwundenen nach. Jungfer Sibille, gleich einer vollen Roſenknospe aus der weißen Pelzkontuſche hervorkeimend, blieb noch vor ſeinen Augen hingezaubert. Und als er in ſeiner Dachkammer entſchlafen war, tanzte er unter Engelsmuſik mit der Meiſterstochter dahin und vergaß darüber der Erde Luſt und Weh. Pauken- jedoch und ſchmetternde Trompetenklänge fehlten ganz und gar, denn ſie hätten ihn nur an ſeinen Vater, den Pauken-Doctor, gemahnt.

„Geht mir mit euern Schmauſereien und Bällen —“ ſagte am andern Morgen Meiſter Eiſel zu den Seinen. „Da habe ich geſtern Abend höchſtens zwei Flaſchen Wein getrunken — ſchon um elf Uhr auf's Ohr mich gelegt und gleichwohl iſt mein Kopf wie eine Laterne. Nun wundere ich mich nicht mehr, warum der lange Rinaldo den Teufel nichts zur Arbeit taugt. Eins muß er meiden: entweder ſein Nachtſchwärmen oder

meine Werkſtatt. Ganz dumm bin ich noch. He, Gottlieb! hole mir doch ſchnell mein Tagebuch herbei.“

Der Lehrburſche lief davon und brachte bald das Verlangte, welches niemand anders als — der Geſelle Theſeus war.

„Seufel! —“ hob der Meiſter an — „was wollte ich heute zuerſt in Arbeit nehmen?“

„Nußbaumblätter ſchneiden —“ war die raſche Antwort.

„Richtig! Hatte mich nicht geſtern Jemand beſtellt?“

„Der Hofmundſchenk, der einen Wandſchrank verkleidet — die Frau Baronin von Dörffel, die einen neuen Spiegelrahmen gefertigt — der Hofzahlmeiſter, der ein geheimes Fach in ſeinem Schreibepulte angebracht haben — die Braumeiſterin Funke, die ihre Tochter ausſtatten will.“

„Alles wahr! Doch halt! erinnerſt du dich etwa, was mir der Holzhändler Schinkel geſtern an Waare geliefert hat?“

„Drei Schock Schlage-, zwei Schock Spünde-, 3 Mandeln Rüſtbreter, 18 Stück zweizollige Pfoſten, 13 Stück dreizollige und 9 harte Klötzer — zuſammen an Werthe 83 Thaler 17 Groſchen 9 Pfennige, worauf Er 40 Thaler abſchläglich bezahlt hat.“

„Trifft zu wie Kirchenrechnung. Nun beſinne ich mich wohl. Aber ich muß mir wirklich noch ein Tagebuch anlegen. Denn, ich ſetze den Fall: du kämſt aus meinem Dienſte, —“ der Geſelle erbleichte — „ſo wäre ich ohne dich ein geſchlagener Mann. Wie hieß nur der Pole, der mir mit einer Rechnung von — von —“

„Ein hundert ſieben und ſiebenzig Thalern 19 Groſchen 4 Pfennigen —“ ergänzte das lebendige Tagebuch —

„Ja! ja! ſo viel war es — durch die Lappen gegangen iſt? Ich muß die Sache einem Advocaten übergeben.“

„Graf von Przemſlowiecky —“

„Der Henker behalte dieſe gepraſſelten und gewichſten Namen!“ eiferte Eifel — „und Satanas hole alle ſchlechten Zahler! Da muß mich geſtern Abend mein Unſtern auch gerade neben den windigen Pauken-Doctor hinſetzen, der mir in der Weinlaune einen Species abſchwatzt. Den kann ich ſo gut für verloren achten, als hätte ich ihn in die Elbe geworfen.“

Jetzt glühte des Geſellen Antlitz wie eine Klatſchroſe. Das Gedächtniß verließ ihn und die Sprache dazu.

„Ei, Mann!“ rief die Meiſterin verweiſend — „wie kannſt du nur ſo ſprechen! Der Pauken-Doctor —“

„Nun ja, eben der Pauken-Doctor! —“ fiel der Meiſter hitzig ein — „eben dieſen nichtsnutzigen, aufgeblaſenen, ungehobelten, nimmer nüchternen, ewig betrunkenen Kerl meine ich!“

„Er iſt ja des Theſeus Vater!“ platzte Jungfer Sibille faſt weinend heraus.

Eifel erſtarrte. Mit offnem Munde ſtierte er den gekränkten Theſeus an, deſſen Augenpaar ſich zu füllen begann. „Alle Wetter!“ ſchrie nun Eifel — „es iſt ja wahr! O ich neun und neunzig mal geöhrter Eſel! Ha, mein armes Gedächtniß! Ich vergeſſe noch meinen eigenen Namen! Armer Junge! ſo war's nicht gemeint. Dein Vater, eben der Pauken-Doctor — er iſt wirklich kein ſo übler Mann — ein liebenswürdiger Schwerenöther vielmehr — dem ich ſchon deinetwegen nicht gram ſein könnte. Er mag in Gottesnamen den Species behalten.“

Lange noch, nachdem Theseus die Wohnstube des Meisters verlassen, brummte dieser unzufrieden vor sich hin: „Andreas Eisel! das war ein verleimt dummer Streich! Könnte man nur das verlorne Gedächtniß wieder erkaufen! Ganz kindisch werde ich noch am Ende.“

Und doch hatte der Tischler nicht unwahr von dem Pauken-Doctor gesprochen. Derselbe sank mit jedem Tage tiefer auf der Stufenleiter menschlicher Verdorbenheit. Seine arme, gepeinigte Frau hatte Mühe, es bei dem Tyrannen länger auszuhalten. Nach einigen Wochen erwachte Narciß in einer Nacht durch einen jähen Schrei, der wie von den Lippen seiner Mutter herzukommen schien. Diese nicht auf ihrem Lager entdeckend, wollte er in die Stube dringen. Allein er fand die Kammerthüre von innen verschlossen. Auf sein ängstliches Rufen und Pochen vernahm er nichts als das Geräusch niederfallender Schläge und das unterdrückte Stöhnen eines gequälten Menschen. Und der Sohn errieth es mit ahnendem Gemüthe, daß der Gemißhandelte seine heißgeliebte Mutter sei! Gleichwohl vermochte er nichts, als für dieselbe mit Inbrunst zum himmlischen Vater zu beten. Als nach einer Weile das Getöse in der Stube schwieg, die Kammerthüre aufgeschlossen wurde und seine Mutter, mit der Lampe in der Hand und das Antlitz voll Blut, heraustaumelte: da sah er seine Befürchtung noch übertroffen. Schmerzvergehend sank die gemißhandelte Frau auf ihr Lager hin und mit ihrem Blute vermischten sich die heißen Schmerzensthränen ihres Kindes, das allein sie noch an den verworfenen Gatten fesselte. Dieser Auftritt wiederholte sich noch manchen Tag und manche Nacht, bis die Kraft des Weibes gänzlich gebrochen war. Frau Liebekind machte fortan nichts als weinen. Sie hatte keine Flecke mehr aus dem Galakleide ihres

Mannes zu vertilgen, keine ſeidenen Strümpfe, Handſchuhe und Spitzenmanſchetten zu waſchen, keine Buſenſtreifen in Fältchen zu brechen — denn der Doctor erſchien nur ſelten und auf Viertelſtunden in ſeiner Wohnung. Da geſchah es, daß Frau Liebekind eines Tages ihre bisherige Unthätigkeit aufgab, lange in ihren Sachen herumkramte, ausſonderte, bei Seite legte, einpackte und einen kleinen Theil der vorhandenen Habe abſeits in einen Winkel der Kammer ſtellte. Als dieß geſchehen war, wendete ſie ſich mit rothgeweinten Augen an den ſtaunenden Narciß und ſagte: „Komm, lieber Sohn, wir wollen ausgehen.“ Sie ſchloß hierauf die Wohnung zu und legte, wie immer, den Schlüſſel in einen, ihrem Manne und dem älteren Sohne wohlbekannten Verſteck. Die Doctorin war ſo hinfällig und angegriffen, daß ſie Narciß beim Hinabſteigen der Treppen ſtützen mußte. Vereint ſchlichen ſie zum Stadtthore hinaus auf den Kirchhof, wo die Doctorin das Grab ihrer Aeltern aufſuchte und ſich daſſelbe zum Sitze erkor.

Es war zu Anfange des Märzmonates, der Schnee verſchwunden und die große Kälte vorüber. Bereits drängten ſich zarte grüne Grasſpitzen aus

der Raſendecke der Gräber hervor, Gänſeblümchen blühten und Veilchen knoſpeten. Der ſpaniſche Hollunder und der deutſche Fliederbaum entfalteten ſich voll Ungeduld und die wilde Kaſtanie drohte ihre klebrigen, glänzenden Spitzen zu zerſprengen. Frau Liebekind ſah nichts von dem Allen. Ihr Blick haftete bald am Boden, bald ſinnend auf dem Antlitze ihres Sohnes. Ihr ganzer Körper bebte unter einer inneren Bewegung; Bläſſe und Röthe wechſelten auf ihrem Geſichte ab und bei jedem Glockenſchlage zuckte ſie zuſammen. So vergingen zwei lange, bange Stunden. Als die Glocke fünf Uhr Nachmittags verkündete, hob ſich ihre eingeſunkene Bruſt unter einem langen Seufzer. „Nun iſt's vorbei!" ſprach ſie langſam — „Gott wird mich auch das Andere noch ertragen laſſen. Laß uns gehen, Narciß."

Als ſie wieder zu ihrer Wohnung aufſtiegen, mußte die Doctorin auf jedem Treppenabſatze ruhen und Athem ſchöpfen. Der Schlüſſel lag an ſeinem Orte; doch unter ſichtlichem Beben ſteckte ihn die Doctorin in's Schloß. Die Thüre that ſich auf und — „Herr Gott! Mutter!" rief Narciß heftig erſchrocken — „ſie haben uns beſtohlen, während wir nicht da waren."

Die Doctorin ſah ihren Sohn mit einem langen Blicke an. „Beſtohlen?" ſagte ſie — „Ja, du haſt das rechte Wort getroffen. Das Theuerſte, Liebſte auf der Erde: mir den Gatten, euch den Vater hat man geſtohlen. Was nützt uns der übrige Tand?!"

Sie traten in das Stübchen, das nur die nackten vier Wände zeigte. Auch die Kammer war leer bis auf die wenigen Bündel in der Ecke.

„Wo ſollen wir denn nun ſchlafen?“ hob Narciß weinend an, indem er ſich vergeblich nach den Lagerſtätten umſchaute.

„Dafür wird dein Bruder Theſeus ſorgen —“ erwiederte die Doctorin gefaßt. „Glaube mir, Narciß! mit einem guten Gewiſſen ruht ſichs ſelbſt auf bloßen Hobelſpänen ſanfter als mit böſem auf Eiderdunen.“

„Und meine neuen Stiefeln — wo ſind ſie?“ klagte Narciß. „Vorhin ſtanden ſie ja noch da!“

Die Doctorin rang ihren Schmerz gewaltſam nieder. „Selbſt des armen Jungen Eigenthum hat er nicht einmal verſchont?!“ klagte ſie leiſe. „Beruhige dich —“ fuhr ſie dann lauter fort — „auch hier wird Theſeus Rath ſchaffen und ſoll er dir hölzerne Sohlen auf deine alten Stiefeln nageln.“

Wirklich ſchliefen Mutter und Sohn in den erſten Tagen auf einem Lager von Hobelſpänen, die Narciß, angeblich als Feuerungsmaterial, von dem Meiſter Eifel erbeten und herbeigetragen hatte. Nach einigen Tagen kleidete ſich Frau Liebekind auf's Sorgſamſte an — nicht prächtig, wohl aber ſauber und nett. Ungewöhnliche Sorgfalt verwendete ſie heute auf ihr Aeußeres, das dadurch eine ſtille, ſanfte Würde mehr erhielt. Jedoch geſchah dieß nicht ohne viele Thränen. Im Begriff, die Wohnung zu verlaſſen, zog ſie ihren Sohn erſt noch an ihr Herz. „Willſt du —“ ſchluchzte ſie ſchmerzlich — „mir auch vergelten, was ich für dich zu thun und zu — leiden gebe? Mir nicht mit Undank lohnen, wie dein —“

Sie vermochte nicht weiter zu ſprechen. Sie weinte ſich aus an dem Halſe des betroffenen Knaben. „Bitte für mich zu Gott —“ ſprach ſie,

ſich endlich losreißend — „daß er mich ſtärke in dieſer, ach ſo ſchweren Stunde!“

„Frage mich nicht —“ bat ſie, fortgehend — „bleib' auch daheim, bis ich wieder komme.“

Nach einer Stunde war ſie wieder da, bleich wie eine Leiche, doch gefaßt. „Nun biſt du ganz und allein mein! —“ ſprach ſie, ihren Sohn umfangend — heuer hab' ich dich erkauft — doch, was thut man nicht um ſeines Kind[illegible] willen?!“

Nach einer Weile kam Theſeus, in Hemdeärmeln und der blauen Tiſchlerſchürze, hereingeſtürzt. „Iſt es wahr, Mutter!“ keuchte e athemlos — „daß Ihr vorhin in dem Conſiſtorium von dem Vater geſchieden worden ſeid?“

„Es iſt wahr!“ verſetzte Frau Liebekind mit Ruhe. Und zu allen, meinen guten Namen befleckenden Anklagen eures Vaters, welche die Scheidung hervorbrachten, habe ich geſchwiegen — euretwegen, weil ich nur unter dieſer Bedingung im Beſitze meiner Kinder blieb, die außerdem zwiſchen uns beiden getheilt worden wären. Zwar habe ich meine Ehre und mit ihr mein einziges, bisher unangetaſtet gebliebenes Erbengut verloren, doch euch behalten und namentlich dich, mein Narciß, der du ſonſt wohl auch die unglückliche Bahn des Laſters, in Geſellſchaft deines Vaters, gewandelt ſein würdeſt.“

Die Ausbrüche kindlicher Dankbarkeit, womit jetzt die beiden Söhne ihre Mutter überhäuften, waren die erſten Linderungsmittel bei deren großem Schmerze.

Nach zwei Wochen ſchon aber lief die große Neuigkeit durch die Stadt,

daß der Pauken-Doctor die steinreiche, kinderlose Bäckerswittwe in der Rosshaaringasse geheirathet habe.

Nachdenklich und mit bewölkter Stirne kam Meister Eisel an einem Maitage 1756 aus einem Innungs-Convente heim. „Mutter —“ sagte er zu seiner Frau — „es ist nicht richtig mit der Eintracht der gekrönten Vettern. Man munkelt Mancherlei. Preußens großer Fritz soll ziemlich patzig in Wien angefragt haben, was wohl die großen Rüstungen in Oestreich und Sachsen besagen wollten? Kurz und gut: die Innung hat einen Gouvernements-Befehl erhalten, nach welchem jeder Meister nach bestem Wissen und Gewissen einen seiner Gesellen, der sich zum Soldatenstande eigne, aufzeichnen und diesen Ausweis binnen 24 Stunden in der Gouvernements-Canzlei niederlegen soll. Mir kann die Wahl nicht schwer fallen. Der kleine, krummbeinige David paßt kaum für die Hobelbank, geschweige für die Muskete. Theseus, mein Tagebuch, der ehrliche, treufleißige Arbeiter, wird mir immer unentbehrlicher — Wer bleibt senach übrig, als der zum Leibgardisten geborne, lange Rinaldo, der ohnehin besser mit der Fechtklinge, als mit dem Schlichthobel und Leimtiegel umzuspringen weiß? Er und kein Anderer wrde für die Soldatenpritsche bestimmt.“

Es war nach drei Tagen, als um 2 Uhr des Morgens an Meister Eisels verschlossene Hausthüre gepocht wurde. Es war nicht anders, als gedächte man die dicken Pfosten zu zerschlagen, aus welcher jene gefertigt worden war. „Aufgemacht!“ rief dazwischen eine barsche Stimme — „in des Teufels und des Königs von Polen Namen!“

„Das gilt uns!“ sprach der lange Rinaldo, der zuerst erwacht war und den Kopf durch das Dachfenster gefädelt gehabt hatte. „Sie kommen, uns zum Soldaten zu pressen!“ Sprachs zitternd und verschwand. Der krummbeinige David und der erschrockene Lehrbursche verbargen sich hierauf unter ihre Bettstellen und nur Theseus fuhr instinctmäßig in seine Kleider. Als er bis zum Umbinden der blauen Schürze gekommen war, that sich die Kammerthüre auf, welche sofort von 3 Mann Soldaten besetzt wurde, und in dem Dämmerlichte des grauenden Tages trat ein Unterofficier zu Theseus, denselben anrufend: „He, Bursche! bist du etwa der Kanni — Kannimachus Theozeug Liebekind?“

„Kallimachus Theseus Liebekind heiße ich —“ versetzte jener.

„Ist mir lieb zu vernehmen. Doch, Ladestock und Feuerstein! was für heidnische Namen hat der Kerl? Die muß ihm des Teufels Großmutter zugelegt haben. Komm an's Fenster, Junge! laß sehen, ob du auch wie ein Heide aussiehst.“ Er zog ein Papier aus der Tasche, auf welchem er mit Mühe herausbuchstabirte: „Länge: achtzig Zoll wenigstens. Alle Wetter! das nenn' ich gewindbeutelt! Da müßt ihr Leimzwingen ganz andere Zolle haben, als wir Soldaten. Wenn der Bursche da mehr als 70 zählt, so will ich Spießruthen laufen durch ein ganzes Bataillon. Weiter: rabenschwarzes Haar. Nun, da muß dein ganzer Kopf voll Sägespäne stecken, denn dieß Haar sieht dem rabenschwarzen just so ähnlich wie meine weiße Montur einer blauen, preußischen Jacke. Drei und dreißig Jahr: ei, du scheinst kaum 20 zu zählen.“

„Diese Beschreibung —“ sprach hier Theseus auflebend — „paßt völlig auf den Altgesellen, den langen Rinaldo.“

officier ein panischer Schrecken überkam. Eine fallende Bombe kann kein solches Gekrache anrichten, als dasjenige in Eisels Hause Statt fand und welches nur mit demjenigen verglichen werden konnte, welches das Zerbrechen der 300 irdenen Krüge in dem Lager der Midianiter zu Gideons Zeiten anrichtete. Die Meisterin zuerst begriff die Art und Weise seiner Entstehung.

„Herr Jesus! mein Flaschenbret!" rief sie, die Hände zusammenschlagend. Darauf nahmen sämmtliche Anwesende, unter Vortritt der Meisterin, ihren Weg nach dem Gangfenster im ersten Stockwerke, vor welchem die irdenen Bierflaschen Eisels in einem Lattengerüste zu stürzen pflegten. Richtig! das Flaschenbret mit seinem zerbrochenen Inhalte lag unten im Hofe und der lange Rinaldo, als Riesenstöpsel, eben drauf. In seiner Angst hatte der Klopffechter das Flaschengestelle zu seinem Zufluchtsorte erkieset, dessen Bänder jedoch das bedeutend vermehrte Gewicht nicht ertrugen. Der unsanfte Fall mit seiner harten Unterlage hatte den Armen zwar nicht getödtet, jedoch, wie die Untersuchung ergab, für längere Zeit wenigstens zum Soldatenstande untauglich gemacht.

Dem Ansinnen Eisels, den Theseus loszugeben, wollte der Unteroffizier nicht entsprechen. „Nein —" sagte er — „so etwas muthe der Meister mir nicht zu, mache dieß lieber mit dem Gouvernement selbst aus. Ich habe Befehl, den Tischlergesellen Liebekind als Rekruten beizuschaffen und würde gesuchtelt werden, wollte ich dem nicht nachkommen."

Jetzt wendete sich Jungfer Sibille mit nassen Augen an ihren Vater: „O, Vater!" flehete sie — „nehm' Er sich doch des armen Theseus an, daß er kein Soldat werden darf. Er hat ihn ja durch Seine Vergeßlichkeit

eben in's Unglück gebracht und muß ihn darum auch wieder herausziehen. Bedenkt doch nur, wie unentbehrlich er Ihm ist und seiner gebeugten Mutter dazu."

„Hm!" schmunzelte der Unterofficier, die schmucke Dirne wohlgefällig musternd — „Ihr ist der Mosje da am Ende auch unentbehrlich. Nun, es ist ja kein Unglück, Soldat zu sein. Was gilts? in einigen Wochen ist Ihr der Bursche da mit Ober- und Untergewehr, mit Schnurrbart und Montur weit lieber als jetzt in seiner Schürze."

Diese unzarte Rede übergoß die Tischlerstochter mit einem Purpurstrome, der sie um so reizender machte. Verschämt barg sie ihr Antlitz hinter dem Rücken ihrer Mutter, und Theseus hätte um keinen Preis der Welt die eben beschriebene Scene unerlebt wünschen mögen. Gefaßt begab er sich mit seinen Häschern hinweg.

Sibille hingegen eilte des frühesten zur Doctorin, ihr die Schreckensbotschaft zu hinterbringen und sie zu vermögen, im Verein mit ihrem Vater, Alles zur Befreiung des jungen Rekruten zu unternehmen.

Die Doctorin war auf die schlimme Nachricht erbleicht. Sinnend blickte sie vor sich hin; dann sagte sie: „Ein Mittel weiß ich nur, von welchem ich einen glücklichen Erfolg erwarten kann. Ist jemand im Stande, meinen Sohn zu befreien, so ist es mein — so ist es der Vater meines Theseus, welcher noch vielgeltende Universitätsfreunde hier besitzt und auch durch die Feder, so wie durch seine Doctorwürde viel bewirken kann. Zwar hätte ich nach dem letzten schweren Gange nicht geglaubt, daß ich einen noch saurern würde geben müssen: allein, für sein Kind ist man ja selbst in den Tod zu gehen bereit, warum nicht auch zu einem — ungetreuen — Gatten!"

„Wieder ein romantiſcher Name mehr!“ verſetzte der Krieger. „Doch, mein guter Junge! dießmal entgehſt du mir nicht. Wenn auch eine Kanonenkugel 12 Jahre und einen Fuß Länge weniger bei dir findet, ſo iſt dieß deſto beſſer für dich. Da du dich einmal freiwillig zum Kannvielmachus Theezeug bekannt haſt: ſo erkläre ich dich, Liebeskind, hiermit feierlichſt zum königlich polniſchen und kurfürſtlich ſächſiſchen Rekruten. Und wenn ich dein Exerciermeiſter werden darf, ſo verſpreche ich dir, dich binnen 4 Wochen in einen ſo ſtattlichen Soldaten umzuwandeln, daß niemand mehr den Bohr- und Holzwurm in dir erkennen ſoll. Richt't euch! Augen g'rad aus! Rechtsum kehrt! Vorwärts — marſch!“

Den armen Theſeus unter den Arm nehmend, verließ der Soldat mit jenem das Gemach. Als der polternde Zug die Treppe tiefer gelangte, lugte des Meiſters Geſicht verſtohlen durch die Thürſpalte. Seine Geſtalt zeigte ſich dann erſt ganz, als er mit Erſchrecken in dem neuen Rekruten ſeinen theuern Theſeus erkannte.

„Mit nichten, Herr Unterofficier! —“ ſprach er haſtig — „Er hat in der Dunkelheit fehl gegriffen und den Blonden, ſtatt des Schwarzen erwiſcht. Dieſer iſt nicht der lange Rinaldo, ſondern mein Tagebuch, der fromme, wackere Theſeus.“

Ein unterdrückter Schrei, der hier hinter des Meiſters Rücken hervortönte, bewies, daß der Lauſcher mehrere auf den Beinen waren.

„Dieſen zu fahen, ſind wir eben ausgerückt —“ verſetzte der Soldat in Bezug auf den Genannten. „Hier ſteht der vertracte Name ganz leſerlich geſchrieben und der gute Junge da hat ſich auch in beſter Form dazu bekannt.“

Mit einem ungläubigen Kopfſchütteln ſah der Meiſter auf die von ihm ſelbſt verfaßte Eingabe. Er wollte ſeinen Augen nicht trauen, als er des Unterofficiers Rede beſtätigt und ſtatt Rinaldo's völligen Namen denjenigen ſeines Lieblings erblickte. „Herr Gott!“ rief er beſtürzt — „ich habe mich geirrt — den Theſeus gerade im Sinne gehabt, als ich den Zettel ſchrieb — o mein Gedächtniß! mein armer ſchwacher Kopf!“

Hier ließ ſich hinter dem Meiſter ein mehr als halblautes, eiliges Geflüſter hören und eine Frauenſtimme ſprach: „So beruhige dich doch! Es muß ſich ja noch Alles aufklären.“

„Nein, Herr Unterofficier —“ fuhr Eiſel fort — „den Mann da laß' ich nicht verabfolgen. Der kann nicht einmal einen Holzwurm tödten, geſchweige ein Menſchenkind. Aber der lange Rinaldo ſtellt ſeinen Mann. Er iſt der Klopffechter, der an Weihnachten bei dem Bäckerauszuge dem Lieutenant den Hut mit der Citrone herunterſchoß.“

„Ei, tauſendſapperlot!“ rief der Soldat ſchmunzelnd — „den Tauſch ließe ich gelten! Nach dieſem Fiſche haben wir längſt ſchon geangelt. Alſo iſt der lange Citronen-Kanonier kein Bäckers-, ſondern ein Winkelmann? Doch wo iſt derſelbige?“

Nun begann ein Durchſuchen des ganzen Hauſes, doch ohne Erfolg. Zwar wurden die beiden Verſteckten unter ihren Betten hervorgezogen, allein Rinaldo war nicht aufzufinden. Gleichwohl war die Hausthüre von 2 Soldaten beſetzt geweſen und an ein Entkommen aus dem, von hohen Brandmauern umſchloſſenen, Hofe nicht zu denken. Was nur Hände und Füße im Hauſe hatte, ſuchte jetzt nach dem Verſchwundenen. Da war es plötzlich, als fiele der ganze Himmel ein, ſo daß ſelbſt dem tapfern Unter-

officier ein panischer Schrecken überkam. Eine fallende Bombe kann kein solches Gekrache anrichten, als dasjenige in Eisels Hause Statt fand und welches nur mit demjenigen verglichen werden konnte, welches das Zerbrechen der 300 irdenen Krüge in dem Lager der Midianiter zu Gideons Zeiten anrichtete. Die Meisterin zuerst begriff die Art und Weise seiner Entstehung.

„Herr Jesus! mein Flaschenbret!" rief sie, die Hände zusammenschlagend. Darauf nahmen sämmtliche Anwesende, unter Vortritt der Meisterin, ihren Weg nach dem Gangfenster im ersten Stockwerke, vor welchem die irdenen Bierflaschen Eisels in einem Lattengerüste zu stürzen pflegten. Richtig! das Flaschenbret mit seinem zerbrochenen Inhalte lag unten im Hofe und der lange Rinaldo, als Riesenstöpsel, eben drauf. In seiner Angst hatte der Klopffechter das Flaschengestelle zu seinem Zufluchtsorte erkieset, dessen Bänder jedoch das bedeutend vermehrte Gewicht nicht ertrugen. Der unsanfte Fall mit seiner harten Unterlage hatte den Armen zwar nicht getödtet, jedoch, wie die Untersuchung ergab, für längere Zeit wenigstens zum Soldatenstande untauglich gemacht.

Dem Ansinnen Eisels, den Theseus loszugeben, wollte der Unteroffizier nicht entsprechen. „Nein —" sagte er — „so etwas muthe der Meister mir nicht zu, mache dieß lieber mit dem Gouvernement selbst aus. Ich habe Befehl, den Tischlergesellen Liebekind als Rekruten beizuschaffen und würde gefuchtelt werden, wollte ich dem nicht nachkommen."

Jetzt wendete sich Jungfer Sibille mit nassen Augen an ihren Vater: „O, Vater!" flehete sie — „nehm' Er sich doch des armen Theseus an, daß er kein Soldat werden darf. Er hat ihn ja durch Seine Vergeßlichkeit

eben in's Unglück gebracht und muß ihn darum auch wieder herausziehen. Bedenkt doch nur, wie unentbehrlich er Ihm iſt und ſeiner gebeugten Mutter dazu."

„Hm!" ſchmunzelte der Unterofficier, die ſchmucke Dirne wohlgefällig muſternd — „Ihr iſt der Moſje da am Ende auch unentbehrlich. Nun, es iſt ja kein Unglück, Soldat zu ſein. Was gilts? in einigen Wochen iſt Ihr der Burſche da mit Ober- und Untergewehr, mit Schnurrbart und Montur weit lieber als jetzt in ſeiner Schürze."

Dieſe unzarte Rede übergoß die Tiſchlerstochter mit einem Purpurſtrome, der ſie um ſo reizender machte. Verſchämt barg ſie ihr Antlitz hinter dem Rücken ihrer Mutter, und Theſeus hätte um keinen Preis der Welt die eben beſchriebene Scene unerlebt wünſchen mögen. Gefaßt begab er ſich mit ſeinen Häſchern hinweg.

Sibille hingegen eilte des früheſten zur Doctorin, ihr die Schreckensbotſchaft zu hinterbringen und ſie zu vermögen, im Verein mit ihrem Vater, Alles zur Befreiung des jungen Rekruten zu unternehmen.

Die Doctorin war auf die ſchlimme Nachricht erbleicht. Sinnend blickte ſie vor ſich hin; dann ſagte ſie: „Ein Mittel weiß ich nur, von welchem ich einen glücklichen Erfolg erwarten kann. Iſt jemand im Stande, meinen Sohn zu befreien, ſo iſt es mein — ſo iſt es der Vater meines Theſeus, welcher noch vielgeltende Univerſitätsfreunde hier beſitzt und auch durch die Feder, ſo wie durch ſeine Doctorwürde viel bewirken kann. Zwar hätte ich nach dem letzten ſchweren Gange nicht geglaubt, daß ich einen noch ſaurern würde geben müſſen: allein, für ſein Kind iſt man ja ſelbſt in den Tod zu gehen bereit, warum nicht auch zu einem — ungetreuen — Gatten!"

Sie machte ſich fertig und ging. Sibille in ihrer Herzensangſt begleitete ſie. Man ſah es dem Gange der Doctorin an, daß ihr der Weg ſauer wurde. Auf der Rosmaringaſſe angelangt, ſtieg jene in das zweite Stockwerk hinauf, Sibille hingegen verſprach, der Doctorin Rückkehr unten abwarten zu wollen. Nach zehn peinlich verſtrichenen Minuten kam dieſe wieder und zwar mit verhülltem Antlitze — ſchluchzend — zerknirſcht.

Er hat mich nicht einmal vorgelaſſen —" erzählte ſie vergehend — „mir durch die Magd ſagen laſſen, wie es um den Jungen nicht Schade wäre, wenn er auch Soldat werden müßte — nicht einen Tritt wollte er ſeinetwegen thun und — mich endlich fortpacken heißen."

Siehe da, ein gebeugtes Frauenpaar, von welchem eine ſo rathlos war als die andere!

„Ein und zwanzig, zwei und zwanzig — den Bauch hinein, die Bruſt heraus — ein und zwanzig, zwei und zwanzig — potz Himmeltauſendſapperment — wann endlich wird es werden? Halt!"

Die Rekrutenreihe, von Theſeus angeführt, ſtand wie die Mauern des Zwingers, in deſſen weitem Raume das Exercitium Statt fand. Der Unterofficier Wiedemann nahm ſein Hütchen vom Haupte und wiſchte ſich

mit seinem bunten Schnupftuche die hellen Schweißtropfen aus der Stirne. „Ein saurer Bissen Brot, das Amt eines Exerciermeisters! —" seufzte er. „Da soll man aus solchen rohen, ungeschlachteten Stücken Menschenfleisches parademäßige Soldaten herstellen. Theezeug Liebeskind, der Gescheidtste unter der ganzen Rotte, laß' die Burschen einmal sich richten. So! und nun auf das rechte, dann auf das linke Bein gestellt und eine Weile balancirt! O wie tölpisch! Doch dort kommt der Herr Lieutenant von Wackenitz. Aufgepaßt, rechts richt't euch!"

Der Officier musterte die Rekrutenreihe, stach diesem mit der Faustspitze in die Kniekehle, daß der Bursche zusammenknickte, richtete jenem mittels der erfaßten Ohren das schief gehaltene Haupt gerade, drückte einem dritten den Unterleib hinein, einem vierten das Hütchen aus der Stirne und haderte zuletzt mit Theseus, daß er das Kinn zu sehr in die Halsbinde drücke.

„Höher!" gebot er, mit seinen Fingern nachhelfend. „Immer höher! noch höher!"

Des Theseus Antlitz machte jetzt so ziemlich kehrt mit dem blauen Himmel über ihm. Als des Lieutenants Hand vom seinem Kinne jetzt abließ, fragte jener ernst: „Mein Herr Lieutenant!"

„Was soll sein, Er Mohrenelementer?"

„Soll ich denn immer so stehen wie jetzt?"

„Ei freilich, deshalb habe ich dich ja eben so gerichtet."

„Nun, wenn dem so ist, so leben Sie recht wohl; denn auf dieser Erde sehe ich Sie dann nimmer wieder."

Dieß war auch wirklich wahr. Wiedemann lachte hinter des Officiers Rücken in's Fäuſtchen; bei den übrigen Rekruten blitzte es im Geſichte wie fernes Wetterleuchten, dem der laute Donner nur fehlt, der Lieutenant aber machte ſich ſtark und verſetzte grimmig: „Kerl! ſei Er nicht naſeweis oder ich haue Ihn mit der Klinge, daß Er ſtürzt.“

„Gnädiger Herr Lieutenant —“ ſprach hier Wiedemann vermittelnd — „der Rekrut da iſt des Pauken-Doctors leiblicher Sohn und deshalb, denkt er, kann er ſich eine Gurke mehr herausnehmen wie die anderen. Uebrigens iſt er mein beſter Mann.“

„Unterofficier Wiedemann —“ gebot Wackewitz — „Er läßt den Rekruten da, zur Strafe für ſein vorlautes Sprechen, heute mit alſo gerichtetem Haupte fortexerciren. Wornach zu richten.“ Er ging.

Die Uebungen begannen von Neuem, bei welchen Theſeus die Erſcheinungen des Himmels zu ſtudiren hinlänglich Zeit hatte, denn nur der Rumpf machte mechaniſch mit, was ihm befohlen wurde.

Indeß Theſeus mit ſeinem Haupte im Himmel ſchwebte, ließ ſich plötzlich eine bittende Stimme auf Erden vernehmen. „Herr Unterofficier —“ ſprach dieſelbe — „erlaube Er mir doch einmal, mit dieſem Burſchen da einige Worte zu ſprechen. Ich will denſelben auch gar nicht im Exerciren ſtören; er kann dabei immer ſchultern, Gewehr hoch machen und marſchiren.“

„Das wollt' ich mir auch ausgebeten haben —“ verſetzte der Krieger, und Meiſter Eifel wendete ſich nun an ſeinen vormaligen Geſellen. „Mein Theſel —“ hob er an — „ich ſtecke in großer Noth. Du fehlſt mir aller Orten und Enden; dazu liegt der Rinaldo noch auf einer Stelle,

und nirgends iſt ein Geſelle zu bekommen. Gleichwohl habe ich Arbeit über Arbeit, die ich mit dem kleinen David und dem einfältigen Lehrburſchen unmöglich allein bezwingen kann. Das Alles möchte aber noch ſein, wenn nur dieſer alte Kopf nicht ſo vergeßlich wäre. Ach, gutes Theſelchen, Gott iſt mein Zeuge, daß ich Alles verſucht habe, dich von dem verfluchten Soldatenſtande loszukaufen —"

„Herr! ich verbitte mir alle Anzüglichkeiten —" fiel hier Wiedemann zornig ein. „Weit rühmlicher iſt es, den Pallaſch und die Muskete zu handhaben, als das Winkelmaaß und die Schmiege. Soll das Land ſchutzlos bleiben? Ha, die Preußen würden Ihn ſammt ſeinen Leimtiegeln alsbald in den Torniſter packen, ſtänden wir nicht vor dem Riſſe."

Dieſe Rede überhörend, fuhr Eiſel fort: „Tauſend Thaler habe ich für deine Freilaſſung geboten, doch dieſelbe nicht durchſetzen können."

„Das macht der Preußenkönig mit ſeinen Blauröcken —" bemerkte Wiedemann milder — „die uns die Zähne vorweiſen wollen."

„Theſel, ich bitte dich! ſprich: ſollte der Wäſchſchrank für die Baronin von Heller vier oder fünf Fächer bekommen?"

„Vier!" verſetzte der Gefragte, unverrückt in die Wolken ſchauend.

„Und hat der Geheimerath von Tüffel den Pfeilertiſch mit Bocks- oder Dianenfüßen beſtellt?"

„Mit Faunfüßen!"

„Ich beſinne mich. Aber, mein guter Junge! biſt du böſe auf mich, daß du mich nicht anſehen magſt? Zwar, ich fühle es, daß ich Schuld an deinem Unglücke bin, doch gewiß nicht mit Vorſatz."

„Ich darf Ihn nicht anſehen —“ verſetzte Theſeus und trat im Fortſchreiten ſeinem Vordermanne derb auf die Füße.“

„Kann Er nicht ſehen?“ zürnte Wiedemann. „Er tritt ja ſchier ſeinem Vordermanne das Fleiſch von den Knochen!“

„Kann nichts dafür —“ entgegnete Theſeus reſignirt — „Wer befohlenermaaßen im Himmel ſein muß, kann ſich nicht um die miſerable Erde bekümmern.“

„Und meine Sibille —“ ſprach der Tiſchler — „hat mir auch noch einen Auftrag —“

„Wie? was?“ unterbrach ihn ſchnell der Rekrut — „Sibille —“

„Alle Wetter!“ zürnte Wiedemann — „Kopf in die Höhe! Hat Er nicht eben erſt die Erde ſchlecht gemacht und fährt gleichwohl aus dem Himmel?“ Mit Gewalt ſchraubte er dem widerſpenſtigen Rekruten das Kinn empor. „Ueberhaupt —“ fuhr der Unteroffizier fort —“ verbitte ich mir nun alles weitere Sprechen. Die paar Worte ſind längſt gefallen. Will der Meiſter weiter mit ſeinem ſonſtigen Geſellen ſchwatzen, mag er ihn auf den Abend zu ſich bitten.“

Dieß geſchah auch, doch wollte das Exerciren ferner nicht dem neugierigen Theſeus behagen oder gelingen. Er machte Fehler über Fehler, ſo daß Wiedemann beinahe von ſeinem Stocke Gebrauch gemacht hätte.

In der Zeit, wo vorliegende Erzählung ſpielt, wohnten die Soldaten von Dresdens Beſatzung noch in Privathäuſern, namentlich bei alten Wittwen, welche für ein Billiges den Kriegsſöhnen eine Stube oder Kammer abtraten, für ſie die Aufwartung beſorgten und dabei einen kleinen Gewinn hatten. Der Leſer ſieht ſich jetzt in eine derartige Soldatenwohnung verſetzt und wird Zeuge von einem Schauſpiele ſonderbarer Art. Monturen werden ausgeklopft und gebürſtet, Schuhe geſchwärzt, Soldatenhüte mit Bier aufgefärbt, Metallknöpfe blank geputzt, Musketen und Pallaſche in Glanz geſetzt, Torniſter gepackt und Feldflaſchen vom Roſte befreit. Nachdem dieſes lärmende Geſchäft vorüber, beginnt ein anderes von ſtillerer Natur. Der Unteroffizier Wiedemann verwandelt ſich plötzlich in einen Haarkräusler, der mit Zopfband, Pommade, Puder, Haarwickeln und Brenneiſen behende umzuſpringen weiß. Vor ihm ſitzen auf hölzernen

Stühlen mit niedriger Rückenlehne 4 junge Krieger, deren natürlichen Haarschmuck unter Wiedemanns Fäusten eine außerordentliche Veränderung erleiden. Das blonde, braune und dunkelschwarze Haar wird zum weißen, in Zöpfe gebunden und zu Locken gedreht, welche, zwei kleinen Fäßchen ähnlich, die Schläfe der Martisjöhne zieren. „Nun rührt euch nicht!“ rüft er nach vollbrachter Arbeit den 4 gekleisterten Köpfen zu, die wie die Mauern steif und unbeweglich sitzen müssen. Jetzt bringt der Künstler sein eigenes, bereits ergrauendes Haar in Ordnung und verurtheilt sich dann selbst zu derselben Unthätigkeit wie seine Untergebenen. So sitzen die fünf Männergestalten mit unbeweglichen Häuptern gleich Wachsbildern da, nur die unvermeidlichen, das Haupt nicht betreffenden Regungen sich gestattend.

„Jungen!“ redet sie der greise Krieger an — „haltet euch brav und schonet eurer Frisur! Sie ist schneller niedergerissen als aufgebaut. Wir sind keine Stunde sicher, daß der Generalmarsch getrommelt wird und unwiederbringlich dahin wäre eure und meine Reputation, erschienet ihr mit verschobenen Locken und ausgegangenem Zopfe bei der ersten Musterung. Wie müßtet ihr denn thun, wenn ihr eine lange Nacht, Gewehr im Arme, dem Feinde gegenüber ständet? Das hier ist nur ein Kinderspiel gegen den Krieg, in den wir schon übermorgen ziehen werden. Dann übernehmen die feindlichen Klingen und Flintenkugeln, uns die Frisur zuzustutzen, bis ein 24 Pfünder uns den Mund für immer stopft. He, Holder! Schlafmütze! du wirst noch vom Stuhle fallen und meine ganze Mühe vergeblich machen. Priestel! was hat nur deine Hand immer hinter dem linken Ohre zu suchen? — Wißt ihr kein Ammenmährchen zu erzählen, auf daß euch

die kurze Julinacht ſo ſchnell vergehe, wie vor Zeiten einem Kalifen tauſend und eine?"

Alſo trieb es Wiedemann bis zum Morgen, wo die um fünf Uhr ertönende Lärmtrommel ſeine jungen Soldaten bereits marſchfertig und in wohlerhaltenem Zuſtande fand. Nur ſechs Stunden ließ der Generaliſſimus die bepackten Krieger auf die Muſterung warten, denen wenigſtens ſo viel Zeit blieb, recht vernünftige Betrachtungen über die Tugend der Geduld und Enthaltſamkeit anzuſtellen. Theſeus Liebekind ſtand am Nachmittage deſſelbigen Tages Schildwache vor der Wohnung ſeines Oberſten, die am Altmarkte gelegen war. Er fühlte des Torniſters Laſt auf ſeinem Rücken, doch mehr noch den Schmerz im Herzen über die Trennung von der Mutter, dem Bruder, dem Meiſter und — — von Sibillen! Nur wenige Stunden noch war es ihm vergönnt, in ſeiner Vaterſtadt zu weilen und wer bürgte ihm, daß er dieſelbe je wieder ſah. In tiefe Gedanken verſunken ſchritt er vor dem Hauſe auf und ab, nicht achtend, daß ein, in dieſer Jahreszeit ungewöhnliches, Huſten in ſeiner Nähe ertönte. Endlich zeigte ſich ein hochrother Gegenſtand vor ſeinem Auge, ſo daß er faſt gewaltſam zu ſich ſelbſt gebracht wurde. Beinahe wäre ihm hierauf die Flinte vor Schreck entfallen, denn — Sibille war es, welche mit niedergeſchlagenem Auge dicht an ihm vorüberging. In der damaligen Zeit, wo die gemeinen Soldaten noch meiſtentheils aus Taugenichtſen, liederlichen Burſchen, gewaltſam gepreßten Handwerksburſchen und Tagelöhnern zuſammengeſetzt waren, durfte ein ehrbares Mädchen, wollte ſie nicht ihren guten Ruf verlieren, öffentlich mit keinem Krieger, am allerwenigſten mit einer Schildwache, verkehren. Dieß wußte Theſeus und darum wagte er

auch nicht, ſeine Meiſterstochter anzuſprechen; jedoch blieb ihm unbenommen, das ängſtlich dahin trippelnde Kind wenigſtens mit ſeinen Augen zu verſchlingen. Allein wie ward ihm, als er daſſelbe ſtehen bleiben, ſich umdrehen und ihn mit trübem Blicke anſchauen ſah! Doch Theſeus beſtand den harten Kampf mit ſich ſelbſt. Er machte keine Miene, ſich dem Mädchen weder zu nähern noch daſſelbe anzureden. Darauf ſah ſich Sibille ſcheu rings um, ſchritt auf die verſteinerte Schildwache zu und ſagte mit gepreßter Stimme: „Alſo wirklich ſoll es morgen früh ſchon fortgehen?“

„Morgen früh, Jungfer Sibille —“ verſetzten des Jünglings bebende Lippen.

„Nun, ſo lebe Er recht wohl und vergeſſe Er uns nicht.“ Sie hielt ihm die Hand zum Abſchiede hin, in welche er mit voller Seele einſchlug. Bevor er ſich von ſeiner freudigen Beſtürzung erholen konnte und das ſchwere Geldpäcktchen in ſeiner Hand gewahrte, war deſſen Spenderin auf Windesflügeln entſprungen. Jetzt wandelte der junge Soldat auf puren Roſen und Vergißmeinnichten, bis die Ablöſung und mit ihr zugleich eine Schreckensbotſchaft kam. Er ſei arretirt, hieß es, weil, wie der Herr Oberſt aus dem Fenſter geſehen, er auf der Poſt Geld angenommen habe, welches Vergehen ſofort mit 10 Stockſchlägen geahndet werden müſſe. Als Theſeus in die Wohnung des Oberſten heraufgebracht wurde, fand er daſelbſt bereits alles zur Execution Erforderliche vor — eine Schütte Stroh und einen Unterofficier mit bereit gehaltenem Stocke daneben, welcher jedoch erſtarrte, als er des Culpaten anſichtig wurde. Es war Wiedemann, der ſich's nicht hatte träumen laſſen, daß er zu Abſtrafung ſeines Goldſohnes herbeigeholt worden ſei.

„Mir das? Junge!“ rief er tief erſchüttert aus. Dann ſuchte er bei dem Oberſten um ein kurzes Gehör nach.

„Ew. Gnaden —“ ſprach er im Laufe ſeines Vortrages — „es war des Jungen Schweſter, die ihrem Bruder die paar Pathenpfennige in die Hand drückte. Von einer Beſtechung kann hier alſo gar nicht die Rede ſein. Laſſen Ew. Gnaden den Mann heute zu Schanden hauen, ſo kann er morgen nicht mit ausrücken und das Regiment zählt einen braven Kerl weniger. Bedenken überdieß Ew. Gnaden, daß ich mir den Burſchen erſt nach der Hand gezogen und meine wahre Luſt und Freude an ihm bisher gehabt habe. Und ich ſelbſt ſoll ihm nun die Knochen zerſchlagen!“

Der Oberſt blieb unerbittlich und Wiedemann trat traurig ab. In der nächſten Minute meldete die Ordonanz dem Oberſten, wie der Unterofficier Wiedemann ſich die rechte Hand bedeutend zerſchnitten, indem er dem Arreſtanten das Seitengewehr abgenommen habe, und ſolches dabei unvermuthet aus der Scheide geſchlüpft ſei. Er müſſe demnach den Herrn Oberſten bitten laſſen, einen andern Unterofficier an ſeiner Statt zu beordern, indem er nun zur Execution als untauglich ſich fühle. Der Oberſt aber merkte etwas, befahl die Execution aufzuſchieben und den Unterofficier Wiedemann zu entlaſſen, damit er verbunden werden könne. Nach einer Stunde trat Meiſter Eiſel, gefolgt von ſeinem Geſellen David und dem Lehrburſchen, die eine leere Trage trugen, aus des Oberſten Hauſe. „In meinem ganzen Tiſchlerleben —“ ſprach er vor ſich hin — „habe ich ein ſo ſchönes Stück von Arbeit nicht ſo freudig fortſchaffen laſſen, als dieſes. Der gute Junge iſt's aber auch werth und zehnmal ſo viel Glas-

ſchränke wollte ich hingeben, könnte ich ihn damit von den leidigen Soldaten loskaufen."

Daheim aber benetzte der begnadigte Theſeus die verbundene Hand Wiedemanns mit heißen Dankeszähren. „Vater Wiedemann —" ſchluchzte er — „ſollte je eine Zeit kommen, wo ich Seiner nicht gedenken wollte: ſo halte Er mir dieſe, Seine rechte Hand vor die undankbaren Augen und ich werde —"

Er vermochte nicht weiter zu ſprechen. Wiedemann aber brummte: „Hm! ungeſchicktes Fleiſch war's und nichts weiter, das mich in die Klinge greifen ließ. Warum machſt du alſo ſo viel Aufhebens davon? Künftig ſündige nur nicht wieder, auf daß dir nicht noch Aergeres widerfahre."

Die ganze ſächſiſche Armee war bei Struppen gefangen und unter die Preußen geſteckt worden, lief jedoch bei der erſten Gelegenheit davon und ſammelte ſich in Ungarn wieder unter den Befehlen des Prinzen Xavier, der ſie ſpäter nach Sachſen zurückführte. Vier Jahre ſchon hatte der leidige Krieg gewährt und Sachſen darunter am meiſten gelitten. Preußens tapfrer König hielt Dresden eingeſchloſſen und ſchickte ſich an, daſſelbe zu bombardiren, auf daß es den preußiſchen Adlern willig ſeine Thore öffne. Dresdens öſtreichiſche und ſächſiſche Beſatzung brannte die Vorſtädte nieder und traf alle Anſtalten, das Vorhaben der Feinde mißlingen zu laſſen. Angſtvoll aber ſahen die Bewohner von dem Dache ihrer Häuſer draußen auf den Anhöhen bei Räcknitz und weiter hin die Wurfgeſchütze auffahren, die über ſie Tod und Verderben ausſpeien ſollten. Das werthvollere Ei-

genthum ward in den Kellern geborgen, was aber die Furchtſameren waren, ſo flüchteten dieſe nach der Neuſtadt hinüber, wo man die bei den Scheunenhöfen errichtete preußiſche Batterie glücklich zuſammengeſchoſſen hatte, ſo daß wenigſtens dieſer Stadttheil einen Zufluchtsort darbot. In dieſen Tagen der Aufregung und Gefahr war es, daß man einen Menſchen feſt gebunden in die Hauptſtadt einbrachte, dem das Geſchrei voran lief, daß es ein preußiſcher Spion ſei; Grundes genug, eine zahlreiche Begleitung Volks um ihn zu ſammeln. Bald ging der Ruf von Mund zu Munde: „Der Pauken-Doctor iſt's, der den Spion gemacht hat und mor-

gen ſchon gehenkt werden wird.“ — Nun iſt das Amt eines Spiones ein ſo niederträchtiges, mit allgemeiner Verachtung gebrandmarktes, daß unter den Hunderten, welche den Gefangenen einbringen ſahen, auch nicht eine

Stimme des Mitleids laut wurde; vielmehr hörte der Letztere nur Verwünschungen über ſich ausſtoßen. Des Doctors Geſtalt hatte eine große Veränderung erlitten in den 4 letzten Jahren. Zwar beſaß ſein Körper noch etwas von der alten Fülle, allein dieſe hing ſchwammig und welk an dem Knochengebäude. Das Antlitz ſah erdfahl aus und nur die Naſe thronte als ein glühender Leuchtthurm in demſelben. Das mit Grau bereits ſich miſchende Haupthaar war ohne Puder und Friſur, hing vielmehr ſtruppig in das Geſicht herein. Sein Anzug, einſt koſtbar geweſen, zeigte, wie tief ſein Beſitzer herabgeſunken ſei. Nicht blos der Krieg mit ſeinen Drangſalen hatte das Amt der Nemeſis bei dem Pauken-Doctor übernommen; die meiſte Schuld der großen Veränderung trug die ſinnloſe Verſchwendung, welcher das neue Ehepaar ſich hingegeben gehabt hatte. Als nach wenig Jahren der bethörten Bäckerswittwe nur noch das überſchuldete Haus von ihrem ganzen Reichthume übrig geblieben, hatte ſie ſich von ihrem Ehemanne aus eigener Machtvollkommenheit getrennt und ihn ſeinem eigenen Schickſale überlaſſen, welches in einer Zeit, wo man, des Krieges wegen, eines Pauken-Doctors nicht mehr bedurfte, ein klägliches war. Noch lange, nachdem der angebliche Spion in eine feſte Kaſematte geſperrt worden war, ſtand der Volkshaufen in deren Nähe, Betrachtungen über die ſchnelle Wandelbarkeit des irdiſchen Glückes anſtellend.

Um elf Uhr in der nächſten Nacht wurde die Schildwache vor des Spions Gefängniſſe abgelöſt und eine andere dafür hingeſtellt. „Du haſt —“ belehrte ſie der Gefreite — „darauf beſonders zu ſehen, daß der Gefangene nicht entwiſcht. Geſchieht dieß durch deine Schuld, ſo bekommſt du die Kugel vor den Kopf oder den Strick um den Hals.“

Der Soldat ſagte hierzu kein Wort, ſchulterte und ſchritt, nachdem die Patrouille ſich entfernt hatte, langſam auf und ab. Doch bald veränderte ſich die Scene. Der Krieger ſtellte ſeine Flinte in's Schilderhäuschen und begann eifrig, doch mit Vorſicht, an der flammhaften Thüre der Kaſematte zu arbeiten. Es ſchien, als wüßte er mit dergleichen Holzarbeit gut umzugehen, denn noch vor Verlauf einer halben Stunde war das Thürſchloß umſägt und das Gefängniß eröffnet. Der Gefangene, in deſſen Auge jedenfalls kein Schlaf gekommen war, taumelte heraus, traute ſeinen Augen nicht und ließ ſich erſt von ſeinem Befreier zur ſchleunigen Flucht ermahnen. Doch war der Doctor noch nicht ſo ganz verdorben, daß er nicht vorher einige Worte des Dankes ſeinem Retter hätte widmen mögen. Derſelbe blieb aber ſelbſt dann ſtumm, als jener nach deſſen Namen forſchte. Der Doctor ſtand ſchon auf dem Sprunge, als er ſich nochmals an die verſteinte Schildwache mit den dringend ausgeſprochenen Worten wendete: „Freund, Retter! fliehe mit mir! Jedenfalls bringſt du deinen Kopf in Gefahr, bliebſt du nach meinem Entweichen hier zurück. Ich aber kenne alle Schliche und Wege, um uns beide außer Gefahr zu bringen.“

Die Schildwache ſchüttelte das Haupt. „Mein Weg und der Eurige —“ ſprach ſie dumpf — „gehen weit auseinander. Wollt Ihr mir jedoch vergelten, ſo bekennet mir jetzt vor Gott, dem allwiſſenden Herrn, ob Ihr wirklich habt das Vaterland an den Feind verrathen wollen?“

„Ja —“ verſetzte der Doctor tief erſchüttert, — „ich geſtehe, daß ich tief gefallen bin, doch nicht ſo weit, um der mich beſchuldigten That fähig zu ſein. Der Schein iſt zwar gegen mich, doch bin ich kein Verräther, ſo wahr mir Gott helfen wolle in meiner Todesſtunde.“

„So geht mit Gott!“ verſetzte der Soldat freudig und ging, ſeine Flinte zu holen. Kaum war der Doctor im Dunkel der Julinacht verſchwunden, als draußen im preußiſchen Lager ein dumpfer Donner ſich erhob. Nach wenig Secunden zeigten ſich am Firmamente rothglühende Sternchen, welche gleich einer ſteigenden Rakete einen Halbkreis beſchrieben und nicht weit von der Schildwache als zu kurz geworfene Bomben in den Stadtgraben ſich begruben. Weit entfernt, ſich in den Bereich der ſichern Kaſematte zurückzuziehen, gab der Soldat vielmehr ſeinen Körper recht gefliſſentlich der drohenden Gefahr preis, indem er — wie er zu ſich ſelbſt ſagte, lieber durch eine Bombe als durch den Strick zu ſterben wünſchte. Als die niederſchlagenden Bomben häufiger und richtiger geworfen wurden, ſahen ſich die Einwohner ziemlich unſanft geweckt. Nicht lange dauerte es, ſo zeigte ſich die Gluth einer beginnenden Feuersbrunſt über der Webergaſſe. Was aber der Schildwache recht fürchterlich dünkte, war das Schweigen der Lärmglocke und der Trommeln, die ſonſt jeden Ausbruch eines Feuers kund zu machen pflegen. Nur das Raſſeln der herbeieilenden Spritzen und das dumpfe Geſumme der Löſchenden ließen ſich vernehmen. Da keine Glocke in der ganzen Stadt ſchlug, ſo überkam der Schildwache auch die Zeit der Ablöſung noch ziemlich unerwartet. Gefliſſentlich hatte ſie die Thüre der Kaſematte weit offen gelaſſen, ſo daß das Entrinnen des Gefangenen ſofort bemerkt wurde. Er habe — entſchuldigte ſich der Soldat gegen den ſcheltenden Gefreiten — mehr Acht auf die fallenden Bomben als auf den Gefangenen gehabt, was dieſer benutzt zu haben ſcheine.

„Wohl, mein lieber Liebekind, —“ verſetzte der Gefreite trocken —

„ſo rathe ich dir, die Bomben jetzt noch einmal in gehörigen Augenſchein zu nehmen, indem du ſie in dieſem Leben nie wieder, höchſtens vom Galgen aus zu ſehen bekommen wirſt.“

Darauf ging die Patrouille, den entwaffneten Liebekind in ihrer Mitte, davon. Als ſie durch die Schreibergaſſe nach dem Altmarkte zuſchritt, blickte Theſeus noch einmal zu dem Hauſe ſeines Meiſters auf, in deſſen Wohnung die Fenſter erleuchtet waren. „Ade, liebe Sibille, mein Todtbräutlein!“ liſpelte er. In demſelben Augenblicke, wo eine Feuerſpritze bei den Soldaten vorüberjagte, die Thüre von Eiſels Hauſe ſich öffnete und Theſeus ſeine letzten Segenswünſche ſtammelte, ſchlug eine Bombe mit betäubendem Krachen mitten unter die Gruppe hinein, daß Menſchen, Pferde und Spritzentheile auseinander ſtoben. Nachdem die Hohlkugel ſich entladen und der erſte Schrecken ſich gelegt hatte, unterſuchte man die Verwüſtungen, welche jene an Menſchen und Thieren angerichtet hatte und die nicht unbedeutend waren. Die eine Halbſchied der Patrouille ſammt dem Gefreiten war getödtet, die andere gefährlich verwundet. Ob der Gefangene unter den Gebliebenen ſei oder ſich gerettet habe, konnte man bei der Verſtümmelung mehrer Geſichter nicht ausfündig machen, daher die Sache unentſchieden blieb und auf ſich beruhen mußte. Auch wurde über den Schreckniſſen des 10tägigen Bombardements der verſchwundene Liebekind gar ſchnell vergeſſen.

In dem Hinterſtübchen eines Hauſes der brennenden Altſtadt-Dresden lag eine kranke Perſon, der Bekleidung nach eine weibliche. An ihrem

Bette ſaß eine Matrone und ein junges Mädchen, von denen die Erſtere ihren Blick nach dem Fenſter, die Andere auf die Kranke gerichtet hielt. Hinter einem Schirme brannte ein kleines Lämpchen, aber, obgleich tief in der Nacht, war das ganze Gemach ziemlich erhellt. Man vernahm das Krachen einſtürzender Dachſparren, das Geſchrei von Menſchen, das erneute Niederfallen der Bomben und das Raſſeln vorüberjagender Spritzen. Plötzlich überſtrömte ein lichter Glanz das Stübchen. Die alte Frau ſprang auf und trat händeringend an das Fenſter, welchem gerade gegenüber eine rieſige Brandfackel in die dunkle Luft aufflammte. Es war der

alte Kreuzthurm, der klar wie eine Kerze jetzt brannte und ein fürchterlich schönes Schauspiel gewährte. „Kind —" wendete sich nun die Matrone an das Mädchen — „wir sind wirklich nicht mehr sicher hier. In den Keller willst du nicht kriechen, und auch ich mag mich der Gefahr des Verschüttens nicht aussetzen, gleichwohl wird unsre Lage mit jeder Stunde bedenklicher. Vielleicht hielte die Kranke doch das Tragen in eine ruhigere Stätte nach Neustadt aus."

„O nein, Mutter!" bat Sibille — „er — sie stirbt uns am Ende unter den Händen. Und hat uns Gott der Herr nicht wunderbarlich erhalten mitten in Brand und Noth? Noch hat keine Bombe in unserm Hause gezündet — ein Fingerzeig für uns, daß wir dasselbe nicht verlassen sollen."

Hier trat Meister Eisel in's Gemach. „Der heillose Krieg!" seufzte er — „selbst des Heiligsten schont er nicht! Bald wird unsre liebe Kreuzkirche nur noch ein Schutthaufen sein. Hu! wie das brennt! Nun, Gott gebe nur, daß der Thurm nicht unglücklich fällt und vollends vernichtet, was noch von Häusern um ihn her steht."

„Vorwärts, Kameraden!" phantasirte die Patientin trotz eines Kriegers in der heißen Schlacht — „dreht die Flintenkolben um — schlagt zu auf die Feinde, daß sie nimmer wieder erstehen. Seht ihr dort den Galgen winken und den Henkersknecht meiner harren? Keine Pauken, Sibille! Laßt mich los, Mutter! ich gehe ja nicht aus der Welt."

„Noch immer ohne Besinnung!" klagte die jugendliche Krankenwärterin, mit besorgtem Blicke ihren Patienten betrachtend. Eisel hingegen sagte: „Wie gut, daß wir unsern Nothpfennig nicht dem Keller anvertrau-

ten, wie so viele unter uns gethan haben. Denn die Oestreicher räumen Alles aus, was nur von einigem Werthe ist, und machen sich somit für ihren Schutz schon selbst bezahlt."

Noch manche Stunde lang leuchtete die Kerze des Kreuzthurms in der angstvollen Nacht, bis der Letztere unter einem donnerähnlichen Krachen zusammenstürzte.

„Wie die Erdschollen dumpf auf meinen Sarg fallen —" meinte die Kranke, in ihrer Fieberhitze den Sturz des Thurmes also deutend. Am nächsten Tage trugen Jungfer Sibille und ihr Vater auf der letzten, ihnen verbliebenen, Trage die wohl eingepackte und verhüllte Kranke nach der Neustadt hinüber. Frau Eisel begleitete sie, beladen mit mancherlei Habseligkeiten. Auf der Mitte der Brücke wallte ihnen ein Volkshaufe entgegen. „Der Pauken-Doctor! der Pauken-Doctor!" war das allgemeine Feldgeschrei, welche auf die Patientin einen sichtbaren Eindruck hervorbrachte, denn sie suchte ihre Hände frei zu machen und das Haupt zu erheben. Die beiden Träger sahen sich genöthigt, ihre Bürde nieder zu setzen und den Zug vorbeizulassen, in dessen Mitte wirklich der Doctor Liebekind einherschritt — ungefesselt, obschon von einem Unterofficier begleitet.

„Kein Spion — ein Patriot bin ich!" rief der Doctor. „Vom Feldmarschall Daun aus Böhmen komme ich und bringe gute Botschaft. Binnen kurzem sollen die Blauröcke vor Dresden abziehen müssen. Es lebe Daun und der wackere Soldat, der mich von der hänfenen Schlinge errettete."

„Er lächelt wieder, Vater! wirklich, er lächelt wieder!" sagte Si-

bille, welche der Kranken verſchleiertes Haupt unterſucht hatte, mit triumphirenden, fröhlichen Tönen. Eifel jedoch legte erſchrocken den Zeigefinger auf die Lippen und ſagte: „Scht! biſt du von Sinnen?“

Daß dieß nicht der Fall ſei, bewies Sibille jetzt, indem ſie mit der wieder ergriffenen Trage ſo ſchnell davon lief, daß ihr Vater kaum nachzufolgen vermochte. Und ſie hatte auch alle Urſache zur Fröhlichkeit; denn die wieder lächelnde Kranke war ja der liebe Theſeus, den ihr Vater in der Verwirrung, welche die niedergeſchlagene Bombe angerichtet, verwundet zwar, doch lebend in ſein Haus gezogen und bisher verpflegt hatte.

Dresden war gerettet, doch ein großer Schutthaufen geworden, in welchem Eisels Haus zu den wenigen gehörte, die in der Nähe des Altmarktes nicht eingeschossen oder eingeäschert worden waren. Zwar hatte das niedere Gebäude auch gelitten, doch im Vergleich mit den benachbarten, nur wenig. Desto leerer sah es dafür in seinen Räumen aus, die wenig mehr als die 4 nackten Wände zeigten. Theseus Liebkind war in Folge eines nicht ganz beseitigten Beinschadens als invalid verabschiedet worden und tischlerte eifrigst in seines alten Meisters Werkstatt, der den treufleißigen Gesellen mit seiner Tochter bereits verlobt hatte. Die Trauung hingegen war bis auf unbestimmte, bessere Zeiten hinausgeschoben worden. „Denn —" sagte Eisel — „wie kann Hochzeit sein ohne Ausstattung? Und Ausstattung ohne Geld?" Das Geld aber und geldeswerthe Papiere hatte der Meister versteckt, doch wußte er nicht mehr wo?

„Seufel, geliebtes Tagebuch —" hatte Eisel hundertmal schon gesagt — „nur dieß eine Mal zeige mir an, wohin ich die blecherne Bratröhre mit den Goldfischen und den Kammerscheinen gethan habe. Sie ist gut aufgehoben, versichere ich dir, doch wo? wo? Da sitzt der Knoten! Und meine Alte ist eben so vergeßlich wie ich, denn ich weiß gewiß, daß ich ihr den Versteck genannt, wohl gar gewiesen habe. Im ganzen Keller ist kein Fleckchen, daß ich nicht schon umwühlt hätte. Und Sibille will auch nichts gehört haben. Freilich, sie hatte genug mit dir zu thun und darum für nichts Anderes Ohr und Auge. Seufel, besinne dich doch! du hattest sonst ja ein so kostbares Gedächtniß. Es ist zu deinem eigenen Besten, denn, sobald die bewußte Bratröhre sich findet, man der Braut das Kränzlein windet."

„Aber, Meiſter! —“ entgegnete der Geſell betrübt — „wie kann ich wiſſen, was Ihr mir nie anvertraut habt? Ich bin ja kein Daniel, der nicht blos die Träume zu deuten, nein ſelbſt zu errathen vermochte.“

„Als du im Hinterſtübchen krank darnieder lagſt und der brennende Kreuzthurm dein Nachtlicht war —“ ſprach Eiſel — „habe ich jedenfalls in deinem Belſein erzählt, wohin ich meinen Mammon geborgen. Darum beſinne dich!“

Doch Monate verſtrichen und der Schatz fand ſich nicht. Die Schwalbe baute im Frühjahre ihr Neſt und die Henne ſaß brütend im Hühnerhauſe; die Taube auf dem Dache girrte ſo ſehnſüchtig und der Tauber antwortete trommelnd. Theſeus zimmerte die ſchönſten Bettſtellen — keine Arbeit als dieſe ging ihm jetzt raſcher von den Fäuſten — und gleichwohl ſollten ſie nicht für ſeine eigene Hauswirthſchaft beſtimmt ſein. In ſeiner Verzweiflung darüber ließ er wohl gar Worte fallen, daß er trotz ſeines ſchwachen Beines wieder zur Flinte greifen und in den Krieg ziehen wolle, wovon ihn jedoch die Lippen Sibillens noch glücklich wieder ablenkten. Eiſel aber blieb unerbittlich. Eines Tages kam er heim. „Endlich —“ ſprach er — „habe ich einen Fuhrmann bewegen können, die Schutthaufen aus unſerm Hofe fortzufahren. Faſt kniefällig mußte ich den Mann darum angehen; denn ſchuttreich ſind jetzt die meiſten Dresdener geweſen und noch, und eine wahre Noth an Fuhrwerken. Aber das Aufladen müſſen wir ſelbſt beſorgen, indem der Fuhrmann blos den leeren Wagen bringen und den gefüllten abholen wird. Es iſt gut, daß der Hof einmal geräumt wird, der ſchon ſeit Jahren mit altem Schutte verſehen war.“

„Ich helfe mit —“ ſagte Sibille.

„Und ich dazu! —“ fiel Theſeus ein — „Ihr braucht Euch, Meiſter, um nichts zu bekümmern.“

Die Arbeit begann. Braut und Bräutigam ſchaufelten um die Wette. Eine Fuhre nach der andern ging ab.

„Jetzt kömmt der alte Schutt —“ rief nach mehrſtündigem Schwitzen Theſeus fröhlich — „und bald iſt die Sache abgethan.“

Der Haufen war bis zum Häuflein zuſammengeſchmolzen, als des Theſeus Spitzhacke auf einen dumpf erdröhnenden Gegenſtand fiel. „Jetzt kommt der Schatz —“ ſprach er ahnungslos — „eine Braupfanne voll Goldes.“ Plötzlich jedoch ſtieß er ein Freudengeſchrei aus. „Sibille! Sibille! ſchnell!“ rief er und ſprang, mit beiden Händen ein verroſtetes und verbogenes Blechkäſtlein erfaſſend, eiligſt in die Werkſtatt, wo er ſeinen Fund vor dem betroffenen Meiſter auf die Hobelbank niederſetzte. Dann, die ihm nachgeeilte Braut umfaſſend und luſtig mit derſelben in der Werkſtatt herumtanzend, jubelte er: „Hochzeit! Meiſter! Hochzeit, Sibille!“

Eiſel hatte ſeinen geborgenen Schatz wiedererkannt und unverkürzt befunden. „Ja —“ ſprach er, ohne erſt zu fragen — „nun fällt mir's wie Schuppen von den Augen. In dem alten Schutthaufen hatte ich die Blitzröhre verſteckt, als eben Holland in Nöthen und die Gefahr vor der Schwelle war. Das Geld wäre da, folglich auch —“

„Die Hochzeit!“ fiel Theſeus ein und Sibille — widerſprach wenigſtens nicht.

Was kümmerte die Glücklichen, daß der Krieg noch in der Ferne tobte? Die Schwalben bauten ihr Neſt ja auch unter den Trümmerhaufen wieder auf! Siehe da Meiſter Eiſels Haus geſchmückt mit Beſemen und den erſten Blumen. Der hochzeitliche Zug kömmt aus der Frauenkirche, der die preußiſchen Bomben nichts anhaben konnten. Das Volk drängt ſich, das glückliche Brautpaar zu ſehen, welches gar ein doppeltes war. Daſſelbe beſtand aus dem Pauken-Doctor, dem der Tod ſeiner zweiten

Frau die erſte wiedergegeben hatte, und aus deſſen älteſtem Sohne nebſt der ſchönen Jungfer Eiſel. Ja, ſie waren glücklich; am meiſten die ſanfte Dulderin — die Doctorin, die in ihren wohlgerathenen Söhnen und dem gebeſſerten Manne ſich ſelig pries. Keine Trompeten und Pauken ertönten zwar bei dem Hochzeitsmahle, doch konnte die reine Freude um ſo lauter erklingen. Nachdem die Geſundheiten der Brautpaare, der Schwiegerältern und Verwandten, der Hochzeitgäſte und ſämmtlicher Anweſenden

getrunken worden waren, erfaßte der einſtige Pauken-Doctor ſein neugefülltes Glas.

„Meinem Retter!“ ſprach er tief ergriffen. „Möge ihm meine Erlöſung aus der Kaſematte nicht das Leben gekoſtet haben! Dieſe Befürchtung iſt der einzige Wermuthstropfen in meinem Freudenkelche.“

„Er iſt nicht umgebracht worden —“ verſicherte die Braut, auf ihren, ſtill und ſelig an ihrer Seite ſitzenden Gatten blickend. „Soll ich's nicht ſagen, mein Seufel?“

„Ach, was weißt denn du davon?“ verſetzte dieſer roth werdend.

„Mehr als du glaubſt —“ antwortete Sibille. „In der Fieberhitze pflegt man zuweilen recht offenherzig zu ſein. Ja, Herr Schwiegervater, Sein eigener, leiblicher Sohn und mein nunmehriger Gemahl war Sein Befreier. Er kann's ihm ja ſchon an den blitzenden Augen abſehen.“

„Herr!“ ſprach Liebekind andächtig — „zu gering bin ich der Barmherzigkeit und Treue, die du an mir gethan haſt! Sohn, das vergelte dir der Herr, unſer Gott, noch in Ewigkeit.“

„Und ich —“ verſetzte Theſeus ablehnend — „weihe dieſes Glas den Todten unter dem Staſe. Meinem zweiten Vater — dem Corporal Wiedemann — der Herr verleihe ihm eine fröhliche Auferſtehung!“

Noch klangen die Gläſer, als ein alter Stelzfuß die neugierige Menge der Zuſchauer theilte, welche die Thüre des Hochzeitzimmers beſetzt hielt.

„Ein alter Kriegsmann bittet um einen Zehrpfennig —“ ſprach er und hielt die rechte Hand her.

„Bleib!“ rief Theſeus ſeinem hochaufgewachſenen Bruder Narciß zu, der dem Invaliden die erbetene Gabe zu reichen gedachte. Jener ſchenkte

ein großes Glas Wein ein, legte ein Stück Kuchen und einen blanken Gulden darauf und ſchritt auf den Kriegsmann zu, deſſen ausgeſtreckte Hand wie vor Altersſchwäche zu zittern ſchien.

„Da, Kamerad!“ hob Theſeus an und reichte dem Alten das Glas hin. Plötzlich lag daſſelbe mit dem Kuchen- und dem Geldſtücke am Boden, Theſeus ſelbſt aber an dem Halſe des Stelzfußes, dem die Freudenzähren über die braungewetterten Wangen rollten. Nach langer, inniger Umarmung hob Theſeus an: „Vater Wiedemann, in meines wackern Schwiegervaters Hauſe ſtehen noch mehrere Wohnungen leer. Daß Ihr darin keine Noth leidet, ſoll meine Sorge ſein. Ja,“ rief er feurig und hielt des Greiſes Hand, deſſen innere Fläche eine blutrothe Narbe quer durchſchnitt, hoch empor — „das iſt die edelmüthige Hand, die lieber die Sehnen ſich zerſchnitt als — mich — fuchteln wollte!“

Und ſie freuten ſich Alle und ihre Freude war vollkommen!

Die Brüder.

Erzählung aus der ſächſiſchen Geſchichte des Jahres 1446.

Einſt lebten zwei Brüder mit einander im Streite. Dieß iſt nun niemals gut, beſonders ſchlimm aber, wenn die Streitenden Fürſten ſind, weil dann die armen Unterthanen am meiſten darunter zu leiden haben. Alſo war es auch wirklich der Fall. Die beiden uneinigen Brüder hießen Friedrich und Wilhelm. Jener war Kurfürſt und dieſer Herzog von Sachſen. Die größte Schuld der beklagenswerthen Uneinigkeit trugen die böſen Rathgeber der zwei Brüder, beſonders ein gewiſſer Apel von Vitzthum, welcher auch ſpäter den verdienten Lohn von ſeinem Herrn, dem Herzoge Wilhelm, dafür empfing. Sechs lange Jahre währte der Streit, in welchem die Länder der beiden Fürſten gegenſeitig verwüſtet wurden, und Sengen, Brennen, Plündern und Morden an der Tagesordnung war. Ein edelmüthiger Zug des Kurfürſten Friedrich machte endlich dem blutigen Kampfe ein Ende und erwarb ihm den Zunamen „der Sanftmüthige". Es kam nämlich ein Hakenſchütze und erbot ſich gegen den Kurfürſten, deſſen Gegner aus dem Wege zu räumen, indem er ihn mitten aus ſeinen Leuten niederſchießen wollte. Da verſetzte der Kurfürſt: „Schieße, wen du willſt, nur meinen Bruder nicht —" welche Worte dem Wilhelm hinterbracht wurden und dieſen zur Verſöhnung geneigt machten. In dieſe trau-

rige Zeit des Bruderkrieges, welcher vom Jahre 1445 bis 1451 dauerte, fällt nachstehende Erzählung, von welcher der Verfaſſer wünſcht, daß ſie den Leſern nicht mißfallen möge.

In die Schächte und Stollen des Himmelsfürſten bei Freiberg im ſächſiſchen Erzgebirge tönten die Klänge der Schichtglocke hinab, und verkündeten den, in der Erde Eingeweiden wühlenden, Menſchen willkommene Ablöſung. Hin flog Fäuſtel und Schlägel, Spitzhacke und Hane; die Grubenlichter wurden in die Wetterkaſten zurückverſetzt und dieſe vorn am Gürtel befeſtigt, um bei der Auffahrt den Weg zu erhellen. Zwei Bergleute, welche die acht Stunden der Schicht einträchtig neben einander gearbeitet hatten, ſchickten ſich nun gleichfalls an, die Grube zu verlaſſen. Als der Jüngere von ihnen den Fuß auf die erſte Sproſſe der Fahrt ſetzen wollte, ſah er ſich von ſeinem Kameraden wider Erwarten zurückgehalten.

„Nicht ſo? Dittel!“ hob der Letztere mit gar ernſter Stimme an — „ehrliche Hand geht durch's ganze Land?“

Der Angeſprochene, obſchon bleich wie alle Bergleute, wurde auf die Frage noch bläſſer und ſah ſeinem Gegner beſtürzt in's Antlitz, wobei er einige unverſtändliche Laute herſtotterte.

„Der Weg, den du betrittſt —“ fuhr jener ſtrafend fort — „führt zum Galgen und in die Hölle. Laß dich warnen, bevor es zu ſpät wird. Du haſt ein Stück Silberſtufe eingeſteckt. Thue das unrechte Gut von dir, damit es dich nicht verderbe.“

„Bernd!“ rief jetzt Dittel beleidigt — „faſelſt Du?“

„Wirſt du augenblicklich das Silbererz in deiner Taſche herausgeben?“ ſprach Bernd ruhig und feſt. „Wo nicht, ſo zeige ich's dem Oberſteiger an und du wirſt gehenkt.“

„Meinſt du etwa das Stücklein Bleiglanz —“ rief Dittel mit erzwungenem Lachen, indem er die Stufe verächtlich von ſich warf — „welches ich meinem Töchterchen zum Spielwerke heimbringen wollte? Ha! es iſt nicht einmal des Worte werth, welche du darüber machſt. Da nehmen die beiden fürſtlichen Brüder ihren Unterthanen jetzt wohl hunderttauſendfältig mehr.“

„Darüber zu urtheilen, geziemt uns nicht —“ verſetzte Bernd und folgte nun dem vorausfahrenden Dittel nach, welcher mehrmals ſich verſucht fühlte, ſeinen Hintermann von der Fahrt zu ſtoßen und ihn den Hals brechen zu machen. Nur die Feigheit des Böſewichts hielt ihn ab, ſein Vorhaben auszuführen. Als die Bergleute unter fröhlichem „Glück auf“ dem Schachte entſtiegen waren und aus dem Huthauſe in's Freie traten, wehete ſie ein friſcher Morgenwind an. Noch war der Himmel umnachtet; blaſſe Sternlein ſchimmerten abſchiednehmend herab, und über dem nahen Hammerberge zog ſich ein grauer Streifen — der Vorbote des nahenden Tages — am Horizonte dahin.

In einer Blende der Halde, welche aus dem tauben, zu Tage geförderten Geſtein erbauet war, hing ein Chriſtusbild, nach welchem die Bergleute ihre Schritte jetzt hinlenkten. Der ganze Raum blinkte von Grubenlichtern; denn die kommenden und gehenden Arbeiter hielten hier ihre Andacht; jene, um Schutz bei ihrem gefahrvollen Tagewerke zu bitten, dieſe,

dem Herrn zu danken. Es war ein Anblick eigener Art, die ſchwarzen Geſtalten mit den todtblaſſen Geſichtern und den brennenden Lichtern vor der Bruſt reihenweiſe auf ihren Knieen liegen und ſich bekreuzen zu ſehen, wobei die farbloſen Lippen vielfach die Mutter Gottes und alle Heiligen anriefen. Dittel war auch niedergekniet; ſeine Hand machte das heilige Kreuz über Bruſt und Antlitz; ſein Mund plärrte den himmliſchen Gruß; doch ſein Herz war ferne von Gott und ſann nur auf das Verderben ſeines Kameraden Bernd.

Letzterer ſchritt jetzt der Stadt zu, aus deren Thore ihm eine Frau mit zwei Mädchen, ſämmtlich mit Tragkörben verſehen, entgegentrat. Der

Tag war nun völlig angebrochen, daher erkannten die einander Begegnenden sofort ſich gegenſeitig.

„Guten Morgen, Vater!“ riefen die Mädchen freudig und eilten auf Bernd zu, welcher ſie und ſeine Frau mit einem munkern „Glück auf“ begrüßte.

„Habt ihr ſchon ſo früh den Schlaf von euch geſtreift?“ fragte Bernd ſeine Kinder, indem er ihnen die blühende Wange mit ſeiner ſchwielenreichen Hand ſtreichelte.

Bei dieſen Worten fuhr die Thorwache, welche, von dem Sprecher abgewendet, mit einer Magd geſchwatzt hatte, erſchrocken zuſammen, zog die Hellebarde grüßend an und ſchaute mit einem furchtſamen Blicke nach

der Seite hin, wo die Töne herkamen. Eben ſo ſchnell jedoch nahm der Kriegsmann ſeine vorige, nachläſſige Stellung wieder an, wobei er lachend zu ſeiner Nachbarin ſagte: „Bin ich doch erſchrocken! Denke wirklich, der geſtrenge Herr Bürgermeiſter ſtehe hinter mir. Derweile iſt es blos ein lumpiger Häuer, der gerade dieſelbe Stimme hat wie unſer Herr Bürgermeiſter.“

Dieſe laut geſprochenen Worte waren Bernds Ohren nicht entgangen. Stumm führte er die Seinen abſeits und ſprach dann mit etwas gedämpfter Stimme zu ihnen: „Wo aus, mit euern Körben?“

„Wir wollen —“ war die gemeinſame Antwort — „für den Herrn Apotheker in Freiberg Tauſendgüldenkraut und Löwenzahn, Feldkümmel und Schaafgarbe, Stiefmütterchen und weiße Brennneſſeln eintragen.“

„Da könnt' ich euch wohl helfen?“ ſprach Bernd und machte Miene, mitzugehen.

„Nein! nein!“ wehrte ſeine Frau. „Du mußt jetzt ausruhen von deiner Nachtſchicht. Der Herr Apotheker hat mir geſtern Abend einen Trunk Bier geſchenkt. Davon habe ich dir eine Suppe gekocht, welche du daheim finden wirſt. Sie ſteht über den Kohlen und Wilhelm, welcher bereits über ſeinen lateiniſchen Büchern ſitzt, wird ſchon alles beſorgen. Geh, lieber Mann, iß und ſchlafe aus. Haſt du zu Mittage noch Luſt, uns Geſellſchaft zu leiſten, kannſt du es immer noch thun.“

Indem Bernd ſeine Zuſtimmung gab, blieb ein Landmann, der mit Reiſeſtock und Querſack verſehen, in die Stadt einwandern wollte, verwundert ſtehen. „Mein Sir!“ rief er aus und verſetzte dem Bergmanne einen Schlag mit der flachen Hand auf die Schulter, unter welchem ein

heutiger Geck gewiß zuſammen gebrochen wäre — „das iſt ja wahrhaftig der Weller von Molſdorf! Hat dein vornehmer Herr Bruder ſich doch noch deiner erbarmt? he? Aber, pfui! zu einem gemeinen Häuer hat er dich gemacht? Das iſt eben kein Bruderſtückchen! Biſt gewiß gefährdet worden im Schachte, weil du ein ſo großes Pflaſter über's halbe Geſicht weg trägſt. Faſt hätte ich dich nicht wieder erkannt, wäre mir deine Stimme nicht zu Hülfe gekommen.“

Bernd hatte ſich betroffen umgeſehen, ob dieſe unverhoffte Zuſprache unwillkommene Zuhörer gehabt habe. Hierauf führte er den Landmann einige Schritte weit von den aufhorchenden Töchtern weg und ſprach bittend: „Hankel! verrathe mich nicht. Nenne mich nicht Weller, ſondern

Bernd. Meinem Wilhelm zu Liebe habe ich mich hierher gewendet. Der Junge will ſtudiren und beſucht darum die Schule in Freiberg. Erfährt mein Bruder, daß ich hier bin, muß ich augenblicklich fort.'

„Ein ſchönes Bruderſtückchen!" verſetzte Hankel. „Freilich, wenn die Großen mit einem ſo böſen Beiſpiele voran gehen: was wollen dann die Kleinen machen?! Armer Bernd, du biſt mir auch als bloßer Häuer tauſendmal lieber, als dein hochnaſiger Herr Bruder, der ſich ſeiner geringen Herkunft ſchämt."

„Schweig', um Himmelswillen!" bat Bernd den eifernden Landmann, der nur mit Mühe ſich beruhigte, jedoch treulich verſprach, gegen Niemand etwas von dem Verhältniſſe der beiden Brüder zu erwähnen.

Eine Woche war vergangen, die Nachtſchicht wieder vorüber, Bernd vor dem Chriſtusbilde in der Halden-Blende, Dittel dicht hinter ihm. Als jener ſich von ſeinen Knieen erhob, um heimzugehen, rief dieſer plötzlich mit lauter Stimme: „Schichtmeiſter! Oberſteiger! kommt her und haltet dieſen Dieb feſt, welcher eine Silberſtufe aus der Zeche entwendet hat. Greifet den Bernd, welcher unſre ganze Knappſchaft ſchändet. Ihr werdet den Diebſtahl noch bei ihm finden."

„Iſt dem alſo —" ſprach Bernd ruhig — „ſo haſt du, Elender, mir erſt die Stufe heimlich beigeſteckt."

„Erbärmliche Ausrede!" höhnte Dittel und ſah mit Schadenfreude, wie ſein Widerſacher feſtgenommen, durchſucht und, nachdem die Anklage beſtätigt gefunden worden war, gefangen abgeführt wurde. Es hatte dem

Bernd nichts geholfen, daß er Dittels verbrecheriſches Vorhaben von neulich erzählt und dadurch die Veranlaſſung der falſchen Anklage darzuthun geſucht hatte. Mit großer Keckheit leugnete Dittel den ganzen Vorfall und der Schichtmeiſter machte dem Bernd bemerklich, wie er, wenn die Sache auch wirklich in der Wahrheit begründet ſei, immer gar ſehr gefehlt habe, indem er von ſeines Kameraden Uebelthat nicht ſofortige Anzeige erſtattet habe.

Der Bürgermeiſter von Freiberg, Herr Nicol Weller, hatte ein Weinbad genommen und ſtand, von einer behaglichen Wärme überſtrömt und gekräftigt, vor ſeiner großen, eiſenbeſchlagenen Truhe, ſeinen Mam-

mon überzählend. Dabei murrete er, daß die fürſtliche Münzſtätte nicht einmal Geld genug prägen könne und man ſich daher, ſtatt der blanken Gulden, mit unſcheinbaren Silberkuchen begnügen müſſe. In ſeinem Geſchäfte ſah er ſich durch die Magd geſtört, welche die Gegenwart des Frohnvoigtes anmeldete.

„Geſtrenger Herr Bürgermeiſter —“ hob Letzterer unter einem tiefen Bücklinge an — „Bernd, der Silberdieb, wünſcht Euch um Gotteswillen zu ſprechen. Ich habe dem Kerl die Hölle heiß gemacht, ihm von den Daumſchrauben, den ſpaniſchen Stiefeln und der Marterleiter vorgeſchwatzt; ihm beſchrieben, wie es thue, wenn ſiedendes Pech und brennender Schwefel auf den bloßen Leib getröpfelt, oder das Fleiſch mit glühenden Zangen gezwickt wird. Nun wird er Euch Alles geſtehen wollen.“

„Das mag er im Verhöre thun —“ verſetzte der Bürgermeiſter kalt. „Dazu braucht er mich nicht.“

„Er verlangt aber ausdrücklich Eure Gegenwart —“ erwiederte der Voigt — „ja, er hatte ſogar die Kühnheit hinzuzuſetzen, daß es Euch gereuen würde, ſchlüget Ihr ihm dieſe Gunſt ab “

„Nun kann gar nichts daraus werden —“ ſprach Weller beſtimmt. „Ha! der Schurke will mir gleichſam drohen?!“

„Geſtrenger Herr Bürgermeiſter —“ meldete wiederum die Magd — „Frau Bernd mit ihren Kindern will einen Fußfall vor Euch thun.“

„Was da, Fußfall!“ zankte das Stadt-Oberhaupt. „Sie kann mir tauſendmal zu Fuße fallen und ihr Mann wird doch gehenkt. Die Gerech-

tigkeit muß blind ſein, richten ohne Anſehen der Perſon. Dippolt, jage Er das Bettelvolk aus dem Hauſe."

Der Frohnvoigt ging aus dem Zimmer, deſſen Thüre jedoch gleich darauf haſtig aufgeriſſen wurde. Herein ſtürzte Frau Bernd mit ihren beiden Töchtern; bald zeigte ſich auch ein junger Menſch von etwa 17 Jahren, welcher, mit dem Frohnvoigte ſich herumbalgend, athemlos eintrat.

„Gnade!" rief Frau Bernd — „Gnade! Gnade!" ihre Töchter, wobei ſie vor dem Bürgermeiſter niederknieeten.

„Recht und Gerechtigkeit!" rief auch Wilhelm, der Sohn, wobei er dem Frohnvoigte einen Schub gab, welcher denſelben auf die Dielen verſetzte.

Mit ſteigendem Zorne ſah Weller dem ganzen Auftritte zu. „Nichts

da!" rief er — „bleibt mir vom Leibe! Die Gerechtigkeit muß ihren freien Lauf haben."

„Er iſt unſchuldig!" tönte es vierſtimmig zurück. „Dittel hat ihn fälſchlich angeklagt."

„Keine Beweiſe dafür!" ſprach Weller. „Die Tortur wird den Silberdieb ſchon zum Geſtändniſſe bringen."

„Wollet Ihr Eueres eigenen Blutes nicht verſchonen?" rief Frau Bernd gellend — „Mein Mann iſt ja Euer leiblicher Bruder!"

Da war es, als ſchlüge ein jäher Blitz vor des Bürgermeiſters Füßen nieder. Eine Secunde lang ſtarrte er die Frau an, dann ſprach er, zum Frohnvoigt gewendet: „Haſt du verſtanden, was dieſe ſagte?"

„Nichts habe ich verſtanden —" antwortete dieſer klug — „geſtrenger Herr Bürgermeiſter."

„Geh, guter Dippolt, und ſage dem — dem Gefangenen, ich würde überlegen, ob ich ſein Anſuchen erfüllen könnte oder nicht —" befahl dieſer.

Als der Frohnvoigt fort war, ſprach der Bürgermeiſter zu Frau Bernd: „Hab' ich vorhin recht gehört? Wie heißt Euer Mann? Woher ſtammt er?"

„Mein Mann —" verſetzte die Frau — „heißt mit ſeinem wahren Namen Melchior Weller und iſt Euer leiblicher Bruder. Euretwegen hat er ſich Bernd genannt und die Verwandtſchaft mit Euch gegen Jedermann verheimlicht. Der Häuer Dittel hat ihn fälſchlich angeklagt. Er und nicht mein Mann iſt der Silberdieb."

Jetzt wurde die vorhin blinde Gerechtigkeit des Bürgermeiſters plötz-

lich ſehend. Er ſah ein, daß es allerdings gut gethan ſei, den Gefangenen vor dem Verhöre zu ſprechen, ſo wie, daß es eine unerträgliche Schande für ihn ſelbſt wäre, würde ſein Bruder in des Henkers Hände gegeben. Er gebot der Frau und ihren Kindern Stillſchweigen und verſprach dagegen, ſich ſeines Bruders thätig annehmen zu wollen. Wirklich begab er ſich ſogleich in die Frohnveſte, in deren elendeſtem Gemache der arme Bernd ſchmachtete. Es war hier ſo dunkel, daß der Bürgermeiſter ſeinen Bruder, obſchon dieſer das entſtellende Pflaſter weggenommen hatte, nicht würde wieder erkannt haben, wäre dieß nicht durch den Ton der Stimme geſchehen, welche dem Bürgermeiſter wie ſeine eigene vorkam. Auch glichen die beiden Brüder an Geſtalt, Größe und Geſicht einander täuſchend, nur daß des Bergmanns Antlitz bleicher als das des Bürgermeiſters war.

„Kennſt du mich, Bruder Nicol?“ redete jener den Eintretenden an.

„Leider, ja!“ verſetzte dieſer. „Nur Noth haſt du mir in deinem Leben gemacht, jetzt aber die allergrößeſte.“

„Und womit?“ fragte Melchior gekränkt. „Hab' ich je Anſpruch auf deine Macht, deinen Reichthum oder Einfluß gemacht? Hab' ich nicht immer mein Brot ehrlicher Weiſe verdient und gethan, was Chriſtenpflicht iſt? Damit mein Sohn Wilhelm etwas Tüchtiges lerne und mehr als ein armer Bergmann werde, plage ich mich nebſt Frau und Töchtern redlich, ohne jemanden beſchwerlich zu fallen. Und iſt es ſo unerhört oder meine Schuld, daß ein Elender mich fälſchlich anklagen konnte?“

„Ach, hätteſt du dem Kerl lieber den Mund auf ewig verſchließen

laſſen, als du ihn über dem Diebſtahle ertappt hatteſt —" ſprach der Bürgermeiſter ärgerlich.

„Ich hatte Mitleiden mit ihm —" verſetzte Bernd — „hoffte, ihn zu beſſern —"

„Was da!" rief der Bürgermeiſter hitzig — „kein Mitleiden! keine Schonung! Du ſiehſt, was dabei herauskommt. Wüßt' ich nur dießmal einen Ausweg zu finden — einen ganzen Silberkuchen wollte ich daran wenden."

„Wirklich?" verſetzte Melchior bitter — „bin ich dir ſo theuer?"

Der Bürgermeiſter überhörte in tiefen Gedanken dieſen Vorwurf. „Es muß gehen —" ſprach er vor ſich hin — „Dippolt muß ihn entwiſchen laſſen; ich verſehe ihn mit einigem Gelde; er flieht in ein fremdes Land, läßt Weib und Kinder ſpäter nachkommen. Gefunden!" rief er triumphirend.

„Das thu' ich nimmer!" ſprach Melchior beſtimmt — „um dein ſelbſtwillen nicht. Meineſt du, es werde verſchwiegen bleiben, in welch' einer nahen Beziehung ich zu dir ſtehe? Man wird dich als Richter verdächtigen, deine Ehre antaſten, dich wohl gar vom Amte jagen. Glaube mir: der gerade Weg iſt auch hier der beſte. Du bekennſt frei und offen, daß du mein Bruder biſt, für meine Schuldloſigkeit bürgeſt und —"

„Da höre ich den alten Trotzkopf wieder, —" fiel ihm Nicol in's Wort — „der Alles beſſer wiſſen will. Glaubſt du, ein bloßer Häuer, mehr zu verſtehen als dein Bruder, der hochweiſe Bürgermeiſter von Freiberg?"

Hier polterten eilige Tritte den langen Gang von der Zelle daher und

verhinderten eine Entgegnung von Seiten Melchiors, welche ſeinen Bruder gewiß nur erbittert haben würde.

„Geſtrenger Herr Bürgermeiſter!“ rief es draußen ängſtlich — „ach, geſtrenger Herr Bürgermeiſter! o große Noth!“

Die Thüre that ſich auf, ein athemloſer Rathsdiener und der Frohnvoigt traten ein. Beiden war das Entſetzen aus allen Geſichtszügen zu leſen.

„Was giebts denn? ihr Unglücksvögel!“ ſprach der Bürgermeiſter betroffen.

„Der Feind hat die Stadt überrumpelt —“ keuchte der Rathsdiener.

„Die Kurfürſtlichen haben alle Thore beſetzt —“ fuhr der Voigt fort.

„Der Kurfürſt ſelbſt iſt an der Spitze der Feinde —“ rief wieder der Rathsdiener.

„Er hält auf dem Markte —“ ſchloß der Voigt — „und begehrt Eure und der Rathsherren Gegenwart.“

Dieß war nun freilich eine Nachricht, über welche man des Bruders gefahrvolle Lage und jede andere Angelegenheit vergeſſen mußte. Keines Wortes mächtig ſtürmte der Bürgermeiſter aus dem Gemache, ſeine Leute ihm nach. Gewiß geſchah es abſichtslos, daß es keinem von ihnen beifiel, die Thüre hinter dem Gefangenen zu verwahren, welcher, obſchon er vorhin von einem Entweichen nichts hatte wiſſen wollen, der Verſuchung nicht zu widerſtehen vermochte und daher das Weite ſuchte. Melchior beſchloß, wenigſtens ſeine Familie noch einmal zu ſehen und dann ruhig abzuwarten, was Gott weiter über ihn verhängen würde. Melchior fand bei ſeinem Austritte aus der Frohnveſte die ganze Stadt im Aufruhr. Alles lief

bunt durcheinander. Die Weiber flüchteten, die Kinder jammerten und ſchrieen, die Kaufläden wurden geſchloſſen, auch hörte man bereits hier und da Thüren gewaltſam einſchlagen, und ſah die Soldaten in einzelne Häuſer eindringen. Bernd fand ſeine ärmliche Wohnung verlaſſen. Er wußte nicht, daß ſeine Familie auf dem Heimwege von ſeinem Bruder in das allgemeine Gedränge gerathen war und wie eingekeilt auf dem Marktplatze ſich befand.

Hier hielt Kurfürſt Friedrich der Sanftmüthige in mitten ſeiner Ritter. Speere, Schwerter, Helme und Rüſtungen blitzten, Federbüſche wehten, Reiter jagten ab und zu, einzelne Schüſſe krachten in den Straßen und in den Lärm tönten die Klänge der fruchtlos geläuteten Sturmglocke.

„Schönberg!“ ſprach Friedrich zu einem vornehmen Ritter — „wer plündert, wird ohne Gnade gehenkt. Ihr ſorgt dafür, daß das Eigenthum der Bürger unangetaſtet bleibe. Ein Anderes wär's, hätten wir die Stadt mit Sturm nehmen müſſen. Ach, ſieh da, die Rathsherren von Freiberg!“

Paarweiſe naheten dieſelben, an ihrer Spitze der Bürgermeiſter voranſchreitend. Wenn dießmal die ſonſt ſo zierlichen, faltenreichen Halskrauſen und die übrige Amtskleidung des hochweiſen Magiſtrats nicht in der gewöhnlichen Ordnung befunden wurden, ſo trug die alleinige Schuld hiervon der große Schreck, welche über Alle gekommen war.

„Ihr Herren —“ redete der Kurfürſt die tief vor ihn ſich neigenden Rathsmitglieder an — „die gute Stadt Freiberg iſt nun mein geworden. Fortan gehört mir nicht mehr blos die Hälfte der Silberausbeute zu, ſon-

dern ganz. Ihr habt mir, im Namen der Stadt, als euerm neuen Herrn und Gebieter den Eid der Treue abzulegen. Solltet ihr euch deß wider Vermuthen weigern wollen, wird die Stadt als eine eroberte betrachtet und behandelt, ihr aber als Widersetzliche mit dem Leben bestraft. In einer Stunde erwarte ich euch hier wieder. Treffet indeß eure Anstalten, so daß ihr das Wohl der Stadt und euer Leben wahret."

Stumm wanderten die Herren fort. Tiefe Bestürzung lag in ihren Zügen. Als sie vor dem Rathhause angekommen waren und der Bürger-

meiſter, dießmal ſelbſt des Rathes bedürftig, ſeine Collegen gedankenlos anblickte, nahm der Viertelsmeiſter Oerdtel für ihn das Wort.

„Liebe Amts- und wahrſcheinlich auch bald Todes-Brüder! laſſet uns jetzt heimgehen in unſre Wohnungen, um mit Gott und unſerm Gewiſſen Rechnung abzuſchließen und uns noch einmal mit den Unſrigen zu letzen. In einer halben Stunde ſpäteſtens treffen wir uns auf dem Rathhauſe wieder, unſern, Gott verhüte es, letzten Gang anzutreten. Habe ich in Eurer Seele geſprochen, Herr Bürgermeiſter?“

Stumm nickte dieſer mit dem Haupte und die Geſellſchaft trennte ſich.

O Himmel! wie ſo gar ſchnell und ſchrecklich iſt doch oft der Wechſel des menſchlichen Glückes! Jetzt befand ſich der Bürgermeiſter in gleicher Lage mit ſeinem armen Bruder, ja, faſt in einer noch ſchrecklicheren — denn, wo war hier eine Ausflucht zu ermöglichen? Jener büßte höchſtens ein kümmerliches, ſchwergedrücktes Daſein ein; er aber dagegen ein hohes Amt, Frau, Kinder und die geliebten Silberkuchen! Zwar gab es ein Mittel, dem Untergange zu entrinnen; doch damals galt der Eid noch etwas. Er ſchauderte vor dem Gedanken an einen zu begehenden Eidesbruch, und dazu hatte der Viertelsmeiſter ſo beſtimmt ſich über den zu faſſenden Entſchluß ausgeſprochen, daß ihm hierin gar keine Wahl blieb. Tiefſinnig ſchritt er ſeine Stube auf und ab, ſtarrte ſeine Frau an, welche mit ängſtlichen Fragen in ihn drang, wies ſeine weinenden Kinder von ſich, ſchloß ſeine Truhe auf und überblickte troſtlos ſeinen Silberſchatz, der ihm jetzt nicht helfen konnte. Eine Viertelſtunde war auf dieſe Weiſe verſtrichen und noch immer kein feſter Entſchluß gefaßt. Da trat ſein Bruder Melchior ein, welcher erfahren hatte, daß ſeine Frau und Kinder vor dem

Bürgermeiſter einen Fußfall hatten thun wollen und ſolche daher hier aufzuſuchen kam. Auch zu ſeinen Ohren war die Bedingung gedrungen, welche der Kurfürſt dem Magiſtrate geſtellt hatte. Ueber der allgemeine Noth vergaß er jetzt der ſeinigen.

„Was wirſt du thun, Bruder?“ redete Bernd den Bürgermeiſter an.

Dieſer ſah auf und, alles Andere vergeſſend, erwiederte er: „Ach, Melchior! du hatteſt doch ſonſt manchen geſcheidten Einfall — rathe mir, wenn du kannſt, und ich will dich fürſtlich belohnen.“

„Hier kann kein Zweifel ſtatt finden, was du zu thun haſt —“ verſetzte Melchior. „Du mußt deinen Unterthaneneid halten, den du deinem Fürſten zugeſchworen haſt.“

„Aber die Drohung des Kurfürſten!“ klagte Nicol.

„Iſt vielleicht nur eine Drohung. Und ſelbſt, wenn ſie mehr als dieß wäre, kannſt du nicht anders. Wenn der ſanfte Friedrich ſchon einen verweigerten Eid mit dem Tode zu beſtrafen droht, was wird, meineſt du, der ſtrenge Herzog Wilhelm auf einen gebrochenen Eid thun? Das Kriegsglück iſt launenhaft wie jedes andere, und Wilhelm wohl eben ſo tapfer und ſtark als ſein Bruder. Wer bürgt dir dafür, daß Freiberg nicht ſchon in den nächſten Tagen wieder in Wilhelms Gewalt ſein könne? Und was wird dann dein Lohn ſein, biſt du treulos und meineidig geweſen?“

Der kalte Angſtſchweiß trat auf des Bürgermeiſters Stirne: „Du haſt Recht!“ ſeufzte er. „Aber, wenn nun der Kurfürſt ſeine Drohung wahr macht? Ich bin noch gar nicht vertraut mit dem Gedanken an

den Tod. Du, der du ihn alle Tage jetzt vor Augen hatteſt, kannſt leicht von ihm reden. Ach, das Leben iſt ſo ſchön! So wenig habe ich mein Glück erſt genoſſen! Nur noch einige Jahre wünſcht' ich zu verleben, meine Kinder etwas größer zu ziehen, ihnen einiges Vermögen zu hinterlaſſen —"

Bernd war in tiefe Gedanken verſunken. Ein großer Entſchluß rang ſich in ihm auf. Sein gebeugter Nacken richtete ſich empor, ſeine Züge wurden feierlich, ſein Auge glänzte.

„Bruder!" hob er feſt an — „verſprich mir, für meine Frau und Kinder zu ſorgen, auch meinen ehrlichen Namen vor der Welt zu retten, im Fall mein Untergang von Gott beſchloſſen ſein ſollte. Ein Anderes iſt es, für das Vaterland ſein Leben zu opfern, als den Tod eines Miſſethäters zu ſterben. Komme es auch, wie da wolle: ſo wird man doch erſehen, daß ich der Elende nicht war, welcher um eines Stückes Silbererz willen den Bergmannseid gebrochen hat und zum Diebe geworden iſt. Ich will deine Stelle vertreten, mein Bruder! So ſchafft doch unſere große Aehnlichkeit des Körpers einigen Nutzen, und du biſt auf jeden Fall geborgen. Sterbe ich: ſo retteſt du ſpäter durch die treue Erzählung der Wahrheit meine Ehre und bleibſt Bürgermeiſter wie zuvor. Erfüllt der Kurfürſt ſeine Drohung nicht, ſo wird ſich Gott auch wohl gnädig finden laſſen, meine Unſchuld an das Licht zu bringen."

Die Verſuche, welche Nicol machte, ſeinen Bruder von dem ausgeſprochenen Entſchluſſe abzubringen, waren nicht von der Art, denſelben wankend zu machen. Auch gab der Bürgermeiſter ſein feierliches Wort, für Melchiors Familie auf das beſte ſorgen zu wollen. Eben ſo willig gab

er auch ſeinen Anzug her, um den Bergmann in einen Bürgermeiſter umzuwandeln. Als Melchior mit ſeinem Putze in Ordnung war, bat er ſeine Frau Schwägerin um ein weißwaſchenes Oberhemde ihres Mannes und um ein Stück ſtarken Strickes. Beides als Bündel unterm Arme tragend, begab er ſich nun nach dem Rathhauſe, wo bereits ſämmtliche Mitglieder des Magiſtrats eingetroffen waren. Hier fiel Melchiors bleiche Geſichtsfarbe — der einzige bemerkliche Unterſchied zwiſchen den beiden Brüdern — nicht im geringſten auf, denn des Kurfürſten Anrede vorhin hatte jegliche Röthe von des Bürgermeiſters Antlitze weggeblaſen; auch waren die Herren gegenwärtig in einer Gemüthsſtimmung, welche keine kleinliche Unterſuchung äußerlicher Zufälligkeiten geſtattete. Feſten Schrittes trat Melchior in den Kreis ſeiner neuen Amtsgenoſſen.

„Hier —“ ſprach er feierlich, indem er das Bündel unter dem Arme vorzog und entwickelte — „meine Antwort auf des Kurfürſten Gebot. Ich hoffe von euch, daß ihr denken und thun werdet wie ich, und wie das Recht es verlangt.“

Bernd warf ſich das weiße Hemd über und ſchlang den Strick um den entblößten Hals.

„Macht der Kurfürſt ſeine Drohung wahr —“ fuhr er fort — „ſo ſoll dieſes Sterbehemde mein Schmuck- und Ehrenkleid ſein, in welchem ich getroſt vor dem ewigen Richter hintreten will. Lieber todt, denn meineidig! Gott erhalte unſern angebornen Fürſten Wilhelm! Treue ihm bis in den Tod!“

Zur Ehre der wackern Freiberger muß man die Wahrheit ſagen, daß

auch nicht Einer unter den Rathsherrn war, welcher nicht in diesen Ruf freudig eingestimmt oder auch nur eine sauere Miene dabei gezogen hätte. Stolz auf ihr standhaftes Oberhaupt, schüttelten Alle demselben die biedere Rechte, und die Rathsdiener hatten nichts Eiligeres zu thun, als den nöthigen Bedarf an Hemden und Stricken herbeizuholen, um alle Mitglieder des hochedeln Magistrats in Armesünder umzuwandeln. Bevor die anberaumte Stunde völlig verflossen war, hatte sich der Zug vom Rathhause nach dem Markte in Bewegung gesetzt. Es konnte nicht fehlen, daß die große Kunde von dem ehrenwerthen Entschlusse des Magistrats sich blitzschnell verbreitete, und daß die Neugier über jede andere Rücksicht die Oberhand behauptete. Daher war der Markt und die denselben umgebenden Häuser mit einer zahllosen Volksmenge besetzt, welche nicht mehr die Anwesenheit der vielen fremden Krieger fürchtete.

Ein wehbringender Gedanke durchzuckte Bernds großes Herz bei seinem muthmaßlich letzten Gange — der Gedanke an seine Lieben, welche er so gern noch einmal umarmt, wenigstens noch einmal gesehen hätte. Letzteres sollte ihm auch wirklich zu Theil werden. Indem er und seine Begleiter nur mit Mühe durch den dichten Volkshaufen dahinschritten, durchschnitt ein schmerzlicher Ruf die Luft, welcher ihn schnell aufblicken machte. Da sah er Frau und Kinder zwischen der drängenden Masse, und die Kinder hatten, trotz der Verkleidung und des abgelegten Pflasters, ihren Vater erkannt, riefen jammernd seinen Namen und strebten, sich zu ihm hindurch zu arbeiten. Und er — o Schmerz! durfte den Ruf nicht erwiedern, mußte das Haupt von ihnen abwenden und theilnahmlos weiter pilgern. Lange noch tönte ihm das Geschrei der Seinen in verstärktem

Maaße nach, bis es endlich in der geräuſchvollen Nähe des Kurfürſten verhallte.

Nicht ohne Staunen ſah der Letztere die Rathsglieder in dem beſchriebenen Anputze auf ſich zukommen. Faſt wollte er aus demſelben errathen, was ſie ihm zu ſagen hatten. Doch hütete er ſich, ſeine Gedanken hierüber laut werden zu laſſen.

„Wie ſtehts, ihr Herren?“ redete er die Hemdenträger an — „habt ihr euer und der Stadt Heil bedacht und ſeid ihr bereit zu dem, was ich von euch verlange?“

„Wir ſind hier —“ antwortete Melchior unerſchrocken — „um uns der Verfügung Eurer kurfürſtlichen Durchlaucht zu überliefern. Wir wol-

len lieber durch Euern Zorn das zeitliche, als durch einen Meineid das ewige Leben verlieren, wollen Gott mehr gehorchen denn dem Menschen. So lange unser rechtmäßiger Landesherr, Herr Herzog Wilhelm, nicht selbst uns unsers ihm geleisteten Unterthanen-Eides entbindet, können und mögen wir niemand Anderem Treue angeloben. Verfahret mit uns, gnädigster Herr Kurfürst, nach Euerm Gutdünken und wie Ihr es vor Gott und den Menschen verantworten zu können glaubet. Noch geben wir Euch zu bedenken, wie Euch selbst an Unterthanen nichts gelegen sein kann, welche mit heiligen Schwüren spielen und die angelobte Treue wechseln können wie ein Kleidungsstück. Hier —" er knieete nieder — „ist mein schwaches Haupt. Soll es fallen vor Euerm Zorne, so möge Gott im Himmel sich meiner armen Seele erbarmen. Amen!"

Wahre Seelengröße macht selbst auf die rohesten Gemüther einigen Eindruck. Wie vielmehr hier auf einen Fürsten, der fast nur nothgedrungen Krieg führte und mit Recht den Zunamen „der Sanftmüthige" erhalten hat. Als alle Rathsherren jetzt, wie ihr Oberhaupt, niederknieeten und ergeben das Haupt zum tödtlichen Streiche beugten, übermannte tiefe Rührung den Kurfürsten. „O Bruder Wilhelm!" rief er angegriffen aus — „wie beneide ich dich um solche treue Unterthanen! Nein, ihr wackern Männer —" fuhr er, zu den Knieenden gewendet, fort — „fern sei es von mir, euch durch Wort oder That je kränken zu wollen. Nicht Kopf ab, Alter! leben sollt Ihr noch lange zum Wohle dieser getreuen Stadt, welche keinen besseren Händen anvertraut sein könnte." Der Kurfürst zog den knieenden Melchior empor, reichte ihm und den übrigen Rathsgliedern die fürstliche Rechte, und entließ sie insgesammt unter dem

Ausdrucke ſeiner völligen Gnade. Vom feindlichen Kriegsoberſten bis zum unterſten Knappen herab blickten Alle mit ungeheuchelter Achtung auf die treuen Bürger hin, welche jetzt, im frohen Bewußtſein, recht gehandelt zu haben, ihren Rückweg antraten. Ein frohes Gemurmel des Beifalls lief vor ihnen her, das allgemach in den tobendſten Jubelruf überging. Aus allen Fenſtern wehleten grüßende Tücher; Tauſende von Händen ſchwenkten die Hüte und Mützen; aus feinen und groben Kehlen ſchallte das Lob der ſtandhaft treuen Rathsmänner. Mit freudigem Stolze blickten dieſe auf ihren Bürgermeiſter, der in ihrem Namen ſo würdig als wahr geſprochen hatte. Vor Zeiten hat ein mächtiger Monarch das aufgefundene Strumpfband einer ſchönen Dame zu einem der erſten Orden erhoben. Ein ungleich ehrenwertheres Ordensband war der Strick, welcher den Hals der Freiberger Rathsherrn jetzt zierte, und ihr weißes Sterbehemde das ſchönſte aller Ordenskleider.

Bernd oder Melchior Weller war nicht unempfindlich gegen den Beifall der Menge, noch weniger gegen denjenigen ſeines guten Gewiſſens. Das Herz ſchwoll ihm in der Bruſt vor Freude und heiter hob ſich ſein Auge, unter den zahlloſen Zuſchauern nach denen ſich umzuſehen, welche ihm das Theuerſte auf Erden waren. Da fiel ſein ſuchender Blick auf den großen Röhrbrunnen des Marktes, deſſen Mitte die aus Sandſtein gehauene Göttin der Gerechtigkeit zierte. Seine ſteinerne Einfaſſung war von einem dichten Kranze wagehalſiger Neugieriger beſetzt; über ihnen hoch aber ſaß triumphirend auf dem koloſſalen Haupte der blinden Gerechtigkeit ein Bergmann, welcher mit halsbrechender Geſchicklichkeit dieſen erhabenen Schauſitz erklommen hatte. Es war Dittel, der lügneriſche An-

kläger Bernds. Letzterer wurde durch den unverhofften Anblick seines Todfeindes gar plötzlich in seinem Entzücken gestört. Er konnte sich nicht entbrechen, als er dicht an dem Brunnen vorüberschritt, die Faust drohend gegen den Bösewicht auszustrecken und die strafenden Worte zu rufen: „Ha, Dittel! Gottes Gerechtigkeit wird dich gewiß finden und richten!"

Es ist unerwiesen geblieben, ob Dittel seinen Kameraden unter der Verpuppung wiedererkannte oder nicht. So viel aber ist gewiß, daß dessen Anrede ihn in große Bestürzung versetzte, welche er unter einem erzwungenen Lachen zu verbergen suchte. Dabei wiegte er verlegen die in einander verschlungenen Beine. In dem Augenblicke, als Bernd seinen Fuß weiter setzte, ertönte ein Schrei, dem das Gepolter eines Falles und zwei Klatsche in das Wasserbecken folgten. Das verwitterte Haupt der Dame Justitia, durch das Hinaufklettern Dittels wahrscheinlich locker gemacht, war durch dessen Schaukeln vom Rumpfe gebrochen und in das Wasser gerollt. Von demselben rührte der erste Klatsch in das Becken her. Der zweite entstand durch Dittels Körper, welcher mit dem Kopfe gerade auf den steinernen Delphin zu den Füßen der Göttin und dann erst in das Wasser gefallen war. Die schreiende Menge zog ihn zwar sofort wieder aus demselben, allein ein Blutbächlein, das, von Dittels Hinterhaupte ausgehend, sich durch das reine Quellwasser hinzog, zeigte sattsam, daß der Fall in das Wasser der minder gefährliche gewesen sei.

Der Unglückliche strebte unter großer Anstrengung die rechte Hand nach der klaffenden Wunde zu bringen, wobei seine Lippen ein schmerzliches Gestöhn ausstießen.

Melchior und seine Begleiter hatten Halt gemacht. Tief erschüttert wendete sich der Erstere zu dem Verunglückten mit den Worten: „Dittel, ich beschwöre dich bei dem allwissenden Gott, vor dessen Richterstuhl vielleicht in kurzem du gefordert werden wirst, daß du frei und offen bekennest, wer der Dieb der Silberstufe war, die man in Bernds Grubenkittel gefunden hat?“

Dittel öffnete den Mund zum Sprechen und schloß ihn wieder. Seine Augen verdrehten sich, und schon glaubten die Umstehenden, daß der Tod ihn abzuholen käme, als er sich noch einmal ermannte und müh-

ſam die leiſen, doch vernehmlichen Worte herlallte: „Ich ſelbſt — war der — Dieb.“

Gleich darauf war er todt.

„Gott Lob!“ ſprach Melchior aus tiefer Bruſt — „daß er mit keiner Lüge aus der Welt in die Ewigkeit gegangen iſt. Ihr Alle habt es gehört, daß er ſich als den Dieb bekannte, daß demnach ich — daß Bernd unſchuldig iſt. Gott ſei ſeiner Seele gnädig.“

„O wie wahr habt ihr doch abermals vorhin geſprochen —“ hob der Viertelsmeiſter Oerdtel an — „Herr Bürgermeiſter! Selbſt durch das blinde, ſteinerne Bild der heidniſchen Gerechtigkeit hat unſer Herrgott die ſeinige uns offenbart! Sein Name ſei gelobt!

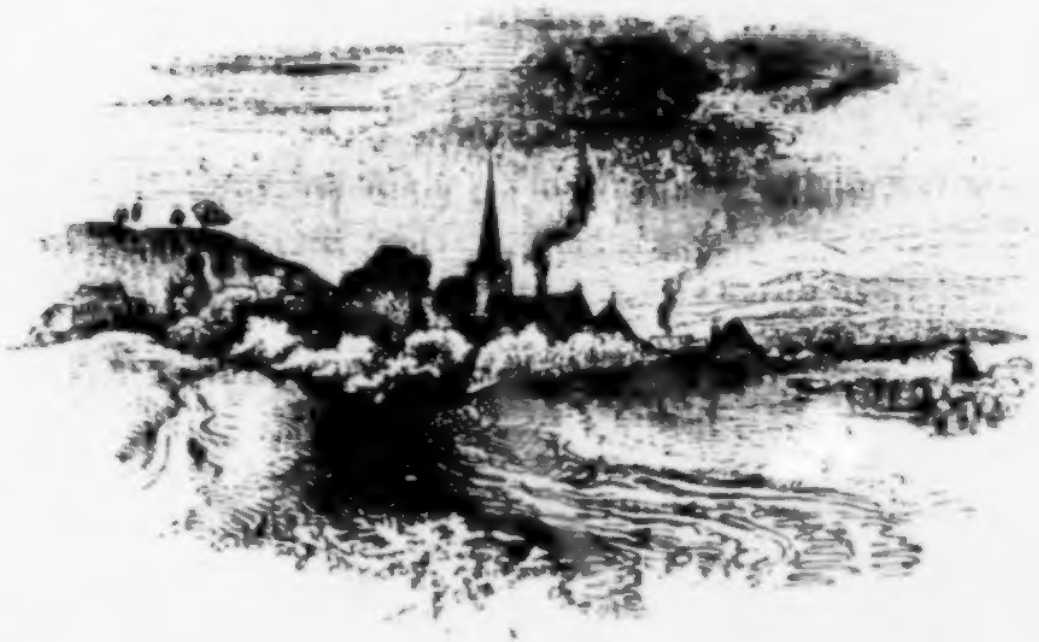
„Bis in Ewigkeit, Amen! —“ ſchloß der gerührte Melchior und verfügte ſich in ſeines Bruders Haus, um ſpäter als Bergmann Bernd und heimlich in die Frohnveſte zurückzukehren, aus welcher er jedoch ſchon in der nächſten Stunde als unſchuldig befundener, feierlich anerkannter Melchior Weller erlöſet wurde. Die Freude ſeiner Familie male der freundliche Leſer ſelbſt ſich aus. Ein Leichtes war es dem Bürgermeiſter, deſſen Einfluß und Anſehen durch die bewieſene Standhaftigkeit ſeines Bruders unendlich geſtiegen war, demſelben als Entſchädigung für die unſchuldig erlittene Haft eine einträgliche Rathsſtelle zu verſchaffen, welche ihn ſeines gefährlichen Berufes als Bergmann entband und ihn in den Stand ſetzte, ſeinem Wilhelm die nöthigen Mittel zum Studiren zu gewähren. Auch muß man hinzufügen, daß Herr Nicol auch im Uebrigen nicht undankbar gegen ſeinen brüderlichen Nothhelfer ſich erwies, und namentlich eine chriſtliche Theilung ſeiner vorräthigen Silberkuchen mit ihm

veranſtaltete. Zwar munkelte ſpäter die Sage von dem eigentlichen, wahren Hergange der ganzen Sache; doch wurde derſelben von beiden Brüdern einträchtig widerſprochen, daher ſie endlich in Vergeſſenheit kam und dem Bürgermeiſter die alleinige Ehre davon blieb.

Noch lange Jahre diente die kopfloſe Gerechtigkeit auf dem Marktbrunnen der Stadt als angeſtauntes Wahrzeichen, bis endlich die Alles verſchönernde, oft auch verderbende, neuere Zeit daſſelbe für immer beſeitigte. Herzog Wilhelm aber belohnte die Stadt Freiberg, wegen der Standhaftigkeit ihrer Vertreter, mit dem ehrenden Beinamen, „die treue", welchen ſie auch durch zwei harte, mit beiſpiellosem Muthe ertragene, Belagerungen während des dreißigjährigen Krieges ſattſam bewähret hat. Sie blühe fernerhin in Segen!

Der

Exorcismusstreit.



Mag immerhin der Städter die Vorzüge des Stadtlebens preiſen, ſich in den engen finſteren Gaſſen mit den himmelanſtrebenden Häuſern gefallen — ich lobe mir doch das Leben auf dem Lande. Das Herz geht Einem weit und fröhlich auf, ſieht man, wie auf dem vorliegenden Bilde, das freundliche Dörfchen Rüſſeina am Fuße des Hügels liegen, daſſelbe von grünem Gebüſche eingefaßt und mit weitreichenden Fernausſichten umgeben. Wirthlicher Rauch entſteigt den niederen Hütten und ladet den Beſchauer gaſtfreundlich zum Näherkommen ein. Die Krähen ſchiffen unter des Himmels Gewölke hin, zu welchem des Kirchthurms Spitze mahnend aufdeutet, daß man über dem Zeitlichen nicht des Ewigen vergeſſen möge. Wie vor Zeiten der königliche Sänger David hütet Damöt dort im

Regenmantel und Hute ſeiner Heerde, bald mit zärtlichen Gefühlen an ſeine Chloe gedenkend, bald mit dem treuen Philar ſchwatzend, bald der Flöte zuſprechend. Rüſſeina iſt noch jetzt ein anſehnliches Dorf in der Gegend von Noſſen, und war dieß nicht minder in der Zeit vor etwas mehr als 200 Jahren, wo dieſe Erzählung ihren Anfang nimmt. Der bei weitem größere Theil der Häuſer zieht ſich hinter der Kirche einem anmuthigen Thale entlang, wo auch der Rittergutshof ſeine weitläuftgen Gebäude ausbreitet. Das Haus neben der Kirche kann natürlich kein anderes als die Pfarrwohnung ſein, in welcher unter der Regierung des Kurfürſten Chriſtian I. der fromme und eifrige Pfarrer Gotthold Seilerius mit ſeiner Familie hauſete.

An einem ſonnenhellen Aerndtetage des Septembermonates ſaß dieſer würdige Geiſtliche in ſeinem Studierſtübchen, und prägte ſeinem Gedächtniſſe die morgen vorzutragende Predigt ein. So oft er jedoch an dem frohen Gebelle ſeines Hofhundes und dem Jubel ſeiner Kinder die Annäherung des vollen Aerndtewagens verſpürte, ſtand er auf, um aus dem Fenſter den reichen Segen des Herrn dankbaren Herzens mit anzuſehen. Bei dieſer Gelegenheit pflegte auch die Frau Pfarrerin ihre Milchkammer zu verlaſſen, den Fleiß der eifrigen Aerndter zu loben, dem Knechte aber aufzutragen, den Wagen ja nicht zu überladen, auf daß die armen Zugthiere nicht über die Gebühr angeſtrengt würden. Nicht lange erſt war der leere Wagen, beladen mit den großen und kleinen Kindern unſers Seilerius, wieder abgefahren, als ein vielſtimmiger Lärm zu des memorirenden Pfarrers Ohren drang. Unmöglich konnte derſelbe von dem rückkehrenden Aerndtewagen herrühren, und gleichwohl waren es die Stimmen der Sei-

nen, welche er vernahm. Als er neugierig in den Pfarrhof hinunterſchaute, ſah er einen eigenen Auftritt. Leberecht, der ſtämmige Knecht, hielt mit nerviger Fauſt einen unbekannten Kerl beim Genicke feſt; Aurel, des Pfarrers älteſter Sohn von 19 Jahren, beobachtete die linke Flanke und Heinrich und Anton das Centrum des Feindes. Die Magd, eine kopfloſe, blutende Gans in der einen und den Rechen in der andern Hand tragend, machte nebſt des Pfarrers zweiter Tochter Johanna den Beſchluß des Zuges, deſſen Nachtrab die neugierige Dorfjugend bildete.

„Da ſteht der Gänſedieb!“ ertönte es im Chor hinauf zu dem verwunderten Pfarrherrn, welcher hierauf ſchnell ſeine Predigt und die Bibel im Stiche ließ und herab eilte. Herr Seilerius war etwas hitziger Natur; daher fuhr er mit ziemlichem Ungeſtüm auf den Gänſedieb, deſſen Galgenphyſiognomie eben nichts Gutes verrieth, ein. „Menſch!“ ſchrie er ihn an — „weißt du, daß die Diebe das Reich Gottes nicht ererben ſollen? Sprich, was hat dir dieſe Gans, deren Vorfahren einſt durch ihre Wachſamkeit das römiſche Capitol retteten, in den Weg gelegt, daß du ſie ſchonungslos und barbariſch enthaupten konnteſt?“ Er hielt dem Kerl das blutige Haupt vor das Geſicht. „Schau her, Unglücklicher!“ fuhr er tief entrüſtet fort — „dieſes halb geſchloſſene, verdrehete Auge des Gänſevogels, deſſen Kielen der Schriftſteller die Unſterblichkeit, deſſen Flaume das Kind ſein weiches Bettchen, deſſen Fette die wirthliche Hausfrau eine willkommene Schmalz-Zubuße und deſſen ſchmackhaftem Fleiſche unſre Tafel ein vorzügliches Gericht verdankt, — dieſes Auge, ſage ich, verklagt dich als ruchloſen Mörder, der als ſolcher ſeine Strafe erhalten ſoll. Konnteſt du nicht warten bis um die Martinszeit, wo dieſes Thier das Ziel ſeiner

Beſtimmung erreicht und in gebratenem Zuſtande unſern Tiſch geziert haben würde, von welchem für den zuſprechenden Bittenden der Broſamlein erkleckliche abgefallen ſein würden?"

Der Dieb ſchwieg hartnäckig, den ſcheuen Blick je zuweilen auf ſeine Schergen und den eifernden Pfarrer werfend. „In das Burgverließ mit ihm!" — gebot nun Letzterer — „bis der Frohnvoigt kommt, ihn abzuholen."

Das Burgverließ, welches der Gänſedieb als einſtweilige Wohnung angewieſen bekam, mochte allerdings ein Ueberreſt der ritterlichen Vorzeit ſein und beſtand aus einem, in den Hügel hineingearbeiteten Gewölbe, deſſen wohlverwahrter Ausgang im Bereiche des Pfarrhofes und gerade der Studierſtube des Pfarrherrn gegenüber ſich befand. Nachdem man ſich des Gefangenen alſo verſichert hatte, kehrte die Aerndtegeſellſchaft nach dem verlaſſenen Aerndtewagen, Frau Seilerius mit ihrer älteſten Tochter Sophie nach der Küche, der Herr Pfarrer zu ſeiner Predigt zurück, an welcher er jetzt Mehreres zu ändern fand, was ihn durch den Vorfall mit dem Gänſediebe nöthig geworden zu ſein ſchien.

Er hatte ſich mit ſeiner Schreiberei an's Fenſter geſetzt, durch welches er von Zeit zu Zeit einen beobachtenden Blick hinüber nach der Thüre des Burgverließes warf. Und dieſe Aufmerkſamkeit erwies ſich auch keineswegs als unnöthig; denn es war ſchon mehrmals der Fall geweſen, daß die Pfarrersfrau und ihre Tochter nur durch den Aufblick zum wachſamen Seelenhirten ſich von dem Verſuche hatten abſchrecken laſſen, dem Gänſediebe in ſeiner einſamen und dunkeln Kammer einen Krug friſcher Milch und einen breiten Rand neubackenen Aerndtekuchens heimlich zuzuſtecken.

Aber auch dem frommen Seilerius wollte die beabſichtigte Umänderung des einen Predigttheiles nicht recht von der Hand gehen. Als er denſelben nach einiger Zeit überlas, kam er auf einen Satz, welcher alſo lautete: „Preiſen wir des Allmächtigen Gnade und Liebe, welche unſre Saatfelder vor Dürre und übergroßer Näſſe, vor Hagelſchlag und verheerenden — „Winden" — ſollte es nun heißen, ſtatt deſſen ſtand aber: ‚und verheerenden „Gänſedieben" geſchützet hat." Das war doch zu arg! So lange der nichtsnutzige Stromer drüben ſteckte, ſchien der ſchaffende Geiſt von dem Pfarrherrn gewichen zu ſein. „Ob denn der Frohnvoigt noch nicht kommt?" fragte er und blickte dabei unruhig nach dem Hofthore hin. Nicht der Erſehnte, ſondern eine ſchwerfällige, durchaus maſſive Kutſche mit zwei rüſtigen Ackergaulen beſpannt, rumpelte in den Pfarrhof ein.

„Rentmeisters aus Nossen!“ rief Sophie gellend, welche das Geräusch an's Küchenfenster gezogen hatte.

„Vater!“ schallte die Stimme der Pfarrersfrau die Treppe herauf — „du mußt die Gäste empfangen! Ich kann mich in meinem Anputze vor niemand sehen lassen.“ Unter dieser Rede kam sie allmälig bis in's Stübchen hereingetreten. „Ich habe —“ fuhr Christel fort — „die Karpfen geschlachtet und gerissen, die Finger voll Blut und keine ordentliche Haube auf dem Kopfe —“ Also sprechend, verschwand sie in der angränzenden Kammer, ihrem Manne die Sorge überlassend, die Ankömmlinge nach Würden zu bedienen; denn auch Sophie hatte sich, mit der Mutter in gleicher Bedrängniß, in ihr jungfräuliches Heiligthum zurückgezogen.

Herr Seilerius warf einen prüfenden Blick auf seinen großgeblumten Schlafrock, den er darauf mit seinem schwarzen Schösselrocke zu vertauschen ging; denn obgleich der Rentmeister sein alter Freund und Duzbruder war, so verlangte doch die gute Sitte die einmal hergebrachte Förmlichkeit, welche den Kleiderwechsel gebot. Noch steckte der gute Pfarrer mit einem Arme erst im Rockärmel, als schon die Thüre sich aufthat und ein ältlicher Herr, von drei jüngeren Gestalten auf dem Fuße gefolgt, hereinschritt. Während sich die Lippen der beiden Papa's und deren Perrücken mit einander vermählten, daß die Köpfe eine Puderwolke verhüllte, schalt der Rentmeister: „Eine schöne Wirthschaft bei dir, Freund Seilerius! Eine fein krähende Stimme —“ er fistulirte diejenige Sophiens nach — „schreit: Rentmeisters aus Nossen! Und siehe da! kein Mensch läßt sich blicken, die zwar ungebetenen Gäste zu bewillkommnen. Sollen wir etwa wieder heimkehren? Hat die reiche Aerndte nicht einmal soviel getragen,

daß du uns zur Noth eine Strohbucht machen laſſen kannſt? Wollen die Hühner keine Eier mehr legen, die Kühe keine Milch und Butter geben, daß du wenigſtens einen Eierkuchen uns vorſetzen könnteſt? Aha! du haſt, wie ich jetzt erſt ſehe, juſt über deiner Predigt geſchwitzt. Häng' die Poſtille an den Nagel! Deinen Bauern iſt eine gefüllte Scheuer lieber als eine wohl durchdachte Predigt. Laß uns heute fröhlich ſein! Wo iſt die Frau Seilerius und das krähende Fiekchen? Wo ſteckt mein Pathe Anrel, der angehende Demoſthenes, und Johanna? Wo Heinrich und Anton, dieſe beiden Neſthäkchen, geboren im Spätſommer meines Seilerii?"

Unter lauter Fragen und Antworten gewann die ganze Geſellſchaft die geräumige Unter- und Wohnſtube, wo Chriſtels flinke Hand den weißgedeckten Tiſch bereits mit einem Teller hochaufgeſchichteten Kuchens und einem vollen Weinkruge beſetzt hatte. Sie ſelbſt flüchtete nach den erſten Bewillkommungen in die Küche zurück, die nöthigen Anſtalten zum Abendmahle zu treffen. „Man ſieht's —" hob der Rentmeiſter mit vollen Backen kauend an — „daß ihr in der Aerndte ſeid. Die Uhr nicht aufgezogen, die gar erſt auf 4 Uhr zeigt. Doch, wir wollten ja fröhlich ſein. Hurtig, laßt uns ein Spiel anfangen, auf daß wir uns in unſre Jugendzeit zurückverſetzen und ſelbſt unſerm Alter noch Ehre machen. Heda, Traugott! Roſſelenker! komm herein, du kannſt auch mitſpielen. Er iſt —" wendete er ſich zum Pfarrer — „ein reicher Bauersſohn, der nur aus Gefallen die Rolle meines Kutſchers heute übernommen hat."

Bald war das Spiel in vollem Gange. Als der Rentmeiſter einmal die blinde Kuh mit verbundenen Augen vorſtellte, nahm der Herr Pfarrer die Gelegenheit wahr und entſchlüpfte aus der Stube. Indem er über den

Hof nach dem Burgverließe hinſchlich, ſah er eben ſo ſchüchtern ſich um, als vorhin ſeine Frau und Tochter. Raſch hatte er den Riegel von der Thüre weggeſchoben. „Komm heraus, Freund Gänſedieb! —“ ſprach er in das Dunkel hinein. Jener gehorchte. „Sündige hinfort nicht mehr —“ fuhr Seilerius fort — „auf daß dir nichts Aergeres widerfahre. Hier haſt du ein kleines Viaticum —“ er drückte ihm zwei ſächſiſche Zweigroſchenſtücke in die Hand — „und nun ſuche das Weite.“

Der Gänſedieb ließ ſich ſo etwas nicht zweimal ſagen und nahm eilig Reißaus. Zufriedenen Sinnes kehrte der Pfarrherr zu ſeinen Gäſten zurück, welche das Pantoffelſpiel jetzt vorſchlugen. Demnach ſetzten ſie ſich in einen Kreis auf die Erde nieder und ſchoben ſich einander einen Pantoffel unter den Knieen zu, den der in der Mitte Stehende zu erwiſchen trachtete. Zwar bedünkte es den Pfarrherrn, als ob dergleichen lärmende Spiele ſich nicht ganz mit ſeiner Amtswürde vertragen wollten, doch tröſtete ihn der Gedanke, daß ja ſelbſt der Heiland auf der Hochzeit zu Kana geweſen und daß, außer ſeiner Tochter Sophie, keines ſeiner Beichtkinder anweſend ſei, welchem der Anblick des profanen Spieles ein Aergerniß geben konnte. Eben war Sophie die Pantoffelheldin, welche als ſolche manchen verſtohlenen Schlag mit dem fraglichen Fußbekleidungsmittel erhielt, als die Stubenthüre aufging und zwei Frauengeſtalten ſehen ließ, welche über das ihren Blicken ſich darſtellende Schauſpiel einige Betroffenheit verriethen. Die jungen Leute, anſtatt ſich in ihrer Freude ſtören zu laſſen, bezeigten nicht übel Luſt, die neuen Gäſte, obſchon dieſe einige Steifheit bezeigten, zur Theilnahme einzuladen. Doch waren ſie für die damaligen Zeiten gebildet genug, alsbald davon ab- und ſogar aufzuſtehen, als ſie

vernahmen, daß ſie die Gutsherrſchaft, die Frau Baronin von Dachſel und deren hochgebornes Fräulein Tochter, vor ſich hätten. Die Edeldame wendete ſich ſogleich an den Pfarrherrn, welcher den Staub von ſeinen Knieſcheiben zu entfernen ſtrebte. „Herr Pfarrer! —“ hob ſie an — „wie mir ſo eben geſagt worden iſt, habt Ihr einen Gänſedieb in Euerm Gewahrſam? Seinetwegen komme ich hierher. Jedenfalls iſt er derſelbe Galgenvogel, welcher meinen Hühnerſtall geſtern heimgeſucht und mir 4 der

ſchönſten Brabanter geſtohlen hat. Laßt mich den Kerl ſehen, damit ich ihm auf den Zahn fühlen kann."

Herr Seilerius räuſperte ſich in großer Verlegenheit, wollte ſprechen und konnte nicht; endlich ſetzte er ſich ſtumm an die Spitze des Zuges, der, durch ſeine Gäſte verſtärkt, ſich jetzt nach dem Burgverließe hinbegab. Dort kam ihnen Frau Seilerius in den Weg. Ihr Geſicht verrieth große Betroffenheit, die nicht blos durch den unverhofften Anblick der beiden Edeldamen hervorgerufen wurde.

„Ich wollte —" ſtammelte ſie — „dem Gänſediebe einen Trunk und einen Biſſen Brotes reichen — allein ich fand das Burgverließ leer, obſchon die Thüre mit allem Fleiße verſchloſſen." Der Trunk aber und der Biſſen Brotes beſtand, wie bereits geſagt, aus einem Krüglein Milch und einem anſehnlichen Stücke Aerndtekuchens, welche beide Gegenſtände noch in der Pfarrersfrau Händen waren.

„Leer?" wiederholte jeglicher Mund und zwar derjenige des Pfarrherrn mit beſonders freudigem Anklange. Alſo ward es auch bei der näheren Unterſuchung befunden, was die Frau Baronin zu der unwirſch geſprochenen Aeußerung veranlaßte, daß der Entflohene jedenfalls in dem Beſitze eines Diebsdaumes geweſen ſein müſſe, der ihn unſichtbar habe machen können. Man ſahe es nicht ungern, als die beiden vornehmen Damen ungeſäumt ihren Rückzug nahmen und ſomit die frohe Geſellſchaft wieder frei aufathmen durfte.

„Väterchen —" ſprach Chriſtel nun ſchmeichelnd — „nicht wahr, ich habe mich nicht geirrt, als ich dich vorhin von dem Burgverließe kommen und eine flüchtige Schattengeſtalt entwiſchen ſah? Und kein Diebs-

bäumen, ſondern derjenige meines nur ſtrenge ſich ſtellenden Eheherrn hat den bewußten Riegel zurückgeſchoben?"

Herr Seilerius mußte lächeln. „Du haſt's getroffen!" verſetzte er gutmüthig. „Wenn ſchon die Juden nicht leiden mochten, daß an ihrem Feſte irgend ein Miſſethäter am Kreuze ſich quälte: wie viel weniger durfte der chriſtliche Pfarrherr, einer bloßen Gans wegen, ſeinen gefallnen Bruder in's Unglück bringen? Hat uns nicht der Herr durch eine reiche Aerndte geſegnet, wie Figura zeigt. —" Er deutete auf den letzten vollen Aerndtewagen, der ſo eben durch das Thor hereinkam und von deſſen Höhe das in den Garben vergrabene Brüderpaar herabjubelte. Und des Jubels wurde noch mehr, als ſie alle um den wohlbeſetzten Tiſch ſaßen, der Köchin alle Gerechtigkeit widerfahren ließen und ein Gleiches auch mit dem Weinvorrathe des Pfarrherrn thaten.

In der Predigt am nächſten Sonntag Vormittags zeigte ſich Herr Seilerius in ſeiner ganzen Größe. An ihm lag es nicht, wenn ſeine Zuhörer das heutige Aerndtefeſt nicht mit aller Dankbarkeit feierten. Die Landleute zur Erkenntniß der Güte Gottes zu bringen, ſtellte er dar, welchen mannigfachen Gefahren das, der Erde anvertraute, Saamenkorn bis zur völligen Reife der Getreidepflanze ausgeſetzt, wie zweckmäßig der Bau derſelben eingerichtet ſei, um ſo dicht als möglich neben einander ſtehen und reichen Ertrag liefern zu können. Er gedachte der Knoten des zarten Halms, welche denſelben unter dem hinſtreichenden Winde zwar beugen, doch auch wiederum aufſtehen laſſen, und ihm, wie das Knochengerüſte dem menſchlichen Leibe, die nöthige Haltung und Feſtigkeit verleihen. Er beſchrieb, wie die Getreidekörner ſich ungleich leichter behandeln und länger

aufbewahren ließen, als die saftigen Obstarten; wie selbst die äußere Schaale derselben noch zum Futter für das Vieh, ja die ganze Pflanze benutzt werden könne. Als Unterlage seiner Rede diente ihm das Evangelium, wo der Heiland mit wenig Broten viele tausend Menschen sättigt, ein Wunder, das sich alljährlich vor unsern Augen erneuert und gerade deshalb so wenig von uns beachtet wird. Schlüßlich ermahnte er die reicheren seiner Zuhörer, den Armen von dem eingeärndeten Ueberflusse mitzutheilen und dabei selbst diejenigen nicht auszuschließen, die sich auf irgend eine Weise an uns oder unserm Eigenthume versündigt hätten. Es ließ sich fast mit Händen greifen, daß hier der Herr Pfarrer den Gänsedieb im Sinne hatte, welcher wahrscheinlich noch manchen Kameraden in der Welt herumlaufen hat. Während unserm Pfarrherrn die Rede süß wie Honigseim von den Lippen quoll, die ganze Gemeinde ein Ohr war und selbst die Gutsherrschaft im Stillen sich vornahm, ihren Leuten heute als Ausnahme von der Regel einen Butterkuchen zukommen zu lassen, hatte sich die Seele des Nossener Rentmeisters, gleich einer Auster, in ihr innerstes Gehäuse zurückgezogen, die Schalen — die Augen — fest zugeklappt und das entschlafene Haupt auf die Brust geneigt. Ob die in der Nähe hangende Sanduhr einigen Antheil dabei und dem Rentmeister etwa Sand in die Augen gestreuet hatte, bleibt unentschieden; ein Glück für Letzteren aber war es, daß er seinen Sitz dicht hinter der Kanzel hatte und darum von dem Prediger nicht gesehen werden konnte. Denn außerdem würde Herr Seilerius, jede Rücksicht der Freundschaft bei Seite setzend, gewiß seiner Gemeinde zugerufen haben, den Schläfer aufzuwecken — eine Mahnung, die ja selbst in unsern Zeiten nicht unerhört ist.

Der Gottesdienſt war beendigt, die Hausfrau in voller Thätigkeit, die Eßluſt der Gäſte rege, die Erwartung auf die beginnende Mahlzeit geſpannt. Und ſie ward befriedigt, übertroffen ſogar, obgleich damals noch der ſchwarze Kaffee zur Verdauung fehlte. Die jungen Leutchen fanden jedoch ein Erſatzmittel, das wohl noch wirkſamer als das aus-

ländiſche Getränk ſein dürfte. Als nämlich gegen Abend die fröhliche Geſellſchaft durch das Dörflein wanderte, wurde ſie unwiderſtehlich nach dem Wirthshauſe hingezogen, aus deſſen Nähe gar luſtige Klänge erſchallten. Die Mädchen ſind geborne Tänzerinnen. Sie bedürfen, um Tanzluſt zu bekommen, nicht einmal des Glaſes feurigen Weins, der nur bei Männern zuweilen nöthig iſt. Hier aber vereinte ſich Alles zum Balle aus dem Stegreife: Freude, Geſellſchaft, Wein, Muſik und

hübsche Kinder, welche jedoch die Kinderschuhe schon längst abgelegt hatten.

Der Platz vor dem Gasthause wurde zum Tanzboden, der aufgehende Mond zum Kronleuchter, der Rentmeister, trotz seiner Jahre, zum Tanzmeister, Kommaß und Kahle strichen die Violine wacker; der lange Görge blies die Pfeife, daß ihm der Athem ausging, und Gastwirths Hans trommelte dazu mehr, als gut war. Sophie mit des Rentmeisters Sohne tanzte vor, die Uebrigen paarten sich, wie es kam. Der Herr Pfarrer mit seiner Christel hatte Platz auf der Bank vor dem Wirthshause genommen; ihre beiden Kleinen, zwei Leuchter und zwei Weinflaschen standen neben ihnen. Der Rentmeister schrie und stampfte mit dem Fuße wie der wildeste Bauerbursche, so daß dem ehrsamen Pfarrherrn der Lärm denn doch ein wenig zu arg wurde. „Ich weiß nicht —" sprach er zu seiner Christel — „mir ist, als ob der hinkende Hiobsbote nachkommen müßte. Der Freudenrausch scheint mir fast zu groß bei unsrer Gesellschaft, und ist am Ende Gott und den Menschen nicht angenehm. Habt Acht, daß es uns nicht gehe, wie dem Hiob, obschon der Himmel nicht über unsern Kindern einfallen dürfte, wie bei denen Hiobs das Dach des Hauses."

„Und ich —" versetzte Christel zärtlich — „würde es auch nicht machen, wie Hiobs Eheweib, sondern dich in deiner Noth weder kränken, noch verlassen."

Dankbar umfing Herr Seilerius seine gute Frau und meinte lächelnd, wie er gerade nicht fürchte, vom Aussatze befallen zu werden.

Doch die Menschen sollen die Götter nicht versuchen. Noch schwenk-

ten sich die Paare lustig herum, als ein reitender Bote mit einem großen, versiegelten Briefe an den Pfarrherrn zu Rüsseina anlangte.

„Das kommt von der Regierung —" sprach, das Siegel erkennend, der Rentmeister, indem er sich das erhitzte Antlitz fächelte. „Gewiß eine Ernennung zum Superintendenten oder eine dankbare Anerkennung deiner Verdienste."

„Oder ein Urlaubbrief —" versetzte Seilerius ahnungsvoll. „Ich möchte lieber das Siegel heute unerbrochen lassen, damit unsre Freude nicht gestört werde. Aber, wie ich an den vielen Aufschriften ersehe, ist es ein Umlaufsschreiben, das der Bote ungesäumt weiter an meine Amtsbrüder zu befördern hat."

„O —" versetzte dieser — „Ehrwürden! wenn Ihr sonst nicht neugierig seid, den Inhalt heute noch zu erfahren, kann es damit anstehen bis morgen früh. Mein Tagewerk ist vollbracht und ich gedenke hier zu bleiben, wo, wie mich bedünken will, die Freude ein Hüttlein sich gebauet hat."

„Willst du deine und meine Weiber schonungslos vor Neugierde platzen sehen, alter Freund?" rief der Rentmeister. „Sieh sie an, wie sie über den Brief selbst des Tanzes vergessen und dich mit begehrlichen Blicken umringen. Ja sogar die männlichen Personen, den lustigen Rentmeister nicht ausgenommen, der dir zu irgend einer Beförderung gleich gratuliren möchte, bezeigen einiges Verlangen, den Inhalt des kurfürstlichen Schreibens zu wissen. Was hättest du zu fürchten, du Mann Gottes?"

„Mancherlei und viel!" — versetzte Seilerius. „Die Braut Christi —

unſere ehrwürdige Kirche — befindet ſich jetzt in ziemlicher Bedrängniß. Der Antichriſt ſchüttelt die gefeſſelten Glieder und droht, des frommen Luthers Werk zuſammenzuſtürzen. Seitdem unſer gnädigſter Herr Kurfürſt, den Gott ſegnen und erleuchten wolle, von heimlichen Calviniſten —" Seilerius ſprach dieſe Worte auch heimlich — „den eingefleiſchten Calviniſten Crell an der Spitze — ſich leiten läßt, büßt unſre Kirche ein Stück ihres Brautſtaates nach dem andern ein. Schon wird kein Geiſtlicher mehr auf die Concordienformel verpflichtet; — wie lange wird es währen — geht es mit unſern ſymboliſchen Büchern eben ſo?"

„Nun denn —" ſagte der Rentmeiſter — „wenn ich die Nähe eines Feindes ahne, ſo trete ich demſelben keck entgegen, anſtatt mich feig vor ihm zu verkriechen. Hat ſich Dr. Luther einſt nicht von Kaiſer und Reich gefürchtet, wirſt du doch nicht vor einem geſchriebenen Worte ſchon zurückbeben?"

„O nein!" erwiederte der Pfarrherr. „Aber mir erſcheint dieſes Schreiben als Pandorens Büchſe, mit deren Oeffnen ein Haufen Unglücks über uns ausſtrömen dürfte. Ueberdies üben wir uns ein wenig in der ſchweren Kunſt der Selbſtüberwindung, wenn wir das Leſen des Schreibens bis morgen aufſparen."

„Des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich —" ſprach der Rentmeiſter — „thue, wie du nicht laſſen kannſt."

Sonderbar genug war es, daß der verſiegelte Brief uneröffnet ſchon als Pandorens Büchſe wirkte, indem die ganze Geſellſchaft ihre frühere Laune nicht wieder gewinnen konnte. Die Unterhaltung blieb geſpannt, daher der Rentmeiſter mit Sohn und Töchtern gar bald ſeinen Wagen

bestieg und heimfuhr. In kurzem lag das Pfarrhaus wie ausgestorben da, dessen Bewohner ihre Betten aufgesucht hatten und sich, mit einiger Ausnahme, der nächtlichen Ruhe überließen. Diese Ausnahme aber war der Herr Pfarrer, welcher, nachdem er einige Stunden schlaflos zugebracht hatte, leise aufstand, sich ankleidete und in seine Studierstube schlich, wo das verhängnißvolle Schreiben auf dem Schreibepulte lag. Herr Seilerius setzte sich, nachdem er die Lampe angezündet hatte, nieder, hob erst den Blick wie bittend empor und löfete dann mit etwas zitternder Hand das Siegel. Und während er still die kurfürstliche Verordnung las, trat ein weißer Geist in die geöffnete Thüre, welcher niemand anderes als Frau Christel war, die sich nur schlafend gestellt hatte und ihrem Manne nachgeschlichen kam. Wie sie nun in dem, ihrem Manne gegenüber befindlichen, Spiegel das Antlitz ihres Ehegemahls kreideweiß und gar sehr entstellt ersah, schritt sie auf den Strümpfen vorwärts und schaute besorgt über des Pfarrherrn Achsel in das offene Schreiben. „Was ist dir, lieber Gotthold?" fragte sie dabei besorgt.

„Der Teufel ist los! —" versetzte Seilerius schmerzlich — „Er ist los im Sachsenlande, der Wiege der Reformation. Und damit er auf immer darin Poste fasse, soll er fürder nicht mehr bei den Täuflingen ausgetrieben werden. Kurz und gut: der Exorcismus ist abgeschafft, de facto, durch einen kurfürstlichen Machtspruch, erlassen auf Veranstaltung des Teufels-Canzlers Crell! Dem Befehle ist zugleich ein Aktenstück beigefügt, das ich, bei Verlust meiner Stelle unterschreiben soll."

„Und was wirst du thun? —" fragte Christel begierig.

„Was Gott will!" sagte Seilerus feierlich und legte den Uriasbrief

bei Seite. Beide Eheleute ſuchten nun ihre Lager wieder auf, ohne daß Chriſtel gewagt hätte, weitere Fragen an ihren Mann zu richten, weil ſie ihn in dieſer Hinſicht kannte.

Am nächſten Morgen nach einer ſchlafloſen Nacht ging Seilerins in aller Frühe nach dem Wirthshauſe, dem Regierungsboten das kurfürſtliche Schreiben wieder einzuhändigen. Er fand den Mann bereits vor dem Hauſe mit ſeinem Pferde beſchäftigt, und von mehreren großen und kleinen Leuten umgeben.

„Kennt Ihr —“ redete der Pfarrherr den Boten an — „den Inhalt dieſes Papieres?“

„Ich denke, ja!“ verſetzte der Bote. „Der Teufel ſoll nichts mehr

gelten, und darum bei der Taufe gar nicht mehr genannt werden. Aber, wie mich bedünkt, mit großem Unrechte, Ehrwürden, seht einmal hier mein Pferd an. Steht es nicht da, als könnte es kein Wasser trüben? — hängt die Ohren und den Schwanz, blickt dumm und faul zur Erde? Und was geschieht in der nächsten Minute schon? Der Teufel fährt in den trägen Gaul, daß er toll wird, als besäßen ihn eine ganze Legion Teufel. Dürfte ich da nicht dieselben mit meinem Exorcismus austreiben — " er wies seine Peitsche vor — „so möchte der Henker ein Reiter sein. Wenn nun der Teufel in den Pferden mächtig ist, wie vielmehr bei Menschen, die sich seit Adams Apfelbiß in seine Gewalt begeben haben!"

„Und was sagten und thaten meine Herren Amtsbrüder, bei welchen Ihr bereits waret?" fragte Seilerius.

„Hm!" entgegnete der Bote — „sie schimpften auf den Befehl, sperrten sich auch wohl, unterschrieben aber zuletzt doch mehrentheils."

„Sie unterschrieben?" rief Seilerius mit gerechtem Erstaunen. „Sie gehorchten demnach dem Menschen mehr als Gott?"

„Sie unterschrieben!" bekräftigte der Bote. „Wie sie auch, wie schon gesagt, erst nicht wollten, so gab gewöhnlich die Frau Pfarrerin den Ausschlag, indem sie ihrem Eheherrn den Spruch zurannte:

„Ach Herre, lieber Herre, unterschreibt, daß Ihr bei der Pfarre bleibt."

Hier sah sich Herr Seilerius um, ob vielleicht seine Christel den Spruch gehört habe, in welchem Falle dieselbe sich wohl gar zu einer Nachahmung ihrer Amtsgenossinnen versucht gefühlt hätte. Als sich seine Befürchtung als unbegründet erwiesen, sagte er zu dem Boten:

„Ich mache Gebrauch von der uns geſtellten Ueberlegungsfriſt und werde meine Erklärung ſpäter einreichen.“

„Wie Ihr beliebet, Ehrwürden!“ verſetzte der Bote und trabte fort. Seilerius ging auch, ſich Raths bei einem ſeiner Amtsgenoſſen in der Nachbarſchaft zu erholen.

Der Pfarrer zu Maltitz, Herr Polycarp Schwendlerius, befand ſich vor ſeinem Hühnerſtalle und ſtreute mit voller Hand Gerſtenkörner unter zwei Hähne aus, welche aus purem Neid einander die dargereichte Gabe nicht ſchmecken ließen, ſondern weidlich ſich rupften. Zufriedenen Sinnes ſchaute Herr Schwendler dem Streite zu. „Zankt euch nur immerhin —“ dachte er bei ſich ſelbſt — „ihr beide müſſet zuletzt doch in meinen Bauch wandern und euch darin vertragen lernen.“

In der That mochte Polycarps Bauch schon manchem Huhne zum Grabe geworden sein, denn er war von ansehnlichem Umfange. Bald hätte dessen Besitzer über das Hahnengefecht seines Amtsbruders Seilerii Ankunft übersehen, wäre ihm nicht von jenem, statt des Grußes, laut zugerufen worden: „Bruder Schwendlerius! hast du unterschrieben?"

„Ja!" tönte es aus der vollen Unterkehle des Gefragten zurück — „denn es steht geschrieben: Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über uns hat."

„Es steht aber auch geschrieben: —" sprach Seiler — „Man muß Gott mehr gehorchen als dem Menschen."

„Wohl wahr! —" versetzte Schwendler — „doch muß man unter zwei Uebeln stets das kleinste wählen. Der kurfürstliche Befehl beruft sich auf die heilige Schrift, daß darin bei Gelegenheit der Tauf-Einsetzung keine Rede vom Teufel-Austreiben sei. Sollen wir ihn fürder nicht mehr aus den Täuflingen fortbeschwören — nun wohl — so laß uns ihn durch Ruthe und Bakel, durch das Amt der Schlüssel und sonstige Mittel austreiben."

„Aber das Gewissen leidet Zwang — die innere Ueberzeugung —" predigte Seiler — „Der Grell muß auch ohne Exorcismus getauft worden sein, weil er den Teufel im Leibe hat!"

„Es geschieht nichts Neues unter der Sonne —" sagte Polycarp. „Zu Zeiten Johanns des Beständigen wurden Sachsens Pfarrherren nicht befragt: „Willst du lutherisch werden oder papistisch bleiben? Es hieß aut, aut — entweder du bleibst im Amte oder du gehst. Und über diesen Gewaltschritt hat man sich nicht beklagen hören. Ich will doch lieber den

Cretcismus fahren laſſen als Frau und Kinder, wie einſt ein Papſt den Prieſtern bei Verluſt ihrer Stellen befahl und ſolches auch wirklich durchſetzte."

Dieſe Reden vermochten unſern Seilerius keineswegs zu überzeugen. Im Geiſte ſah er durch Einſtellung des Cretcismus bereits das ganze Land mit Teufeln und deren Geſellen angefüllt, ſah die Menſchen in's geiſtige und leibliche Verderben geſtürzt und eine zweite Sündfluth für unausbleiblich.

Traurig begab er ſich auf den Heimweg, unterwegs nach einem feſten Entſchluſſe ringend. Ach, es gab ſo Manches zu bedenken und zu erwägen, das ihm gar ſehr am Herzen lag. Aurel, ſein älteſter Sohn, ſollte mit eheſtem die Univerſität beziehen. Woher die Mittel aber nehmen, wenn er ſein Amt aufgeben mußte? Sophie, ſeine liebe und liebſte Tochter, war mit des Rentmeiſters Sohne verſprochen. Die Heirath ſollte erfolgen, ſobald der junge Mann ſeinem Vater adjunctirt worden war. Mußte Seiler aber nicht beſorgen, daß der Rentmeiſter aus Menſchenfurcht die Verbindung hintertreiben dürfte, ſobald er ſich dem Gebote des Kurfürſten abfällig bezeigte? Und was ſollte aus Chriſtel und ſeinen übrigen Kindern, namentlich den beiden jüngſten werden, die der Eltern Hülfe noch ſo lange bedurften? Was ſollte endlich er ſelbſt, der abgedankte Pfarrherr, beginnen, welcher weder graben, noch betteln konnte und wollte? Seiler ſah jetzt nicht auf die Vögel unter dem Himmel, die weder ſäen, noch ärndten, noch in die Scheuern ſammeln und doch von dem himmliſchen Vater ernähret werden. Er gedachte auch nicht der Lilien auf dem Felde, die nicht arbeiten und ſpinnen, gleich-

wohl ſchöner bekleidet ſind, als Salomo in ſeiner Pracht. Nur an den Dornen und Diſteln haftete ſein trüber Blick, die am Wege ſtanden und ihn an den Fluch des Herrn erinnerten, als das erſte Elternpaar dem Teufel mehr als Gott gehorcht hatte. Da lag wiederum das liebe Dörflein Rüſſeina vor ihm mit ſeinen rauchenden Hütten, ſeiner ſchönen Kirche

und netten Pfarrwohnung! Die Scheuer ſtrotzte von dem überreichen Erndteſegen; den Stall belebten kräftige Stiere und wohlgenährte Kühe, und welche Leckerbiſſen verſprachen die ſchnatternden Gänſe und Enten, die Hühner und Tauben, der Obſt- und Gemüſegarten, die gefüllte Vorrathskammer und der wohlverſorgte Keller! Und als er in den Kreis der Seinen trat, blickten ihn, den Niedergeſchlagenen, zwölf theure Augen ſtill fragend und flehend an, als ſprächen ſie: „Vergiß nicht unſrer!“ Wohl verſtand er dieſe ſtumme und doch ſo beredte Sprache, und all' ſeinen Muth zuſammenraffend, hob er zu den Seinigen an: „Die ganze Nacht habe ich des Herrn Antlitz geſucht, doch iſt mir weder im Traume, noch durch ein Geſicht der Herr erſchienen, daß er meine Seele gewiß mache. Wie Saul in ähnlichem Falle bei der Hexe zu Endor ſich Raths zu erholen ging, ſuchte ich bei meinem Amtsbruder Gewißheit zu erlangen über meinen zu faſſenden Entſchluß. Allein wiederum vergebens. Nun bleibt mir nur noch übrig die heilige Stätte, an welcher ich bisher frei und ungeſcheut des Herrn Wort und Willen verkündet habe. Dort werde ich vielleicht in hellerm Lichte erkennen, was mir noch dunkel iſt. Auf, und folget mir in den Tempel, damit ihr wiſſet, was wir zu thun und zu laſſen haben.“

Herr Seiler ergriff Papier, Feder und Tinte, ſo wie das Evangelium als Unterlage beim Schreiben, und ſchritt voran nach der Kirche, wo er gemeſſenen Schrittes, wie er ſonntäglich zu thun pflegte, die Kanzelſtufen erſtieg. Die Seinen, verſtärkt durch den Knecht und die Magd nahmen Beſitz von den zunächſt gelegenen Kirchſtühlen, und der Pfarrherr begann, nach einem kurzen laut geſprochenen Gebete, in üblicher Weiſe, wie folgt:

„Meine geliebten Zuhörer in dem Herrn! Was nicht aus dem Glauben kommt, iſt Sünde. Da ich nun glaube, daß es nothwendig und chriſtlich ſei, den Teufel aus dem Herzen junger Täuflinge zu beſchwören, ſo kann und darf ich mich dem kurfürſtlichen Anſinnen durchaus nicht fügen, entſtehe daraus auch, was da wolle. Wie Doctor Martin Luther einſt vor Kaiſer und Reich, ſpreche ich: „Hier ſtehe ich — ich kann nicht anders — Gott helfe mir weiter — Amen!“

Nach dieſen Worten, welche nicht die leiſeſte Erwiederung bei den ergriffenen Zuhörern fanden, ſchrieb der Pfarrherr ſeinen Proteſt unter die kurfürſtliche Aufforderung nieder, womit er gleichſam ſeiner ausgeſprochenen Meinung das Siegel unterdrückte. Dann ſprach er: „Sollte ich wirklich dieſes Gotteshaus meiden müſſen, wie mir gedroht wird: nun, ſo weiß ich, daß Gott nicht allein in Tempeln, von Menſchenhänden erbauet, wohnt — daß es auch beſſer iſt, ohne Pfarramt einzugehen in das ewige Leben, denn mit demſelben geworfen zu werden in die Hölle. Des Herrn Wille geſchehe!“

Still und ergeben verließen ſie insgeſammt das Gotteshaus.

Zur Abreiſe bereit, ſtand Anael ſchon in den nächſten Tagen vor ſeinem predigenden Vater. Auf dem Rücken den Ranzen, welcher außer der nöthigen Wäſche eine Violine barg, in der einen Hand das Evangelienbuch, in der andern Hut und Stock, hörte er geſenkten Blicks die väterlichen Ermahnungen an. Die Mutter ſaß weinend auf dem Stuhle; Sophie beugte ihr Antlitz bewegt darnieder, indeß Johanna und Anton aufmerkſam zuhörten.

„Mein lieber Sohn —“ ſprach der Vater — „es iſt beſſer, du geheſt jetzt und in Frieden aus dieſem Hauſe, als daß du ein Zeuge unſrer Noth werdeſt. Fürchte Gott, thue recht, ſcheue Niemand — dieß ſei dein Wahlſpruch. Lerne fleißig und halte Haus mit deiner Sparſamkeit. Außer Gott, haſt du noch einen treuen Freund in der edeln Muſica, welche ſchon der ehrwürdige Martin Luther ſo hoch achtete. Deine Geige mag dich vor böſer Geſellſchaft bewahren, deine müßigen Stunden erheitern, in Noth wohl auch dir zum Erwerbsmittel werden. An Beharrlichkeit und Muth ſei ein Luther; an Gelehrſamkeit und Sanftmuth ein Melanchthon; an Hoffnung ein Chriſt. Für das Recht ſtreite, wo du kannſt, doch nur mit den Waffen des Geiſtes. Und nun gieb mir den Abſchiedskuß. Es ſegne der Herr deinen Ausgang aus dem elterlichen Hauſe, ſo

wie beim Eingang in Leipzigs Hörsäle. Laß mich nur Gutes und Rühmliches von dir hören, auf daß mein Segen bei dir bleibe."

Sprachlos gab Aurel die Hand seinem Vater, als stille Zusage, daß er das ihm Gebotene erfüllen wolle. Dann zog er, begleitet von den Seinen, aus dem Dörflein, dessen Bewohner ihm alles Heil nachwünschten.

Seine Luftschlösser bauend, pilgerte Aurel dahin. Sein Vater aber bekam bald nachher Streit mit den Seinigen, welche ihm zuredeten, das Gewisse für's Ungewisse zu nehmen, die reiche Aerndte ausdreschen zu lassen und dann in's Geld zu setzen.

„Mit nichten!" versetzte der Pfarrer. „Wandelt wie die Kinder des Lichts — heißt es in der Bibel. Wollte ich Euerm Rathe folgen, würde ich mit Recht leiden, wenn man mich vertriebe. Alles, was ihr wollet, daß euch die Leute thun sollen, thut ihr ihnen auch. Es würde uns auch nicht gefallen, fänden wir bei einem Umzuge in eine andere Pfarre nichts als die nackten vier Wände. Ich sage dir: ich gedenke nicht anders zu leben und zu handeln, als dürfte ich bis an mein Lebensende hier im Amte bleiben."

Letzteres geschah aber freilich nicht, obschon die gedrohte Entsetzung von dem Pfarramte sich um einige Monate verzögerte. Dann aber wurde dieselbe um so bitterer, als man sich bereits der stillen Hoffnung hingegeben hatte, daß die Drohung auch blos eine solche bleiben würde. Dazu kam noch der frühzeitig und sehr hart eingetretene Winter, welcher eben nicht günstig für einen Umzug ist.

Als der Landrichter mit einigen Land-Dragonern in die Pfarre einrückte, um den kurfürstlichen Befehl in Vollziehung zu setzen und die Ver-

treibung des widerſpenſtigen Pfarrers zu bewirken, erhob ſich in jener allerdings ein allgemeines Wehklagen. Nur der Pfarrer klagte nicht; aber ſehr bleich war er geworden. Unter lautem Weinen ging es an ein Zuſammenpacken der unentbehrlichſten Habſeligkeiten, wozu man der Familie nur eine Stunde Zeit verſtattete. Unter allem Lärme des Einpackens hörte man plötzlich viele Thierſtimmen unten im Hofe. „Was giebt's?" rief Seilerius aus dem Fenſter hinab. Da ſah er, wie ſein Knecht die Ochſen und Kühe ihrer Feſſeln entledigt hatte und ſolche ſo eben aus dem Pfarrhofe treiben wollte. „Was machſt du da, Leberecht?" fragte er wieder.

„Ehrwürden! —" ſchrie der ehrliche Burſche, hochroth vor Zorn — „ich bringe Euer Vieh zum Nachbar Kilian, der es redlich verſorgen wird. Dann aber gehe ich nach Dresden und ſchlage den Teufels-Canzler todt, der uns den Teufel nehmen will.

Es koſtete dem Pfarrer nicht wenig Mühe, dem Burſchen beiderlei Vorhaben auszureden und ihn dahin zu bringen, daß er die Thiere wieder in ihren Stall zurückverſetzte. Endlich war die Familie reiſefertig. Seilerius eröffnete den Trauerzug, welcher nicht durch das Dorf, ſondern, um alles Aufſehen zu vermeiden, durch die Hinterthüre über den Anger ging. Seilerius ſah weder rechts noch links, heftete den Blick zu Boden und ſchritt gelaſſen hinter dem Landrichter und einem Dragoner drein, welche des Zuges Spitze bildeten. Nicht alſo machte es ſeine Frau, welche vielmehr ihre bisherige Wohnung mit den Augen zu verſchlingen gedachte. Schon am Thore ſetzte Anton ſeine Hacke in den Schnee, um ſein hölzernes Pferd, das vergeſſen in einem Hofwinkel ſtand, in den Ochſenſtall zu tragen. Heinrich hingegen kettelte den Hofhund ab, welcher darauf

fröhlich vorausſprang. Oben aus dem Fenſter ſchaute der treuen Magd weinendes Geſicht herab, welche viel lieber dem Knechte ſich angeſchloſſen hätte, der laut murrend den Schwanz des Zuges bildete, vor dem Hinterthore aber eilig ſeitwärts ſprang.

„O Je!“ — rief Anton, auf den Flüchtling deutend — „da läuft Leberecht davon, und alleweile noch wollte er den Landrichter todtſchlagen und den Teufels-Canzler obendrein.“

„Wir wollen nicht mit dem ehrlichen Burſchen hadern —“ ſagte der Pfarrer zu den Seinen. „Petrus hatte ſeinem Herrn und Meiſter gelobt, nöthigenfalls mit ihm ſterben zu wollen, und gleichwohl verleugnete er ihn ſchon in der nächſten Stunde darauf. Und doch iſt er noch der Fels geworden, auf den der Herr ſeine Gemeinde erbauet hatte.“

Die Abziehenden waren nicht weit gekommen, als ſich ihren Blicken ein Haufe Landleute zeigte, über deren Abſicht man nicht lange in Zweifel ſein durfte. Mit Knitteln, Dreſchflegeln, Heugabeln und andern ländlichen Waffen ausgerüſtet, gedachten ſie ſich der gewaltthätigen Vertreibung ihres geliebten Pfarrers zu widerſetzen. Den Anführer machte der dicke Gaſtwirth, der als Fleiſcher das Niederſchlagen aus dem Grunde verſtand. Der eigentliche Rädelsführer aber, welcher die Dörfler zum kräftigen Einſchreiten aufgeboten hatte, verſteckte ſich, wie aus innerer Scham, hinter den Uebrigen; denn er fühlte wohl, daß er gegen des Pfarrers Willen handelte. Derſelbe war Leberecht, welcher nur in der angedeuteten Abſicht linksum gemacht hatte.

„Ho! ho! höhnten die Bauern — „ihr Landratten! wir ſind auch noch da und möchten ein Wörtlein mit euch im Vertrauen ſprechen.

Laßt euch rathen und bemühet euch nicht unſers g[illegible]n Herrn Pfarrers wegen. Er hat den Teufel bei unſern Kindern a[illegible] getrieben — dafür wollen zum Danke ſeine Teufel — euch — wieder [illegible]n austreiben. Wünſchen eure Köpfe keine nähere Bekanntſchaft mit unſern Dreſchflegeln zu machen, ſo ziehet in Frieden dahin, woher ihr gekommen ſeid."

Der Landrichter und ſeine Leute zogen ſich auf dieſe unverhoffte Begrüßung auf ein Häuflein zuſammen. Der Pfarrer hingegen trat in ziemlicher Entrüſtung den Anrückenden entgegen.

„Iſt das die Frucht meiner Lehren?" rief er mit erhobener Hand aus. „Habt ihr vergeſſen, daß Jedermann der Obrigkeit unterthan ſein ſoll, die das Schwert nicht umſonſt trägt?"

„Oh!“ verſetzte der Fleiſcher — „wir fürchten uns keineswegs vor den Blechklingen der Landratten da. Wir wollen ſie bearbeiten, daß ſie das Wiederkommen vergeſſen ſollen. Ihr ſeht ſelbſt, Ehrwürden, daß ſie eine ſchlimme Ahnung haben, denn ſie laſſen weislich ihre Froſchgieken in der Scheide ſtecken.“

„Und wenn ihr auch wirklich dieſe ehrlichen Männer zu bezwingen vermöchtet, die nur vollziehen, was ihnen von dem Geſalbten geboten worden iſt, meinet ihr, auch dem Zorne Gottes widerſtehen zu können, der über euern Ungehorſam entbrennen wird? Fällt ohne des Herrn Willen ein Sperling vom Dache? Sind nicht die Haare auf meinem Haupte gezählt? Könnte der Herr mir nicht mehr denn zwölf Legionen Engel zu meinem Schutze ſenden, wenn er es für nöthig erachtete? Ich danke euch, Freunde, für eure Liebe; aber nun gehet auch in Frieden heim und betrübet nicht länger durch Widerſetzlichkeit euern ehemaligen Seelſorger und den heiligen Geiſt. Nachbar Mayer, verſuchet ferner Eure Kraft an Ochſen- und Kalbsſchädeln — Meiſter Dietel, pochet blos Euer Schuh- und Stiefelleder — Bauer Faſolt, dreſchet mit Fleiß die Garben aus, die Gottes Güte Euch reichlich beſcheeret, und Ihr — doch halt, was erblicken meine Augen? Leberecht! auch du hier unter den Rebellen? Ha, nun geht mir ein Licht auf, weshalb du uns vorhin verließeſt. Leberecht! Leberecht! wie ſchändeſt du doch deinen ſchönen Namen! Iſt das recht gelebt, wenn man ſich der, von Gott verordneten, Obrigkeit widerſetzt und Andere noch obendrein gegen dieſelbe aufwiegelt?“

Leberecht ſtand niedergedonnert wie ein armer Sünder vor dem eiſern-

den Pfarrherrn. Er wagte auch nicht ſeine Augen zu erheben, welche ſich mit Thränen der Reue und Beſchämung zu füllen begannen.

„O Vater," hob Heinrich mitleidig an — „ſchaut doch, wie der arme Leberecht greint!" Auch die übrigen nahmen ſich des ausgeſcholtenen Knechtes an, dem jetzt der Pfarrer auf Bitten der Seinigen die Abſolution ertheilte.

„Und nun lebt wohl, meine Kinder!" fuhr Seiler gerührt fort — „Laſſet auch in Zukunft das Wort Gottes reichlich unter Euch wohnen, wenn auch ich daſſelbe Euch nicht mehr auslegen darf. Seit deſſen Thäter, und nicht Hörer allein. Der Herr ſegne und behüte euch!"

Jetzt ſchluchzten die Glieder des Rebellenhaufens, wobei abſonderlich der dicke Fleiſcher ein mörderiſches Geſicht zog, ſo daß die beiden kleinen Seiler darob faſt gelacht hätten. Aber auch ſelbſt der Landrichter nebſt ſeinen Dragonern fühlten ſich ergriffen. „Ehrwürden —" ſagte der Erſtere — „gehet, wohin es Euch beliebt. Ein ſolcher Mann Gottes, wie Ihr ſeid, wird auch ohne unſre Mitwirkung dem erlaſſenen Gebote nachkommen, das Euch vier Stunden von Rüſſeina fortweiſet. Es iſt eine verfluchte Geſchichte, die Teufelsgeſchichte. Ich ſehe juſt nicht ein, warum man den Kopf ſich aufgeſetzt hat, den Exorcismus abzuſchaffen. Hilft das Teufel-Beſchwören nichts: nun, ſo ſchadet es auch nichts. Und der Glaube thut oft Wunder."

„Ja wohl!" verſetzte der Pfarrer, dem dieſe Rede Waſſer auf ſeiner Mühle war. „Ein Anderes wäre es, wollte man den Teufel beſchwören, in die Kinder ein-, ſtatt auszufahren. Das Mittel, auf dieſe Weiſe den

Teufel los zu werden, iſt ja weder ſchmerzlich für die Kleinen, noch koſtſpielig für deren Eltern.“

Seilerins würde noch länger über dieſes Thema fortgepredigt haben, hätten der Landrichter und deſſen Leute Luſt bezeigt, ihm zuzuhören. So bewog die Kälte und eigene Gemächlichkeit ſie zum Umkehren. Von den Dörflern noch ein Stück begleitet, zog der Pfarrherr mit den Seinen dahin, nicht ohne innige Zufriedenheit an das eben beſtandene Abenteuer gedenkend. Leberecht hatte ſich den Reiſenden wiederum angeſchloſſen, obſchon ihm Seiler bedeutet hatte, wie er ſeiner Dienſte weder ferner bedürfte, noch dieſelben belohnen könnte.

„Gleichwie das Gold durch das Feuer bewähret wird —“ hob Seiler im Weiterſchreiten an — „alſo die Freundſchaft durch die Trübſal. Was meinet ihr, meine Lieben, zu meinem alten Freunde, dem Rentmeiſter und zu ſeinem Sohne, welche beide uns nicht wieder zu nahe gekommen ſind, ſeitdem wir in den Augen der Menſchen erniedrigt worden ſind? Und was ſagſt du, meine Tochter, zu deinem Bräutigam, der deiner gänzlich vergeſſen zu haben ſcheint? Längſt ſchon habe ich mich im Stillen gewundert, daß dir noch kein Wörtlein über dieſe liebloſe Vernachläſſigung entfallen iſt, daß vielmehr dein Auge freundlicher jetzt lacht, als zur Zeit, da du noch eine hoffnungsvolle Braut warſt. Sprich ohne Scheu, liebes Kind, fühlſt du keinen Gram darüber?“

„Nein, mein Vater!“ entgegnete Sophie freundlich. „Soll ich es offen bekennen, ſo habe ich bei meiner Verlobung mit Rentmeiſters Carln mehr Euern Wünſchen als den meinigen gefolgt. Als Mann erſcheint

mir Carl als zu wenig geſetzt, vielmehr eitel und ſelbſtgefällig, was mich oft ſchon beſorgt gemacht hat.“

„O meine Tochter!“ rief Seiler betroffen aus — „warum haſt du dich mir nicht offenbaret? Wie leicht hätteſt du aus falſch verſtandener Kindesliebe dein zeitliches Unglück begründen können! Ach, ſchon fange ich an, die Wege der Vorſehung bei meiner Abſetzung vom Amte zu erkennen und ſollte dieſe nur deinetwegen geſchehen ſein. Ja gewiß, denen, die Gott lieben, müſſen alle Dinge zum Beſten dienen. Küſſe mich, meine liebe Tochter, die du, deinem Vater zu gefallen, dich aufopfern wollteſt. Nein, nie ſoll es mir in den Sinn kommen, einen Bräutigam dir aufzwingen zu wollen.“

Langſam ſetzte die kleine Caravane ihren Weg bis zum nächſten Dorfe fort, in welchem durch Leberechts thätige Vermittelung ein Leiterwagen jene aufnahm und nach Proſchwitz bei Meißen brachte, wo Seilerius in einer gerade leer ſtehenden Häuslernahrung ſich einmiethete. Später ließ er ſeine übrigen Sachen nachkommen und richtete ſich, durch geſammelten Sparpfennig auf einige Jahre vor drückender Noth geſichert, bald ſo ein, daß ihm nichts abging als — das Predigen auf der Kanzel, was ihm freilich zum Bedürfniß geworden war.

Die rauhen Wintermonate vergingen unter allerlei häuslichen Beſchäftigungen, zu welchen auch der Unterricht der beiden jüngeren Söhne gehörte, dem der Pfarrer mit aller Treue und Emſigkeit oblag. Aurels Briefe, die regelmäßig aller vier Wochen eintrafen, wurden mit großer Begier geleſen und Gegenſtand einer langausgeſponnenen Unterhaltung. Es war gegen des Frühlings Anfang, daß Seilerius eine Reiſe nach

Dresden unternehmen mußte. Schon am zweiten Tage trat er seinen Rückweg an, wohl wissend, daß er von den Seinen mit aller Ungeduld erwartet würde. Es traf sich aber, daß der Bauerwagen, welcher leer von Dresden nach Meißen fuhr und unsern Pfarrherrn als freien Passagier aufgeladen hatte, auf dem halben Wege ein Rad brach, dessen Wiederherstellung sich bis zum Abende verzögerte. Fast schon in der Nacht langte Seilers in Meißen an, und mußte den noch übrigen Weg zu Fuße zurücklegen. Er that dieß gern, mit Freuden der Wiedervereinigung mit seiner Familie gedenkend. Endlich lag das Dörflein im sanften Sternenlichte vor ihm. Trotz der nicht geringen Dunkelheit erkannte er an den Umrissen des Daches seine bescheidene Wohnung, in welcher Alles stumm und finster war. Schon bedauerte er, daß er die Seinen im süßesten Schlummer zu wecken käme, als dieses Geschäft ein viel schrecklicherer Wecker übernahm.

Eine helle Feuergluth brach plötzlich aus demjenigen Theile der Hütte hervor, wo die Küche befindlich war. Der furchtbare Schreck bei diesem Anblicke machte Seilers Schritte wurzeln. Blei hing an seinen Fersen und Centnergewichte lasteten auf seinen Schultern, indem er mit fliegender Eile vorwärts strebte. Es war, als trennte eine unübersteigliche Kluft ihn von den gefährdeten Seinen, die sorglos der dringendsten Gefahr preisgegeben waren. Noch keuchte Seilers Brust in ziemlicher Entfernung von seiner in hohen Flammen auflodernden Hütte, als die bekannte Stimme seines ihm treugebliebenen Knechtes Leberecht laut wurde. „Feuer! Feuer! rettet euch! Feuer!“ rief dieselbe mit dem Ausdrucke der furchtbarsten Angst. Ein mehrfaches, herzzerschneidendes Weibergekreisch dringt

hierauf aus der Hütte, zu welcher jetzt Seiler athemlos hinſtürzt. Ihm entgegen ſpringen Frau und Töchter, die Erſtere faſt völlig, die Letzteren kaum halb bekleidet. Mit ſchnellem Blicke überzählt er die Häupter ſeiner Lieben und: „Wo ſind meine beiden Söhne?“ ruft er außer ſich.

Darauf blickt Chriſtel, wie zu ſich kommend, mit irren Augen umher. „Anton! Heinrich! ſchreit ſie gellend, „o Gott! ſie ſind elendiglich verbrannt! und ich bin ihre Mörderin! — Ich habe das Feuer verwahrloſet, bin eine Mordbrennerin meiner eigenen Kinder!“ Darauf wollte ſie in die Flammen laufen, ſo daß ihre beiden Töchter alle Mühe hatten, ſie davon zurückzuhalten. Ihrem Vorhaben aber war bereits der Pfarrherr zuvorgekommen, indem er ſich trotz der augenſcheinlichſten Gefahr in die brennende Hütte ſtürzte. Bereits hatte die Flamme das Schlafgemach der Kinder ergriffen. Bei ihrem Scheine fand er das Bette ſeiner kleinen Söhne leer und von dieſen keine Spur. Da rief er mit vergehender, vom Rauch erſtickter Stimme ſchmerzlich aus: „Heinrich! Anton! meine armen Kinder! wo ſeid ihr, daß ich mit euch ſterben kann?“

Und zwei Kinderſtimmen antworten weinerlich: „Hier, lieber Vater, ſind wir!“ Und unter dem hölzernen Bettgeſtelle hervor arbeiten ſich zwei kleine Hemden-Mätze, die an dem glücklichen Vater emporklimmen, von dieſem auf die Arme genommen und aus den Flammen getragen werden.

Seilers Leben war an hohen Freuden ſchon reich gewesen; aber keine derſelben kam der Seligkeit gleich, mit welcher er jetzt die geretteten Kinder zur verzweifelten Mutter hintrug. Ja gewiß, es giebt ein reineres Glück, als aller Erdenſtand uns gewähren kann und erſt in der Gefahr, ein theures Gut zu verlieren, erkennt man deſſen ganzen Werth.

„O meine geliebte Chriſtel!“ rief Seiler voll des innigſten Entzückens aus — „wir haben unſere Kinder wieder: — was wollen wir mehr? Was ſind alle Schätze der Welt gegen dieſe hier!“ Er zeigte auf die Seinen, von denen Johanna nebſt dem Knechte noch zu retten ſuchten, was den Flammen entriſſen werden konnte. Chriſtel fühlte zwar auch die Freude, ihre Söhne gerettet zu ſehen, doch war dieſelbe ungleich getrübter,

als diejenige ihres Gatten. „Ach —" klagte sie sich an — „ich allein bin Schuld an dem Unglücke! Ich gedachte deine Ankunft zu erwarten, blieb deshalb angezogen, hatte dir auch einen Topf voll Warmbier gekocht und solchen in die glühenden Kohlen gestellt. Jedenfalls hat die Katze, während ich wider Willen eingeschlafen war, naschen wollen, sich an den Kohlen den Pelz verbrannt und so die Feuersbrunst veranlaßt."

„Gesetzt auch, dem wäre also, wie du befürchtest —" versetzte Seilering — „so war Liebe der Grund deines Fehlers und wird darum gewiß auch von dem Gott der Liebe verziehen werden. Derselbe aber hat uns durch das Feuer zeigen wollen, welche Schätze wir am höchsten auf Erden achten und für welche wir die meiste Sorge tragen müssen. Ein großes Glück ist es noch, daß die Flammen nur unsere Hütte verzehrt und diejenigen unsrer Nachbarn verschont haben. Du wolltest —" fuhr er lächelnd fort — „durch das bereitete Warmbier mir auch warm machen. Ich bin es jetzt mehr als zu sehr, und somit ist auch diese deine Absicht erreicht. Wunderbar genug mußte ich unser kleines Vermögen gestern zu dem Kaufmann nach Dresden tragen und auf Zinsen ausleihen, so daß uns noch immer ein Haupt-Rückenhalt übrig bleibt. Das unscheinbare Papier in meiner Rocktasche, welches die Verschreibung enthält, ist mehr als noch einmal so viel werth, als die niedergebrannte Hütte —"

Er stockte plötzlich und sprang gleich darauf zur Brandstätte hin, dort unter scheinbarem Suchen nach rettbaren Gegenständen seine große Bestürzung zu verbergen, denn — er hatte das werthvolle Papier — die Schuldverschreibung des Dresdner Kaufmanns — in seiner Rocktasche vermißt. Wahrscheinlich war ihm dasselbe bei der Rettung seiner kleinen Söhne

entfallen und in den Flammen verbrannt; denn alles Nachforſchen, das er, um die Aufmerkſamkeit der Seinen nicht zu erregen, nur verſtohlen anſtellen durfte, blieb erfolglos.

Das ganze Dorf war jetzt auf den Beinen, beſchäftigt alle Gefahr von den übrigen Hütten abzuhalten und die Feuersgluth vollends zu dämpfen. Seilerius mit den Seinen, zu welchen auch der Knecht und der dem Feuer entſprungene Hund gehörten, fanden gar bald freundliche Aufnahme bei einem Nachbar und thätige Unterſtützung bei den übrigen Dörflern. Sie bedurften der letztern auch mehr als je, indem ein Koffer mit etwas Wäſche, einige Bücher und ſonſtige Kleinigkeiten der ganze gerettete Ueberreſt ihrer Habe war. Während der Pfarrer zufriedenen Sinnes, ſelbſt bei dem doppelten Verluſte, blieb, machte Chriſtel ſich noch immer die heftigſten Vorwürfe, daß ſie wahrſcheinlich die unvorſätzliche Veranlaſſerin der Feuersbrunſt geweſen ſei. Sie zu zerſtreuen, erzählte Seiler ſeine Reiſe nach der Hauptſtadt und ſeinen dortigen Aufenthalt.

„Crell, unſer Widerſacher und Erzfeind —“ ſprach er — „hat mehr Feinde, als wir geglaubt hätten. Die Kurfürſtin ſelbſt, der ganze Adel, die halbe Geiſtlichkeit ſind gegen ihn erbittert und erboſet. Schützte nicht des Kurfürſten Macht und Wille den cryptocalviniſtiſchen Günſtling: würde es gar bald ſchlecht um ihn ſtehen. Als der Kaufmann, welcher unſer kleines Capital geliehen hat, von meiner Abſetzung hörte, rieth er mir, bei der Kurfürſtin um ein geneigtes Gehör nachzuſuchen. Nun, du kannſt es ja verſuchen, dachte ich, obſchon Gott der Mittel und Wege genug wiſſen wird, um dir wieder unter die Arme zu greifen. Aber der Menſch ſoll auch das Seine thun, wo er weiß und kann, denn dazu

hat er den Verſtand von dem Herrn empfangen. Ich ließ mich alſo wirklich im Schloſſe bei der Kurfürſtin anmelden, doch durften des Kurfürſten Leute nichts davon erfahren. Als mein Geſuch angenommen wurde und ich vor der gnädigſten Landesmutter erſcheinen ſollte in meinem ſchwarzen Kleide, das kein hochzeitliches mehr iſt, wollte mir allerdings bange unter der linken Rockklappe werden. Doch als ich an unſern Glaubenshelden Doctor Martin Luther dachte, der in Worms einen ungleich ſchwerern Gang zu gehen hatte als ich: da wurde ich wiederum gefaßt und vermochte beſcheidenlich der gnädigen Fürſtin Rede und Antwort zu ſtehen. Und ſie, die fromme Sophia, hörte meine Klagen als eine wahre Landesmutter an, ſprach von dem Teufelscanzler nicht zum gnädigſten und vertröſtete mich auf beſſere Zeiten. Zwar iſt noch nicht abzuſehen, wann und woher dieſe kommen ſollen, denn der Crell ſteht feſt in ſeines Herrn Gunſt und dieſer iſt erſt ein Mann in ſeinen dreißiger Jahren. Aber bei Gott iſt kein Ding unmöglich und die Hoffnung von ihm dem Menſchen zum Troſte gegeben worden."

Wenige Tage nach dem Brande wurde dem Pfarrer Seilerius eine große Freude zu Theil. Ein vollgepackter Rüſtwagen langte nebſt mehrern Landleuten, unter welchen ſich auch der neue Pfarrer befand, aus Rüſſeina in Proſchwitz an. Lebensmittel, Wäſche, Kleidungsſtücke, Hausgeräthe, ſelbſt baares Geld hatten die wackern Leute für ihren abgebrannten Seelſorger zuſammengetragen, welche Dinge ſie mit der Freude, wie ſie die Wohlthätigkeit zu begleiten pflegt, dem tiefgerührten Seilerius einzuhändigen kamen. Und der leiblichen Gabe fügte der neue Pfarrherr, ein junger, wohlgebildeter Mann, noch eine geiſtige hinzu.

„Ich komme —“ hob er an — „von Angeſicht einen Mann kennen zu lernen, deſſen meine Beichtkinder ohne Unterſchied nur hoher Achtung und dankbarer Liebe gedenken — der einen ſo guten Saamen unter dieſelben ausgeſtreuet hat, daß ich nur darauf fortzubauen brauche, um der ſegensreichen Früchte ohne Aufhören einzuärndten. Mein geliebter Vater, ich betrachte mich nur als Euern Amtsvertreter und bringe Euch als ſolcher das, was Euer Amt bis jetzt eingetragen hat.“

Hier wollte der junge Geiſtliche dem Seilerius eine nicht unbedeutende Geldſumme aufdringen, welche dieſer jedoch ſtandhaft ausſchlug. Was aber die Worte des jungen Mannes über eine gewöhnliche Schmeichelei erhob, war die ſichtbare Begeiſterung, mit welcher ſie geſprochen wurden, ſo wie die volle Thräne wahrhafter Rührung, welche dieſelben begleitete. Daher war die Rede auch ein wohlthuender Balſam für Seilerius, obſchon er die ihm darin beigelegten Verdienſte beſcheidenlich abzulehnen ſuchte. Die von dem jungen Geiſtlichen von Seilerius vorgefaßte gute Meinung fand ſpäter durch die Ausſage der Rüſſeinaer Landleute, welche die Gaben überbracht hatten, volle Beſtätigung.

Es geſchah aber, daß bei längerem Beiſammenſein der junge Geiſtliche nicht nur auf ſeinen würdigen Amtsbruder, ſondern auch auf deſſen ganze Familie, und unter dieſer wiederum abſonderlich auf Sophie große Stücke zu halten ſchien. Und ein aufmerkſamer Beobachter und geübter Menſchenkenner würde gar bald entdeckt haben, daß die Huldigungen des hübſch ausſehenden und noch hübſcher ſprechenden Pfarrers der einſtigen Braut nicht ganz unangenehm waren, obgleich ſie ſolches kaum durch einen verſtohlnen Blick zu erkennen gab. Es traf ſich auch, daß

der junge Mann immer öfterer den Weg von Rüſſeina nach Proſchwitz machte, und daß der ſelbſt im Punkte der Liebe ſonſt wenig erfahrene Seilerius den eigentlichen Grund davon abmerkte. Er würde auch gegen eine nähere Verbindung der beiden Leutchen gar nichts einzuwenden gehabt haben, wenn nur der leidige Exorcismus nicht einen großen Stein des Anſtoßes in den Weg geworfen hätte. Mehrmals ſchon hatte Seilerius verſucht, ſeinen lieben Amtsbruder in dieſem Stücke zu bekehren, doch ohne Erfolg. Letzterer ſchlug ſeinen Bekehrer mit deſſen eigenen Worten.

„Was nicht aus dem Glauben kommt, iſt Sünde —" hatte er ihm entgegnet. „Ich glaube nicht, daß Jeſus den Exorcismus eingeſetzt oder gewollt hat. Denn er ſpricht ja: „Laſſet die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn ſolcher iſt das Reich Gottes." Und dieſe Kindlein, von welchen der Heiland dieſes ſpricht, waren Judenkinder, folglich nicht getauft und alſo auch nicht vom Teufel befreiet worden durch den Exorcismus. Warum halten wir denn Chriſti klares Gebot nicht: Ihr ſollt allerdings nicht ſchwören? Weil der Eid ein Ende alles Haders macht und wir der Obrigkeit unterthan ſein ſollen, die den Eid anbefiehlt. Wenn wir hierin nachgiebig uns bezeigen — warum nicht auch in Hinſicht des Exorcismus, der in der ganzen Bibel nicht geboten wird und nichts weiter iſt als eine Menſchenſatzung?

Wie es bei dergleichen Streitigkeiten zu gehen pflegt: weder der Eine, noch der Andere wollte die Segel ſtreichen, und ein Glück war es noch, daß die Streiter einander nicht Feind wurden, ſondern ſich vielmehr allmälig vertragen lernten. Sogleich nach der Feuersbrunſt

hatte Seilerins seinem Schuldner den gehabten Verlust der Schuldverschreibung gemeldet und um eine neue gebeten, leider aber eine so ausweichende Antwort darauf erhalten, daß er über die Gesinnungen des Kaufmanns keinen Augenblick im Zweifel sein konnte. Indeß wurde an dem Wiederaufbaue der niedergebrannten Hütte eifrig gearbeitet, wobei auch Seilers Familie sich sehr thätig erwies. Gleich in den ersten Tagen, wo man mit Aufräumen der Brandstätte beschäftigt gewesen war, hatte Seilerins unter den Arbeitern ein Gesicht bemerkt, welches ihm bekannt vorgekommen, bald aber wieder verschwunden war. Jetzt stand der Inhaber dieses fraglichen Gesichtes, wie es schien, unentschlossen vor Seilers einstweiliger Wohnung, und als dieser die Seinen auf den unbekannten und wiederum bekannten Menschen aufmerksam machte, ertönte es wie im Chor aus jeglichem Munde: „Da steht der Gänsedieb!"

War es doch, als habe der Gänsedieb den gemeinsamen Ruf vernommen und als sei dadurch seine Unentschlossenheit beseitigt worden; denn er kam jetzt gerade auf Seilers Wohnung zugeschritten, in welche er auch wirklich mit etwas verlegenem Gruße eintrat.

„Ehrwürden —" hob er an — „ich habe Euerm Rathe gefolgt, das Gänsestehlen aufgegeben und mich zur Ehrlichkeit gewendet. Auch finde ich in der That, daß verdientes Brod besser schmecke als gemaustes. Doch nicht blos Euch zu danken komme ich hierher. Ich habe nämlich beim Aufräumen des Schuttes ein Papier gefunden, daß die Flammen wunderbar genug verschont hatten. Ich verstehe zwar nicht, die Schrift darauf zu lesen; allein einige Leskundige, die ich deshalb befragte, sagten mir, daß

das Papier für Euch einen großen Werth haben müsse. Sie riethen mir auch, dasselbe nach Dresden an den Aussteller des Schuldbriefes zu tragen, der mir dafür gewiß eine erkleckliche Belohnung verabreichen würde; doch zog ich vor, das Papier seinem rechtmäßigen Herrn wieder zuzustellen. Hier ist es."

Er überreichte die Schuldverschreibung dem Pfarrer, welcher nur einen Blick hinein warf und dann den gebesserten Sünder selig in seine Arme schloß. „Hebe deine Augen auf gen Himmel, mein Sohn!" sprach er feierlich zu dem Gänsedieb. „Sieh, wie die Engel sich freuen über dich, mehr, als über 99 Gerechte, die der Buße nicht bedürfen. Ja, freuet euch Alle mit mir —" fuhr er zu den Seinen fort — „denn ich habe mein Schaaf, das verlorene, wieder gefunden. Sehet, ich hatte an diesen Mann zwei Zweigroschenstücke ausgeliehen, und jetzt empfange ich sie zurück mit mehr als tausendfältigem Wucher."

Und sie freueten sich und zwar nicht blos über das wiedergeschenkte Document, dessen Verlust sie jetzt erst erfuhren, sondern auch über die Besserung des Sünders, welcher deren Seligkeit in ihrem ganzen Umfange schmeckte, so daß er Freudenthränen vergoß gleich den Uebrigen, und nie wieder von der Tugendbahn zu weichen sich vornahm.

Wiederum rückte die Aerndtezeit heran, wobei dießmal freilich der Aerndteschmauß mit seinem Kuchen, seinem Weine, mit seinen Gästen, seinem Tänzchen und auch die Aerndtepredigt fehlte, um welche letztere der Pfarrer am meisten jammerte. Doch ging es nicht ganz ohne Freude dabei ab. Die ganze Familie war eben im Begriffe, auf ihr erpachtetes

Feldstück auszuziehen und dort Aerndte zu halten, als mit dem Postboten ein Brief mit 25 meißnischen Gülden an den Pfarrer Seilerius anlangte, wobei zugleich die Versicherung folgte, daß alle Vierteljahre eine gleiche Summe eintreffen würde. Von dem Rüsseinaer Pfarrer kam die Sendung nicht, denn das Siegel deutete auf einen ungleich höheren Geber hin; auch behauptete der Bote, daß das Geld sammt Brief aus Dresden anhergelange. Kopfschüttelnd erfüllte Seilerius die angenehme Pflicht, dem Boten einen Empfangschein über die erhaltene Summe auszustellen, denn ihn wollte diese überschwengliche Güte des Schicksals fast bange machen. Nicht so die Seinen, welche mit verdoppelter Freude an die Arbeit gingen und im Geheim für eine frugale Aerndtemahlzeit sorgten.

Siehe da, freundlicher Leser, ein freundliches Bild — das Bild einer in sich glücklichen Familie! Ihr Speisesaal ist die freie, weite Natur mit der azurblauen Decke; ihre Tafelmusik der fröhliche Lerchengesang; ihr Tisch ein Garbenhaufen, überzogen mit dem weißen Tafeltuche; ihr Hauptgericht ein gekochter Schinken und nahrhaftes Brod; ihr Getränk eine Schleifkanne voll frischen Wassers und ein Krug mit Bier; ihre Unterhaltung ein Staarmatz, der, dreist genug, die Brosamlein aus Johanna's Händen zu nehmen kommt. Seilerius, der vormalige Pfarrherr, ist zum ehrlichen Landmanne geworden, der das Amt des Brotschneidens übernommen hat. Wie die Uebrigen schaut er auf den Vogel hin, der seinen Antheil an der Mahlzeit begehrt und auch erhält. Anton stemmt die Rechte auf eine Garbe, indeß sein Brüderlein im Hintergrunde neben der Mutter sitzt und den Brotstudien eifrig obliegt. Sophie denkt vielleicht jetzt nicht blos an den Staarmatz, sondern wohl gar an einen

andern ſchwärzlichen Zweifüßler, der doch nicht längſt erſt nach Rüſſeina zurückgewandert iſt. Leberecht, das treue Haus, hat dem Befehl ſeines Herrn Genüge geleiſtet und dem Bierkruge zugeſprochen, den ſeine Hand

noch umfaßt hält. Während dem kommt eine Geſtalt aus dem nahen Gebüſch in den Rücken des Pfarrers geſchlichen. Sie winkt von weitem ſchon den freudig erſchreckenden Aerndtern zu, ihn durch nichts zu verrathen, und dieſe, den Spas nicht zu verderben, bezwingen auch wirklich ihre Gefühle ſo lange, als der Fremdling Zeit braucht, um beide Hände über die Augen des nichts ahnenden Seilerins zu legen. Jetzt aber bricht ein allgemeiner Jubel los. „Wer iſt's?" rufen ſie einſtimmig.

„Der Herr College aus Nüſſeina iſt es nicht —" ſprach Seilerine beſtimmt. „Sollte ich aber rathen dürfen, wer mir an dem heutigen Freudentage fehlt, ſo wäre es mein Sohn Au —"

Die Nachſylbe wurde durch zwei ſchwellende Lippen verſchlungen, welche den Mund des überglücklichen Vaters berührten. Ja, wirklich, Aurel, der kräftig und ſchön aufgeſchoſſene Muſenſohn war es, der jetzt aus einer Umhalſung in die andere flog.

„Warum —" fragte der Vater — „biſt du uns ſchon ſeit Monatsfriſt deine Briefe ſchuldig geblieben?"

„Weil ich auf Reiſen begriffen war —" verſetzte Aurel fröhlich — „und zwar auf Reiſen, die mir nicht nur nichts gekoſtet, ſondern mich auch in den Stand geſetzt haben, Euch eine kleine Unterſtützung in Eurer Noth anbieten zu können." Er legte hier mit freudeleuchtenden Blicken ein ſchweres Päckchen mit Geld in ſeines Vaters Hand, dem ſomit der Segen von mehr als einer Seite zufloß.

„Erzähle, Aurel! hieß es nun allgemein. Die Mutter jedoch, umſichtiger, als Alle, legte dem geliebten Sohne erſt von den Ueberbleibſeln der Tafel vor, deren auch der Weitgewanderte zur Stärkung dringend bedurfte. Dann, nach eingenommenem Trunke, begann er wie folgt:

„Die Nachricht von Euerm Brandunglücke, mein Vater, rief den Entſchluß in mir hervor, fortan ohne Eure Unterſtützung meine Studien fortzuſetzen. In dieſer Abſicht benutzte ich unſere Ferienzeit, wo ich ohnehin mein Geld nutzlos in Leipzig verzehrt hätte, um eine Reiſe in die Rheingegenden zu unternehmen, die ich zu Fuße, mit meiner Geige in der Hand

und einer Reiſetaſche auf dem Rücken, antrat. Mein Inſtrument ſollte mir den nöthigen Lebensunterhalt, wohl gar noch einen Sparpfennig obendrein erwerben. Ich hatte luſtige und traurige Stücklein eingelernt, von denen ich manche mit meiner Stimme begleitete. Unter andern hatte ich Euer Schickſal, mein Vater, in Reime gebracht, die ich nach einer rührenden Melodie abſang, wo ich die Gelegenheit dazu für paſſend erachtete.

und gewiß war es nicht mein Verdienſt, ſondern die einfache Wahrheit Eurer Geſchichte, daß dieſer Geſang ſtets den lebhafteſten Eindruck bei allen meinen Zuhörern hervorbrachte.

Eines Abends gelangte ich in ein Dorf, vor deſſen Wirthshauſe ich ſogleich meine Geige anſtimmte, indem Hunger und Durſt gleich groß waren, um mich eine gaſtfreundliche Aufnahme wünſchen zu laſſen. Mein Spiel und Geſang lockten Alt und Jung auf den Treppen-Austritt heraus, an deſſen Fuß ich meinen Fidelbogen fleißig ſtrich. Es lauſchte die junge Hausfrau meinem Geſange; ihr Säugling vergaß das Schreien, die Großmutter das Spinnen und der Wirth, die weingefüllte Schleifkanne mir entgegenbietend, daß ich kein Geld hatte. Der pausbackige Gottlieb ſtarrte freundlich zu ſeinem Ebenbilde, dem aufgehenden Vollmonde hinauf, indeß ſein, für die Muſik empfänglicherer, Bruder mit ſeiner Pfeife meinen Tönen eine übelklingende Zugabe machte. Ich aber ahnte nicht, daß ich noch ein paar Zuhörerinnen hatte, welche aus einer vornehmen Dame und deren blaſſen Tochter von etwa 14 Jahren beſtanden, die, von Aachens Heilquellen nach der Heimath zurückkehrend, in demſelben Gaſthofe abgeſtiegen waren, wo ſie das erſte Stockwerk bewohnten. Die Fremde ſchickte mir durch ihre Kammerfrau eine reiche Gabe und ließ ſich zugleich erkundigen, ob und wo ſich meine abgeſungene Geſchichte zugetragen habe. Meine Antwort erregte ihre Neugierde in ſo hohem Grade, daß ich vor ſie kommen und ihr unſer ganzes Schickſal nebſt unſerm Namen und allen kleinen Umſtänden beſchreiben mußte. Ihrem Verſprechen, mich bei meinem weiteren Studiren unterſtützen zu wollen, iſt ſie treulich nachgekommen, indem ich jüngſt 15 meißniſche Gülden mit der Zuſage

zugeſchickt bekam, alle Vierteljahre eine gleiche Summe hoffen zu dürfen, ſo lange ich mich derſelben nicht unwerth machen würde."

Hier erfolgte von Seiten des Pfarrers eine Verſtändigung, durch welche man mittels Gegenüberhalten der, die beiden Geſchenke begleitenden, Zuſchrift die Ueberzeugung gewann, daß deren Spender eine und dieſelbe Perſon, alſo die unbekannte Dame, ſein müſſe. Noch gedachte man derſelben in Ehren, als die Glocken der nächſt gelegenen Kirche vollſtimmig ihre Klänge durch die Lüfte herüberſchickten. Verwundert über dieſe außergewöhnliche Bewegung rieth man noch hin und her über die mögliche Urſache derſelben, als man von der einen Seite einen Wagen und von der anderen den Rüſſeinaer Pfarrer anlangen ſah, welche beide ein und daſſelbe Ziel zu verfolgen ſchienen. Daſſelbe war unſere Aerndtegeſellſchaft, welche nunmehr erſt den Noſſener Rentmeiſter nebſt ſeinem Sohne in dem Wagen erkannte, der ſich jetzt ſeines Inhaltes entlud.

„Der Kurfürſt iſt todt!" rief der Rentmeiſter ſchon von weitem — „Noch nicht ganz 31 Jahr alt! Man glaubt gar, an Gift!"

„Der Canzler Crell iſt gefangen geſetzt worden!" ſchrie der vormalige Bräutigam.

„Mein theurer Amtsbruder, —" keuchte der junge Geiſtliche — „tretet Euer verlaſſenes Amt wieder an — der Exorcismus iſt wieder geſtattet worden."

„Vielgerüſter Freund! —" ſchmeichelte der Rentmeiſter — „Superintendent kannſt du noch werden —

„Innigſtgeliebte Braut! —" deſſen Sohn, indem er die beſtürzte Sophie bei der Hand erfaßte.

Wappler aber, dem Nachfolger Seilers, war mit einem Male die Sprache vergangen. Wie Lots Weib ſtand er verſteinert da und eine merkliche Bläſſe überzog ſein Antlitz. Nicht viel röther ſah die angebliche Braut aus, welche ihre Hand derjenigen Carls zu entziehen ſuchte. Aurel blickte etwas finſter auf die Ankömmlinge hin, indeß Chriſtel, Johanna, die beiden Kleinen und der Knecht ihre Freude über die unvermuthetete Botſchaft zu erkennen gaben.

Seilerins hingegen ſprach jetzt zu den Seinen: „Im Unglücke ſtandhaft, im Glücke demüthig ſollen wir ſein. Darum, Freund, —" er wendete ſich zum Rentmeiſter — „vergebe ich deiner Schwäche, welche aus Menſchenfurcht den heimgeſuchten Freund bis heute verleugnete. Aber dein Sohn kann fürder nicht mehr der Bräutigam meiner Tochter Sophie ſein. Das Mädel mag den Hasenfuß nicht und ich pflichte ihr bei."

Der Rentmeiſter machte ein langes Geſicht, der Hasenfuß ein noch viel längeres, Wappler aber ein recht freundliches und dasjenige Sophiens verlor den Ausdruck großer Seelenangſt.

„Mein ehrwürdiger Amtsbruder und Freund —" hob Wappler an — „ich hätte Euch eine gar große Bitte vorzutragen, ſelbſt auf die Gefahr hin, den Schein des Eigennutzes auf mich zu laden. Allein längſt ſchon hat ſie mir auf den Lippen geſchwebt und nur Furcht, Euern Zorn zu erregen —Ungewißheit über eines gewiſſen Jemandes Geſinnungen gegen mich — haben ſie immer wieder zurückgedrängt. Ich liebe Eure Tochter Sophie in allen Ehren und bitte Euch, ſie mir — falls es nicht gegen ihre Neigung ſtreitet — zum ehelichen Gemahle zu geben. Zwar weiß ich nicht, ob mir zugleich ein anderes Pfarramt zugetheilt werden dürfte: allein ſchon

die Ausſicht auf den einſtigen Beſitz Eurer Tochter würde mich ganz zufrieden ſtellen."

„Der Herr Ex-Pfarrer von Rüſſeina —" ſprach der Rentmeiſter unter einem verächtlichen Seitenblicke auf Wappler — „ſucht in Zeiten ſich den Rücken zu decken. Ich bin doch neugierig, welche höfliche Erwiderung ihm von Seiten meines aufrichtigen Freundes zu Theil werden wird."

Dieſer — der Herr Seilerius — ſprach jetzt zu der doppelt gefreieten Braut: „Was ſagt meine Sophie zu dieſer neuen Bewerbung? Rede aufrichtig, wie dir's um's Herze iſt, denn es betrifft dein ganzes künftiges Erdenglück."

Sophie aber barg das erglühende Antlitz an dem Buſen der Mutter, welche ihrem Gatten einen bejahendlächelnden Blick zuwarf.

„Wie ſteht's, theurer Amtsbruder, —" wendete ſich Seilerius zu Wappler — „würdet Ihr in dem Falle, daß meine Tochter die Eure würde, zu meiner Fahne ſchwören und dem Exorcismus huldigen?"

Der Gefragte heftete den Blick trübe zu Boden. Nach einem minutenlangen Schweigen erhob er ſein Auge auf ſeinen Amtsgenoſſen und ſchaute ihn klar und durchdringend an. „Dieſe Frage —" ſagte er feſt — „war nicht Euer Ernſt. Wäre er's, ſo müßte ich Euch mit des Heilands Worten zurufen: Hebe dich weg, Satanas! du biſt mir ärgerlich. Ihr ſelbſt würdet mich verachten müſſen, wollte ich um Sophiens Beſitz meine innige Ueberzeugung aufgeben."

Liebenden Blickes ſah Seilerius den ſtandhaften Exorcismus-Feind an. Dann rief er väterlich: „Sophie!" Als nun die Tochter zögernden

Schrittes ihrem Vater nahete, nahm er ihre Hand und legte sie in die freudig zitternde Wapplers. „Liebet euch! —" sprach er gerührt — „Ihr seid einander werth. Aber Eins bedinge ich mir für die Zukunft aus. Meine Enkel taufe ich und zwar mit dem Exorcismus. Dieß könnt Ihr, Herr Schwiegersohn in spe, eingehen, ohne Euer Gewissen zu verletzen."

Die Antwort blieb Wappler schuldig; denn er drückte eben den ersten Kuß keuscher Liebe der, durch die Rede des Vaters doppelt erröthenden, Braut auf die frischen Lippen. Seilerius wiederholte auch seine Frage nicht; denn er wußte ja, daß wer schweigt, seine Einwilligung zu erkennen giebt. Längst schon war als die jubelnde Gesellschaft den Heimweg antrat, der Rentmeister mit seinem Hasenfuße Carl abgefahren, ohne daß ihre Abwesenheit von irgend Jemanden bemerkt worden war.

Die Kurfürstin Sophie hatte ihres Versprechens nicht vergessen. Der standhafte Seilerius sollte die Superintendenten-Stelle in Meißen erhalten. Er aber bat, ihn wieder mit der Rüsseinaer Pfarrstelle zu beglücken, vorausgesetzt, daß sein theurer Amtsbruder und Schwiegersohn in spe, Wappler, darunter nicht zu leiden hätte. Derselbe wurde daher mit dem Pfarramte zu Nialtitz entschädigt, dessen zeitheriger Besitzer, Herr Polycarp Schwendlerius, indeß mit Tode abgegangen war. Wer aber mag den Jubel beschreiben, als der geprüfte Seilerius in sein Dörflein und in seine alte Amtswohnung wiederkehrte!

Schon von weitem erblickte die vergnügte Seiler-Familie einen Festzug Rüsseinaer Landleute, welcher sie feierlich einzuholen kam. Voran

der lange Görge in der großgeblumten Weſte — ein Geſchenk Seilers, aus ſeinem abgelegten Schlafrocke gefertigt — welcher noch nie ſo ſchön gepfiffen hatte als heute. Ihm ſtand getreulich bei mit betäubendem Trommelſchalle des Gaſtwirths Hans, der für Proviant geſorgt und eine große Stoppelrübe in ſeine Hoſentaſche geſteckt hatte; denn zuweilen pflegt es zu geſchehen, daß hohe Perſonen ſehr lange auf ſich warten laſſen, was jedoch bei unſerm Seilerius nicht der Fall war. Seht da den ehrlichen Mauerbrecher — den Gaſtwirth und Fleiſcher Mager, die bitterſte Satyre auf ſeinen Namen! Schreitet er nicht, wie Alexander der Große oder Napoleon, als Sieger mit zufriedener Miene und einem Blumenſtrauße

hinter den bezopften Muſikanten drein? Ihm an ſchließt ſich Alt und Jung, Grethi und Plethi, die Lehtlinge des Gartens auf Stangen und in den Händen tragend. Hört ihr den Freudenruf der biedern Dörfler, deren derber Händedruck der blauen Flecke manchen auf den Händen der heimkehrenden Pfarrers-Familie zurückläßt. „Wir haben den Teufel wieder!“ ruft Hans bei der erſten Trommelpauſe fröhlich aus, in ſeiner Einfalt nicht etwa ſeinen Pfarrherrn, ſondern den Exorcismus meinend, der nun mit verdoppeltem Eifer an den Täuflingen ausgeübt wird. Seilers Herz aber gedachte vor Wonne zu zerſchmelzen, als er im faltenreichen Prieſtermantel die Stufen ſeiner Kanzel hinaufſtieg, die Sanduhr umdrehte und dann den gerührten Blick auf die dicht gedrängten Reihen ſeiner Zuhörer warf. Noch nie hatte er die hohe Würde ſo innig gefühlt, was es bedeute, der Seelenhirte ſo vieler Chriſten-Schäfchen zu ſein. Der Geiſt des Friedens ruhe auch ferner auf dir, du frommer und getreuer Knecht des Herrn!

Sieben Jahre waren vergangen in Freud' und Leid, in Luſt und Schmerz, wie das Erdenleben es mit ſich bringt. Aurel, der tüchtig herangebildete Rechtsgelehrte, hatte ſich in Leipzig niedergelaſſen, ſeine Schweſter Johanna den Rittergutspachter in Rüſſeina geheirathet, und Sophie ihrem Manne bereits zwei Kinder geſchenkt, die des Großvaters Augenweide waren. Eben waren dieſe mit ihren Eltern zum Kirchweihfeſte in Rüſſeina.

„Komm her zu mir, Gottlobchen, —“ ſprach Seilerius zu dem fünfjährigen Knaben, welcher mit einem Stücke Kuchen zur Wohnſtube hinauswollte — „ich will dir ſchöne Bilder zeigen und noch ſchönere Geſchichten erzählen.“

„Behaltet Eure Bilder und Geſchichten für Euch —“ verſetzte der Junge kurz — „ich fahre viel lieber mit Lebrecht in den Buſch.“

„Du biſt ein trotziger, ungeſchliffener Bube, —“ zankte Seilerius — „der ſtets das Gegentheil thut von dem, was man von dir verlangt. Da lobe ich mir dein ſanftes Schweſterchen Cordelchen. Nicht wahr, Cordelchen, du haſt mich lieber wie dein wilder Bruder und magſt gern bei mir bleiben?“

Die Kleine, etwa dreijährig, hüpfte auf den Großvater zu, umſchlang mit ihren Armen deſſen Kniee, legte ihr Köpfchen in ſeinen Schooß und blickte ihm mit ihren blauen Augen zärtlich in's Geſicht.

„Ja, du biſt meine Taube, mein Goldtöchterchen und mein Herzblättchen —“ ſagte Seilerius, indem er die blonden Haarflechten ſeiner Enkelin ſtreichelte. „Du kannſt immer gehen, —“ fuhr er zu Gottlobchen fort, welcher nun nicht von der Stelle wich — „du ſollſt weder Spielzeug, noch Kuchen, noch Obſt, oder ſonſt etwas Hübſches von mir bekommen, weil du ſo häßlich gegen deinen Großvater biſt. Ich glaube gar, Herr Schwiegerſohn, —“ fuhr er zu Wapplern fort — „Er lächelt noch bei den Unarten Seines Sohnes? Ich ſage ihm, Er wird noch manche Noth mit der Range bekommen.“

„Ihr habt Recht, Herr Vater!“ — verſetzte Wappler — „obſchon ich weiß, daß Ihr nicht im Ernſte mit Euerm Enkel zürnet, ihn vielmehr

ſchon in der nächſten Stunde wieder hätſchelt und lebt. Er hat ein ſtarres Gemüth, das mit recht feſter Hand gezügelt ſein will, ſoll es nicht anders auf Abwege ausſchweifen. Aber mein Lächeln hat einen ganz beſondern Grund."

„Und der wäre?" forſchte Seilerius.

„Ihr entſinnt Euch doch, Herr Vater, — „entgegnete Wayrler — „daß Ihr den Jungen da getauft habt und zwar, wie Ihr ausbedungen hattet, mit dem Exorcismus. Das Mädel hingegen habe ich getauft, weil Ihr damals gerade krank laget, und zwar ohne Exorcismus. Nun ſprecht Ihr ſelbſt, daß der Junge nichts tauge, ſeine Schweſter hingegen eine ſanfte Taube ſei. Demnach hat das Teufelaustreiben ſo viel wie nichts gefruchtet — "

Seilerius räuſperte ſich eben, um eine paſſende Antwort zu ertheilen, als ihn der Eintritt einer Bäuerin noch zu rechter Zeit aus aller Verlegenheit riß.

„Ehrwürden —" meldete ſie — „ein krankes Weibſen mit ihrer Tochter iſt vor meiner Hütte abgeſtiegen, die ich gern beherbergen wollte, wenn ich nur Platz und Zeit dazu hätte. Sie ſieht ganz greulich aus und liegt in meiner Stube auf der harten Ofenbank hingeſtreckt wie todt. Ich weiß meinem Leibe keinen Rath, was ich mit ihr anfangen ſoll."

„Die, ſo im Elende ſind, führe in's Haus —" ſprach Seilerius — „Auf, Chriſtel, geh' zur Fremden und ſieh nach, ob ſie den kleinen Weg zu unſrer Wohnung zurückzulegen im Stande iſt."

Die Pfarrerin, von ihrer Tochter Sophie begleitet, ging, und Seilerius sah in kurzem aus einem nahegelegenen Bauerhause eine städtisch gekleidete Frau von kränklichem Ansehen, unterstützt von einer blühenden Jungfrau, herausschreiten, die von seiner Gattin und Tochter nach dem Pfarrhause geleitet wurden.

Die Fremde war nicht blos am Leibe krank; ihr Hauptleiden schien ein geistiges zu sein und darum zeigte sich auch Seilerius als der rechte Arzt, welcher schon nach wenig Tagen die Kranke auf den Weg der Genesung brachte. Die liebevolle Pflege der Pfarrersfamilie war ganz geeignet, das verwundete Herz der Patientin zu heilen, und dasselbe vergalt die ihm erwiesene Wohlthat schon in kurzem durch ein vollständiges Vertrauen.

„Ihr sehet in mir —" erzählte sie — „eine Unglückliche, welche die Sorge um ihren Gatten noch aufzureiben droht. Sieben lange Jahre schon sitzt derselbe ohne Urtheil und Recht auf dem Königsteine gefangen und vergebens bin ich von Land zu Land, von Stadt zu Stadt gepilgert, um meinem guten, unschuldigen Manne gerechte Richter zu erwecken. Man hat mich in's Gefängniß gesteckt, weil ich gewagt hatte, Hülfe bei dem Kaiser und dem Reichskammergerichte zu suchen;

man hat meines Mannes Freunde durch Drohungen und Geldstrafen einzuschüchtern gesucht, seine Vertheidigung nicht angenommen, ihm seine Papiere, durch welche er sich rechtfertigen konnte, vorenthalten und die gehässigsten Beschuldigungen ohne alle Beweise gegen ihn vorgebracht. Ja, meine Freunde —" fuhr die Kranke fort — „ihr sehet in mir die Gattin des vormaligen Canzlers Crell, welcher nun büßen soll, was er auf Befehl seines Fürsten hat anordnen müssen."

Bei Nennung des eben so verhaßten als gefürchteten Namen „Crell" durchrieselte ein Schauer nie gekannter Art unsers Pfarrers Gebein. Hätte der Blitz in seine Wohnung eingeschlagen, er würde weniger erschrocken sein. Seither hatte man in Seilers Hause die Person Crells mit derjenigen des Teufels so ziemlich für Eins gehalten, und jetzt sah er dessen Gattin und Tochter in seiner Behausung, auf seinen Betten, an seinem Tische! Der Uebergang war zu plötzlich, zu schroff, als daß Seilerius sich sogleich zu fassen vermocht hätte. Zwar mußte er sich sagen, daß nach dem Ausspruche der Bibel der Sohn nicht tragen soll die Schuld des Vaters; aber die ganze Familie des Crell roch ihm nach den verdammlichen Lehren Calvins, und fast schien es ihm in dem ersten Augenblicke eine Sünde zu sein, wenn er das ketzerische Paar in seiner echt lutherischen Wohnung ferner duldete. Es litt ihn in derselben nicht mehr, daher er seine Zuflucht wieder zum Gotteshause nahm, wo er das Angesicht des Herrn zu suchen ging. Gedankenvoll stieg er zur Kanzel hinauf. Und daselbst kam ihm abermals das Verständniß. Der barmherzige Samariter hatte nicht den verwundeten Juden gefragt, welches Glaubens er sei, und der Herr Jesus gleichwohl gebeten, desgleichen zu thun. „Richtet nicht —" sprach

Seilerius predigend — „ſo werdet ihr auch nicht gerichtet. Verdammet nicht, ſo werdet ihr auch nicht verdammet. Ich aber ſage euch: Liebet eure Feinde; ſegnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch haſſen und verfolgen — auf daß ihr Kinder ſeid eures Vaters im Himmel.“

Beruhigt kehrte er in ſeine Wohnung zurück, wo ihn ſeine Chriſtel mit einem ängſtlich fragenden Blicke empfing. „Wiſſet ihr nicht, weß Geiſtes Kinder ihr ſeid?“ ſprach er zu ihr und die redliche Frau verſtand den Sinn der kurzen Worte, und ging, wieder zu thun, was Chriſtenpflicht war. Es geſchah aber, daß, je länger Frau Crell mit ihrem wohlgezogenen Töchterlein in der Pfarre hauſete, deren Beſitzer inne ward, wie ſeiner Gäſte Frömmigkeit mindeſtens eben ſo viel werth ſei als die ſeinige, und daß der Frau Canzlerin Trübſal ungleich größer ſein müſſe, als ſeine glücklich überſtandene. Hörte er nun vollends von derſelben erzählen, wie wahrheitsliebend, ehrlich, ſeinem Fürſten ergeben und freundlich gegen Jedermann der Canzler geweſen, ſo erſchien ihm dieſer ſchon in einem minder gehäſſigen Lichte. Als er aber gar vernahm, daß man ein ganzes Jahr hatte verſtreichen laſſen, ohne den Prozeß des gefangen geſetzten Canzlers zu beginnen — daß der Adel die Städte erſt hatte dringend angehen müſſen, um ſich ſeiner Anklage gegen den Canzler anzuſchließen — daß deſſen Kläger wiederholt um Verlängerung der Friſt nachgeſucht hätten, um die mangelnden Beweiſe der Anklagepunkte beiſchaffen zu können, was ihnen jedoch nicht gelungen wäre — wie Frau Crell behauptete, daß ihr Mann nie eigenmächtig, ſondern auf eigenhändig unterſchriebenen Befehl des verſtorbenen Kurfürſten gehandelt habe — daß der Adminiſtrator, Herzog Friedrich Wilhelm von Weimar, die beiden Amtsſchöſſer

von Belzig und Mühlberg voll Zorn entlassen habe, weil sie nach dem mit Crell angestellten Verhöre nichts auf ihn bringen gekonnt hätten — da wollte dem Pfarrer doch bedünken, daß man mit seinem Feinde nicht ganz nach Recht und Billigkeit gehandelt habe. Ja, er schrieb den ganzen Handel seinem Sohne Aurel nach Leipzig und fragte bei ihn an, ob er denn gar nichts in dieser Sache zu Gunsten des Beklagten thun könnte?

Schon nach einigen Tagen — Frau Crell sonnte sich gerade an der Seite ihres schönen Töchterleins vor der Hausthüre der Pfarre — trat Herr Aurel Seilerins in den Hof der letzteren ein. Seine fröhlich ihm entgegenkommenden Aeltern empfing er nach den ersten Grüßen mit den Worten, wobei er auf die fremde Dame hindeutete: „Wie seid ihr doch so glücklich gewesen, unsere gemeinsame, hohe Wohlthäterin bei euch zu sehen?“ Und mit gezogenem Hute vor die Canzlerin hintretend, sprach er ehrerbietig: „Edle Frau, werdet Ihr wohl noch in mir den armen Studenten erkennen, den Eure Huld vor 7 Jahren so reich beglückte? Doch diese Jungfrau hier — unmöglich kann sie Euer bleiches Töchterlein sein, obschon sie einige Aehnlichkeit von Euch hat.“

Frau Crell entgegnete hierauf mit Verwunderung: „Wie? diese wackern Leute hier wären Eure Aeltern? Welch' wunderbares Zusammentreffen! Doch wisset, nicht ich — mein unglücklicher Gatte hat Euch und Eure Aeltern unterstützt in der Noth. Mit seinem Vermögen suchte er einigermaßen gut zu machen, wo er auf des Kurfürsten Befehl wehe thun mußte. Darum hat er auch keine Reichthümer gesammelt.

Aurel ließ ſich ſpäter von der Ganzlerin erzählen, was zur Betreibung des Prozeſſes ihres Mannes erforderlich war und gelobte, ſein Möglichſtes in deſſen Vertheidigung thun zu wollen. Wenn er aber etwas länger in Rüſſeina blieb als nöthig war, ſo möchte dieſes auf Rechnung der lieblichen Ganzlerstochter zu ſetzen geweſen ſein, die nur zu ſehr das Herz des jungen Rechtsgelehrten gerührt hatte. Allein deſſen Bemühungen, die Freiſprechung des Ganzlers zu bewirken, ſcheiterten an der Erbitterung der hohen und mächtigen Feinde Crells, welche nach drei Jahren das Todesurtheil über den unglücklichen Mann, und zwar von dem Kammergerichte zu Prag ſprechen ließen.

Der Leſer erblickt hier den würdigen Pfarrer Seilerius auf ſeinen Knieen liegen, wie er in einem Gaſthofe Dresdens Gott um die Gewährung einer brünſtigen Bitte anfleht. Er hatte einen ſauern und ſchweren Gang vor, welcher, wenn er nach ſeinem Wunſche gelang, ihn auch überaus glücklich machen konnte. Er beabſichtigte nämlich, bei der Kurfürſtin Sophie um die Begnadigung Crells nachzuſuchen. „Sie iſt —" dachte er aufſtehend — „ja auch mit dem Exorcismus getauft, als gütige Landesmutter und Mutter ihrer Kinder bekannt. Wohl dem, der Freude an ſeinen Kindern erlebt — dieſen ſchö-

nen Wahlspruch hat sie auf die Ducaten prägen lassen und gewiß: fast eben so große Freude wird es ihr gewähren, einen Menschen durch ein Wort der Gnade vom unverdienten Tode zu erretten."

Voll dieses tröstlichen Gedankens schritt er über den Neumarkt dem kurfürstlichen Schlosse zu. Hier erblickte er mit Schaudern die weißen Balken des Blutgerüstes, welches für den verurtheilten Crell bereits errichtet worden war. Beim Näherkommen gewahrte er jedoch, wie man dasselbe wieder niederzureißen sich bemühte. Da durchfuhr eine freudige Ahnung seine bange Brust und mit Hast fragte er die Arbeiter: „Nicht so? Crell ist begnadigt worden?"

„Bewahre!" hieß die Antwort — „die Kurfürstin selbst will die Hinrichtung dort von der Freitreppe mit ansehen und hat deswegen geboten, das Schaffot näher an dieselbe heranzurücken."

Diese Rede vernichtete urplötzlich alle aufgekeimten Hoffnungen in Seilers Brust und mit immer kleineren Schritten nahete er dem Schlosse. Wohl sprach er für seinen einstigen Todfeind mit aller Fülle christlicher Beredtsamkeit zu der Fürstin — wohl berief er sich auf das Beispiel des göttlichen Erlösers, der am Kreuz noch für seine Mörder bat — allein Crells rücksichtsloses Benehmen mußte denn doch Sophiens Gemüth zu sehr erbittert haben, und bekanntlich ist das Andenken erlittener Kränkungen in den weiblichen Herzen nachhaltiger als in dem männlichen — Seilerius mußte unverrichteter Sache wieder fortgehen. Er aber hoffte noch immer, daß der von ihm ausgestreute Saame christlicher Milde über Nacht noch in der landesmütterlichen Brust aufgehen und gute Früchte tragen würde. Seine Eitelkeit als tüchtiger Kanzelredner, welcher in die

oft ſo ſtarren Bauernherzen wie Waſſerbäche zu lenken verſtand, ſchmeichelte ihm dieß wenigſtens alſo vor. Und darum blieb er in Dresden und wartete die Hinrichtung ab, die nach ſeinem Glauben ohne die Hauptſache — den tödtlichen Streich — ablaufen mußte.

Am 9. October 1601 trug man den, drei Tage vorher vom Königſteine gebrachten Crell vor das nothpeinliche Halsgericht, nachdem er vorher das heilige Abendmahl genoſſen hatte. Vor der Gerichtsbank, welche 12 Rathsperſonen einnahmen, begehrte der Unglückliche mit ſeiner Vertheidigung gehört zu ſein; allein man ließ ihn nicht zu Worte kommen, weil man „mit ihm nicht disputiren wollte.“ Er berief ſich auf ſeine Unſchuld, verlangte ſeine Ankläger und die Zeugen gegen ſich zu ſehen, und beſchwerte ſich über das rechtswidrige Verfahren gegen ihn. Der Stadtrichter fiel ihm jedoch in die Rede und ſagte, daß ſein Geſuch nicht Statt finden könne, indem man ausdrücklichen Befehl habe, ihn nicht anzuhören. Noch immer bat Crell mit kläglicher Stimme um's Recht; die Schöppen aber ſtanden von ihren Sitzen auf, warfen die Bänke um und das Volk trat mit Geräuſch zurück. Da verließ Crell die Geiſtesgegenwart; er ſenkte das Haupt auf die Seite und hob die Hände gen Himmel. Nach einer kurzen Pauſe ermannte er ſich und ſagte: „Nun wohlan, es mag in Gottes Namen der Kurfürſtin Wille geſchehen. Gott mag es erbarmen; ich komme unſchuldigerweiſe dazu; ich geſtehe nicht die geringſte That, die im Urtheile abgeleſen worden. Ich muß zwar bekennen, daß ich vor Gott ein armer Sünder bin; aber daß ich ſolche Miſſethaten begangen habe, das geſtehe ich nicht und kann davon nimmermehr mit Recht überführt werden. Meine Ankläger müſſen es noch am jüngſten Tage verantworten.“

Um 11 Uhr Vormittags war das nothpeinliche Halsgericht beendigt. Drei Scharfrichterknechte trugen den Grell auf einem Stuhle vom Rathhause hinüber nach dem Richtplatze auf dem Judenhofe. Während dieser Zeit betete Grell mit lauter Stimme, begleitet von einer zahllosen Volksmenge, die jetzt sein trauriges Schicksal beweinte. Die verwittwete Kurfürstin fand sich mit einigen Hofdamen auf dem Altane des Stallgebäudes — der heutigen Bildergalerie — ein, um der Hinrichtung beizuwohnen. Beim Anblicke des Blutgerüstes fiel Grell in Ohnmacht, aus der man ihn durch Reiben und spirituöse Mittel erweckte. Darauf setzte man ihn auf einen Leibstuhl, den man in Ermangelung eines Stuhles mit einer niedrigen Lehne in der Eile herbeigeschafft hatte. Nun bat Grell Alle um Verzeihung, die er im Leben beleidigt habe, betete für den Kaiser und den Kurfürsten und endete mit den Worten: „Herr Gott, der du mich erschaffen! Herr Gott Sohn, der du mich erlöset! Herr Gott heiliger Geist, der du mich geheiligt — heute übergebe ich dir wiederum das Pfand, welches du mir bisher geliehen hast.“ Während dieser Worte entblößte ihm der Nachrichter den halben Oberleib und fragte ihn sodann, ob er sich zum Tode bereitet hätte? Grell antwortete mit einem vernehmlichen Ja! worauf ihm die Augen verbunden, die Hände gefesselt und die Arme mit einem Schnallenriemen hinterwärts gezogen wurden. In dieser Stellung ließ man ihn eine kleine Weile sitzen, unter welcher der Sterbende den Schwertstreich vermuthen mochte, denn er streckte den Kopf mit angestrengten Kräften in die Höhe, so daß der daneben stehende Knecht denselben etwas niederbeugen mußte. Indem der Scharfrichter Polz sein Amt verrichten wollte und das Schwert zückte, bemerkte er, daß die Seiten-

wand des Schaffots zu hoch ſei; daher er geräuſchvoll einige Bretter losſchlug, bevor er dem armen Sünder den Streich verſetzte, welcher das Haupt vom Rumpfe trennte. Daſſelbe nahm der Scharfrichter in die Hand, zeigte es dem Volke und ſagte ſcherzend: „Grell, wie gefiel dir der calviniſche Streich? O, in dieſem Kopfe ſtecken viele verwirrte Sachen! Es ſind ihrer noch mehrere unter dieſem Haufen. Ich denke, ſie ſollen theils auch noch in meine Hände gerathen.“

Der Leichnam blieb einige Stunden lang auf dem Blutgerüſte liegen, wurde dann durch zwei Knechte hinabgeſchleift, nebſt dem Kopfe in einen Sarg gelegt und im Beiſein des Richters und einiger Rathsperſonen durch zwei Todtengräber auf den Frauenkirchhof getragen. Einſtweilen ſetzte man den Sarg in einen Schwibbogen, verdeckte ihn mit Bretern und bewachte ihn die Nacht hindurch. Am folgenden Tage, Mittags 12 Uhr, wurde die Leiche, unter Vortritt der Geiſtlichkeit und Schule, mit Geſang in die Frauenkirche gebracht und daſelbſt vor die Kanzel geſetzt. Nicolaus Blume, Pfarrer aus Dohna, welcher Grells Beichtvater auf der Feſtung geweſen war, hielt die Leichenpredigt über Sirach 5. „Verzeuch dich nicht zum Herrn zu bekehren.“ Sie iſt, 9 Bogen ſtark, gedruckt, und wegen ihrer Unduldſamkeit merkwürdig. Nach der Predigt begrub man die Leiche in der Gegend, wo das Koſelſche Palais ſteht, in einer Gruft, die der Familie Wiederanders gehörte. Im Jahre 1715 wurde die Morgenſeite des Frauenkirchhofes abgetragen. Man entdeckte Grells Grabſtätte; die Anverwandten ließen den Sarg öffnen, fanden aber blos die Aſche und den goldnen Fingerring des Canzlers.

Mehr todt als lebendig war Seilerins aus Dresden entflohen.

„So ſtirbt kein Uebelthäter!“ tönte es unaufhörlich in ſeinem Innern. Daheim umarmte er ſchweigend die trauernde Wittwe des Gemordeten und deſſen Tochter, die nach überſtandener Trauerzeit Aurels Gattin wurde. Am Abende deſſelben Tages ſprach Seilerins zu ſeiner Chriſtel im Vertrauen: „Weib, ſie Alle, die den Crell zum Tode verdammten, waren mit dem Exorcismus getauft worden. Fortan taufe ich ohne denſelben; denn nunmehr glaube ich, daß der Teufel nicht ſofort den Kleinen angeboren werde, ſondern erſt ſpäter in den Menſchen fahre und nur durch Beten und Faſten wieder ausgetrieben werden könne.“

Und Seilerins hielt Wort. Dieß bewies er an dem Erſtgebornen Aurels, welchen er ohne Exorcismus taufte und nach deſſen gemordeten Großvater: „Nicolaus“ benannte.

Die Zeit heilte auch der Canzlerin lang blutende Wunden um ihren Gatten zu, und ließ ihr noch manche heitere Stunde in der Mitte ihrer Kinder und Enkel erblühen. Seiler aber erlebte in der That, was die Kurfürſtin Sophie auf die Ducaten hatte prägen laſſen: Freude an ſeinen Kindern — von der Sophie Wappler an bis zu deren wackern Brüdern Heinrich und Anton herab.

Druck von Breitkopf u. Härtel in Leipzig.

Alexander Menzikoff,

oder:

Die Gefahren des Reichthums.

Eine wahre Geschichte,

zur

Unterhaltung in Familien-Kreisen

erzählt

von

Gustav Nieritz.

In der Vereins-Buchhandlung.

Berlin und Königsberg in der Neumark.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Alexander Menzikoff,

oder:

die Gefahren des Reichthums.

Erſtes Kapitel.

Der Paſtetenbäcker-Junge.

„Kauft! kauft! ſchöne Paſteten! warme Paſteten! Kauft friſche Paſteten aus Paris! Wer kauft? wer kauft, eh' ſie kalt werden?"

Alſo rief oder ſang vielmehr mit einer anmuthigen, laut hintönenden Stimme ein Knabe von funfzehn bis ſechszehn Jahren in den Straßen von Moskau, der Hauptſtadt des ruſſiſchen Reiches; dabei blickte er mit erhobenem Haupte empor zu den Fenſtern der hohen Paläſte, als erwarte er dort irgend einen Käufer ihm zuwinken zu ſehen. Auf dieſe Weiſe war es nicht zu verwundern, daß er einigen, ihm entgegen kommenden Streliţen oder Leib-Gardiſten, die ſo eben dem Branntweine tüchtig zugeſprochen, und, um ihren taumelnden Gang beſſer zu verbergen, ſich insgeſammt umſchlungen hatten, gerade auf den Leib rannte.

„O ho!" riefen dieſe mit lallendem Munde: — „Junge, ſieh' doch, wen Du vor Dir haſt! Du ſtößt uns mit Deinem Korbe ja faſt den Leib ein. Was haſt Du denn Gutes drinn? Laß doch ſehen!"

Vier, fünf Hände griffen dabei in den Korb, und wollten die über der Waare befindliche Decke wegziehen. Dieſem Vorhaben widerſetzte ſich jedoch der Paſtetenbäcker-Junge aus Leibeskräften. Er mochte wohl vermuthen, daß

ſeine Paſteten dann ohne Bezahlung in die Mägen der trunkenen Soldaten wandern würden.

„Laßt ſeyn!“ rief er: „das iſt nichts für Euch. Es ſind Paſteten für den Czar Peter. Peter-Paſteten ſind's — ſage ich Euch, wovon jede einen Rubel koſtet.“

„Meinetwegen können es Paſteten für die Prinzeſſin Sophie, den Czar Iwan oder Peter ſeyn!“ — lachte der Eine von den Strelitzen — „darum ſollen ſie mir kein Bauchgrimmen verurſachen. Wir wollen auch wiſſen, wie dergleichen Waare ſchmeckt.“

Mit großer Gewandheit fuhr der Burſche fort, ſeinen Korb gegen die taumelnden Soldaten zu vertheidigen, wobei er unaufhörlich ausrief, daß es Peter-Paſteten ſeyen, die nur der Czar Peter eſſen dürfe. Er wäre endlich doch der Mehrzahl unterlegen, wenn nicht auf ſein Geſchrei um Hülfe ein vorüber gehender, vornehmer Officier herzugetreten wäre. „Was giebt's hier?“ fragte er mit barſcher Stimme die Soldaten, welche bei dem Anblicke der blitzenden, goldgeſtickten Uniform zurückprallten und ſich ſo ſchnell als möglich entfernten.

„Was für einen Handel hatteſt Du denn mit den Strelitzen?“ fragte nun der Officier den Burſchen, welcher, hochroth im Geſichte und keuchend, die Decke lüftete, um nachzuſehen, ob ſeine Paſteten etwa von dem Kampfe gelitten hätten. Er war davon ſo eingenommen, daß er nicht auf den Officier, ſondern nur auf ſeine Waare blickte, als er antwortete: „I, die Schlingel wollten mir meine Paſteten abjagen.“

„Aber warum mengteſt Du denn den Czar Peter mit in Deinen Streit und rieffſt immer, daß es Peter-Paſteten wären?“ forſchte der Officier.

„Es war nur ſo eine kleine Kriegsliſt", — entgegnete der Burſche, und richtete das blitzende Auge lächelnd auf ſeinen Befreier. „Ich wollte ihnen nur damit Reſpekt vor meinen Paſteten einflößen; übrigens aber iſt der Czar Peter wirklich mein Liebling, der mir auch ſchon mehrmals abgekauft hat."

„Das laſſe Du nicht überall laut werden" — warnte der Officier: „Die Prinzeſſin Sophie könnte Dir's übel deuten, daß Du den Czar Peter lieber haſt als ſie und den Czar Iwan. In ſolchen Dingen verſteht ſie keinen Spaß. Drum nimm Dich in Acht!"

„Ei" — ſagte der Junge: — „weß Brot ich eſſe, deß Lied ich ſinge. Wenn mir die Prinzeſſin Sophie auch abkaufte, und dabei ſo freundlich mit mir armen Jungen ſpräche, als der liebe Czar Peter, ſo wollte ich ihr auch recht gut ſeyn."

„Na" — ſagte der Officier: — „bleibe immer bei dem Gedanken, den Czar Peter recht zu lieben. Vielleicht kauft er Dir auch wieder ab. Er ſpeiſ't dieſen Mittag bei dem Fürſten Lolopin. Aber wer weiß, ob deſſen Koch ſolche vortreffliche Paſteten zu backen verſteht, als Dein franzöſiſcher Meiſter. Du kannſt es wenigſtens verſuchen und nachfragen." Damit ging der Officier fort.

Dieſen Wink ließ ſich der Burſche nicht umſonſt gegeben haben. Er trollte richtig nach dem Palaſte des Fürſten, unter deſſen Fenſtern er laut ſeine Waare ausrief, in der Hoffnung, einen gnädigen Wink zu bekommen. Seine Bemühung blieb jedoch ohne Erfolg; deßhalb wagte er, hinauf in die große, weite, fürſtliche Küche zu gehen. Hier ſteckte er den Kopf halb durch die Thür und fragte ſanft:

„Kauft Ihr keine Paſteten für den Czar Peter, die er ſo gern ißt?“

Der Küchenmeiſter, umgeben von Köchen und Gehülfinnen, entgegnete mürriſch: „Nein! wir werden ſchon ſelbſt welche backen!“

Der Kammerdiener des Fürſten aber, der gerade in die Küche trat und des Burſchen Frage vernommen hatte, redete dieſen an: „Von wem ſind ſie denn, und woher weißt Du, daß der Czar ſie gern ißt?“

„Die Paſteten“, — antwortete der Junge: „ſind von dem weltberühmten Paſtetenbäcker Legrain aus Paris, und der Czar hat mir ſchon mehrmals abgekauft.“

„So warte ein wenig“ — entgegnete der Kammerdiener. „Ich werde es dem Herrn ſagen. Setz' Dich indeß dort auf jenen Schemel, bis ich Dir Antwort bringe.“

Er entfernte ſich, und der Burſche nahm auf dem angewieſenen Sitze Platz. Nach einer Weile kam der Kammerdiener zurück. „Du mußt Dich noch gedulden“, — ſagte er zu dem Jungen: — „mein Herr ſpricht gerade mit dem Czar, und da darf ich ihn nicht ſtören.“ Er ging wieder. Lange harrte der Burſche geduldig. Der ſüße, ſtarke Geruch der kräftigen Speiſen, die in der Küche bereitet wurden, that ihm recht wohl. Er war den ganzen Vormittag in den Straßen herumgelaufen, fühlte ſich durch den gehabten Streit ermüdet; das Plätzchen im Winkel der Küche war ſo heimlich, ſo bequem — er verfiel in einen ſanften Schlummer. Seine Augen ſchloſſen ſich, ſeine Arme, welche den Korb umfaßt hielten, ſanken herab, nur das um die Achſeln geſchlungene Tragband und ſein Schooß trugen denſelben noch.

In dieſer Lage fand ihn der zurückkehrende Kammerdiener. Sofort gab derſelbe dem Küchenmeiſter einen geheimen Wink, und ſagte dann zu ſämmtlichen in der Küche Arbeitenden: „Geſchwind, helft dreihundert Flaſchen Wein aus dem Keller heraufſtragen; die Diener können es allein nicht zwingen.“ Augenblicklich wurde die Küche leer, und der Kammerdiener flüſterte dem Küchenmeiſter etwas in die Ohren. Dieſer nickte beifällig mit dem Kopfe und ſagte leiſe: „Aber wäre es nicht beſſer, wir nähmen dem Jungen den Korb ſachte ab, und machten unſere Sache in der angrenzenden Stube?“

„Bewahre, nein!“ fiel der Kammerdiener ein: „dies hielte zu lange auf; überdieß könnte der Junge darüber munter werden.“

„Doch alle Paſteten haben wir nicht nöthig zu beſtreuen?“ fragte wieder der Küchenmeiſter.

„Freilich alle!“ ſagte eifrig der Kammerdiener; „Sonſt wären wir ja gleich verrathen, wenn bloß die für den Czar beſtimmten Paſteten vergiftet, die andern aber für unſchädlich befunden würden. Der Verdacht muß auf den Jungen und ſeinen Meiſter fallen. Natürlich müſſen wir dafür ſorgen, daß der Burſche erſt kurz vor dem Zeitpunkte, wo der Czar die Paſteten verzehren wird, von hier fortgeht, damit die Sache nicht vor der Zeit ruchbar werde.“ Darauf näherten ſich Beide dem Schläfer, hoben ſachte die Wachsleinwand von den Paſteten auf, und ſtreueten ein weißes Pulver darüber hin. Nachdem ſie die Uebelthat vollbracht hatten, entfernte ſich der Kammerdiener, und der Küchenmeiſter ließ mit Fleiß einen leeren kupfernen Keſſel zu Boden fallen, ſo daß die zurückkehrenden

Küche und Gehülfinnen den Pasetenbäcker-Jungen völlig munter fanden. Nun begann das Fortschaffen der unzähligen Speisen auf die fürstliche Tafel. Die Küche wimmelte jetzt von Leuten. Der Kammerdiener trat auch ein und rief recht laut: „Na, Junge! zeig' her Deine Waare. Der Herr will Dir einige Pasteten abnehmen, für den Fall, daß der Czar etwa davon zu kosten belieben wollte."

Der Bursche langte freudig die verlangten Pasteten aus seinem Korbe, und empfing mit der Bezahlung zugleich die Weisung, seiner Wege zu gehen. Der Pastetenbäcker-Junge gehorchte, machte aber schon an der nächsten Straßenecke Halt, wo er seinen Korb auf einen Stein setzte, und vergnügt sein Geld zu zählen begann.

„Einen Rubel, zwei, drei, vier Rubel; fünf Kopeken, zehn Kopeken, zwanzig — — ach! Du Böſewicht! willst Du fort! halt! meine Pastete!" Also unterbrach der Junge sein Aufzählen und sprang auf einen großen Hund los, der, von dem süßen Geruch der Waare angezogen, sich über den Korb hergemacht und richtig eine Pastete weggitzigt hatte. In zwei, drei Bissen war das kleine Gebäck hinunter, und mit grimmigem Zähnefletschen erwartete der Hund den Angriff des Burschen, der, da der Schade einmal geschehen war, seinen Korb unter den Arm nahm und sich trübselig auf den Eckstein hinsetzte, sein Elend zu überdenken. „Die Pastete" — klagte er — „muß ich meinem Herrn ersetzen, und also geht mein ganzer Gewinn bei dem Handel verloren. Was wird meine arme Mutter sagen, wenn ich mit leeren Händen nach Hause komme? Du böses Thier! war nicht Brot gut genug für Deinen Hundemagen, daß Du ihn mit Pastete füllen mußtest, die ich selbst noch nicht

einmal gekostet habe? Und eigentlich mir zum Tort und Dampf bleibt das Thier vor mir stehen, als wollte es mich auslachen oder gar noch mehr dergleichen Leckerbissen erlauern. Da kannst Du lange warten. Wärst Du doch daran erstickt!"

Des erbosten Burschen unchristlicher Wunsch schien in Erfüllung gehen zu wollen. Der Fleischerhund, welcher nicht von der Stelle gewichen war, fing an sich zu würgen, dann laut zu schreien, sich zu krümmen, so daß der Bestohlne ordentlich Mitleid mit ihm hatte. Das Geheul, Gewinsel, die Zuckungen des Hundes wurden immer ärger, so daß mehrere Vorübergehende aufmerksam und theilnehmend stehen blieben. Keiner konnte begreifen, was dem Hunde widerfahren seyn mochte, dessen Qualen immer schrecklicher zu werden schienen.

„Siehst Du, armes Thier" — sagte mit einer Thräne im Auge der Pasteetenbäcker-Junge: — „unrecht Gut gedeihet nicht. Meine Pastete bekommt Dir schlecht."

„Der Hund hat Gift gefressen", — sagte Einer von den Zuschauern, welcher die Sache zu verstehen schien.

Da durchzuckte ein schrecklicher Gedanke den Burschen. Wohl hatte er in der fürstlichen Küche recht sanft geschlafen, doch nicht so fest, daß ihm nicht die plötzliche Stille hätte auffallen sollen, die eintrat, als sämmtliche Aufwärter sich entfernt hatten, um den Wein heraufzuholen. Nur wie in einem Traum hatte er dann das Flüstern des Kammerdieners und Küchenmeisters vernommen, und wenn er gleich nicht Alles verstanden hatte, was sie zusammen sprachen, so war ihm doch hier und da ein bedenkliches Wort zu Ohren gekommen, das ihm nun mit einem Male

beifiel und ihn argwöhnisch machte. Ueberdieß war ihm nicht unbekannt, daß die Prinzessin Sophie ihren Stiefbruder, den jungen Czar Peter, nicht leiden konnte, weil sie von seinem großen Geiste eine Beschränkung ihrer Herrschsucht zu befürchten hatte, und darum lieber gesehen hätte, wenn sein schwacher Bruder Iwan allein Czar gewesen wäre. So wie die Prinzessin, dachten auch viele Vornehme, und daher war es gar nicht unwahrscheinlich, daß man den jungen Czar durch Gift aus dem Wege zu räumen versuchen wollte — ein Beispiel, das in den damaligen barbarischen Zeiten gar nicht unerhört war. Diese Gedanken standen jetzt vor des Jungen Seele, der für das Leben des Czars zitterte. Denn der Hund war bereits völlig todt, und bot in der Entstellung, die sein qualvoller Tod in seiner Gestalt bewirkt hatte, einen schrecklichen Anblick dar.

Mit bebender Stimme erzählte der Knabe der umstehenden Menge, daß der Hund nach dem Genusse einer Pastete aus seinem Korbe die schrecklichen Zufälle bekommen habe; daß seine Pasteten gut gewesen seyen, und nur erst in der Küche des Fürsten Loloxin vergiftet worden seyn müßten; daß man auch dem Czar Peter davon habe vorsetzen wollen, und dieser wohl gar schon todt seyn könnte. Er beschwor die Zuschauer mit Thränen, den Czar warnen, retten zu helfen, wenn dies noch möglich sey.

Ein furchtbarer Tumult entstand. Wie eine Lawine schwoll der Menschenknaul an, der sich in Sturmesschritt nach dem Palaste des Fürsten in Bewegung setzte. Zwei stämmige Russen packten den Pastetenbäcker-Jungen mit seinem Korbe, hoben ihn auf ihre Schultern und eröffne-

ten somit den Zug. Die Andern aber bewaffneten sich mit Steinen und Werkzeugen aller Art und schwuren, keinen Stein auf dem andern lassen, keinen Menschen im Palaste verschonen zu wollen, im Fall, daß der geliebte Peter schon hingeopfert seyn sollte. Doch über diesen hatte Gottes Hand gewacht. Ganz wider seine Gewohnheit hatte er sich in ein weitläuftiges Gespräch mit seinem Nachbar über Tische eingelassen. Geraume Zeit schon stand der Teller mit den vergifteten Pasteten vor ihm. Mehrmals hatte der heuchlerische Wirth erinnert, daß das Gebäck ganz kalt werden würde; so oft der Czar den Arm darnach ausstreckte, ließ eine neue Wendung des Gesprächs ihn denselben wieder zurückziehen. Endlich faßte, zur großen, heimlichen Freude des Fürsten, der Czar eine der Pasteten, und war gerade im Begriff, sie zu zertheilen und zu verzehren, als der tobende Haufe unter den Fenstern des Palastes anlangte.

„Czar Peter!“ brüllten viele hundert rauhe Stimmen: — „wo bist Du? zeige Dich, daß Du noch lebst! Heraus! heraus! geliebter Czar! Tod den Verräthern!“ Lolopin ward wie eine Leiche so blaß. Der Czar sprang auf und nach dem Fenster; mit ihm alle Gäste. Als die Russen ihren geliebten Fürsten das Fenster öffnen sahen, erhob sich ein unbeschreiblicher Jubel.

„Hurra! hurra! Czar Peter! hurra! Tod und Verderben den Giftmischern!“ Der Czar winkte mit der Hand Ruhe, welche auch augenblicklich eintrat. „Was giebt's? was wollt ihr?“ rief er hinab.

Alles schrie, erzählte, schimpfte, drohte untereinander, so daß der Czar aus dem Lärmen nicht klug werden

kannte. Dabei zeigten alle Hände auf den Jungen mit dem Korbe hin, welcher seine Stimme mit den übrigen vereinte.

Lächelnd wendete sich der Czar zu seinem Adjutanten: „Le Fen!“ — sagte er — „gehen Sie doch hinab, und erkundigen sich nach der Ursache des Tumultes. Es ist augenscheinlich eine Sprachverwirrung, wie bei dem Thurmbau zu Babel. Eins schreit „Hurra!“ ein Zweites: „Pasteten!“ ein Drittes: „Gift!“ ein Viertes: „Verderben!“ Es möchte Einem angst und bange werden.“

Der Offizier, derjenige, welcher vorhin den Pasteten-Bäcker-Jungen aus den Händen der betrunkenen Streligen befreit hatte, ging und begegnete draußen auf den breiten Treppen des Palastes der andrängenden Menschen-Masse, den Jungen mit den Pasteten an der Spitze. Haarklein ließ er sich Alles erzählen, versicherte dann dem Volke, daß der Czar das vergiftete Gebäck noch nicht berührt habe, und ermahnte die Leute, sich zu beruhigen und zu entfernen. Doch dies geschah nicht eher, als bis der Czar selbst sich in der Mitte des jubelnden Volkes nach seiner Wohnung zurückbegab und das Versprechen ertheilte, die Sache genau untersuchen und die Schuldigen streng bestrafen zu lassen.

Zweites Kapitel.

Der Anfang des Glückes.

Aus mancherlei Nachrichten wurde der ganze Hergang ermittelt. Dem Volke wurde angezeigt, es sey nur ein Irrthum gewesen, durch die Dummheit des Pasteten-bäckers Jungen verursacht. Der Bäckermeister war bei

Kammerdiener des Fürſten verſchwanden; er ſelbſt wurde als Geſandter ins Ausland geſchickt, um der eigenmächtigen Rache des Volkes entzogen zu werden, das den Verdacht der Vergiftung immer noch feſthielt und laut murrete. Wirklich verdankten die Schuldigen den Erlaß der Strafe nur der Prinzeſſin, gegen deren gewaltigen Einfluß der junge Czar Peter nicht ſtreben konnte, ſondern das Ding geſchehen laſſen mußte. Dagegen ſchien aber auch das Glück des Paſtetenbäcker-Jungen gemacht zu ſeyn. Derſelbe nannte ſich Alexander Menzikoff, und war der Sohn eines Bauern aus der Nähe Moskau's. Der Adjutant oder vielmehr der genaueſte Freund des Czars, Le Fort, hatte in dem Burſchen nicht geringe Anlagen entdeckt, und nahm ihn deshalb in ſeine Dienſte, wo es ihm recht wohl ging. Freudig eilte Alexander, ſobald dies anging, hinaus auf's Land zu ſeiner Mutter (denn der Vater war bereits todt), um ihr die wichtige Aenderung ſeines Berufes anzukündigen.

„Ach Mutter!“ — rief er aus: — „denkt Euch nur mein Glück: Seht einmal den ſchönen Rock, den ich jetzt trage! Wie die goldenen Treſſen darauf blitzen und die funkelneuen Knöpfe! Aber noch weit ſchönere Röcke, Hoſen und Weſten bekomme ich unter meine Hände, um ſie auszuklopfen und zu bürſten. Und welch einen Wohlgeruch geben die von ſich, beinahe einen beſſern als die Paſteten meines vorigen Herrn, wenn ſie noch friſchgebacken waren. Auch erhalte ich weit beſſeres Eſſen und Trinken als ſonſt. Eure ſaure Kohlſuppe *) iſt nichts dagegen.

*) Ein Leibgericht des Ruſſen.

Doch das Beste kommt noch. Was sagt Ihr dazu? Alle Tage komme ich mit dem gnädigsten Czar Peter zusammen, der andern vornehmen Herrschaften gar nicht zu gedenken. Bei demselben ist Alles von Silber und Gold. Die Teller, die Schüsseln, die Leuchter, die Lichtputzen, die Messer, Löffel, Gabeln, sogar — denkt's Euch nur! die Feuerzange und das Waschbecken.“ Verwundert schlug die gute Bäuerin die Hände zusammen bei dieser Erzählung. „Ich bin noch nicht fertig“ — fuhr ihr Sohn fort. „Der gute Herr Czar ist recht gnädig gegen mich, weil ich ihn vor den vergifteten Pasteten gewarnt habe. Neulich trug er mir auf, indem nicht gleich einer seiner Diener bei der Hand war, ihm sein Staatskleid herbei zu holen. Da hab' ich doch ordentlich gezittert vor Wonne, wie ich den feinen Rock mit den flimmernden Sternen in meinen schlechten Händen tragen durfte. Was meint Ihr dazu, wenn ich Euch sage, daß ein einziges Steinchen aus einem solchen Sterne mehr werth ist, als das ganze Dorf mit allen seinen Häusern, Aeckern und Wiesen? Wie glücklich muß nun erst Derjenige seyn, der einen solchen Stern auf seiner Brust tragen darf! Aber seit der Pasetengeschichte ist der Czar recht bedächtig geworden. Jetzt ißt er nicht mehr sogleich, was man ihm vorsetzt. Da schickte ihm seine Stiefschwester, die Prinzessin Sophie, kürzlich eine prächtige Pastete und eine Menge Torten. Glaubt Ihr, daß er sie berührt, gekostet habe? Mit nichten! Wir Diener erhielten die ganze Bescheerung. Da habe ich doch in den herrlichen Leckerbissen mich so satt gegessen, daß ich Bauchgrimmen bekam. Ich aber mußte dafür bei dem ersten, besten Bäcker eine Semmel kaufen, die der Czar an-

ſtatt der Paſtete und Torten verzehrte. Ueberhaupt führen die Großen ein ganz ſonderbares Leben. Wenn Ihr des Morgens aufſteht und an Eure Arbeit geht, legen ſich Jene erſt zu Bette. Wenn Ihr Euer Mittagsbrot verzehrt, frühſtücken Jene. Gegen Abend ſetzen ſie ſich zur Tafel, wo ſie bis in die Nacht hinein ſitzen bleiben und ſo viel eſſen und trinken, daß man glauben ſollte, der Leib müſſe ihnen platzen. Dann wird Karte geſpielt, bis der Morgen herandämmert. Alſo iſt das vornehme Leben beſchaffen. Eigentlich aber kann es weder mein Herr noch der Czar leiden, und thut's nur mit, wenn es ſeyn muß. — Ich ſoll nicht immer ein Diener bleiben. Darum hält mir mein guter Herr eine Menge Lehrer, die mich im Leſen, Schreiben, Rechnen, im Franzöſiſchen und in andern, Euch unbekannten Dingen unterrichten laſſen. Das fällt mir freilich ſchwerer, als das Paſteten-Herumtragen. Jedoch thu' ich es gern, weil mein Herr es gern ſieht und es mir noch großen Nutzen bringen kann." Darauf langte Alexander eine Menge Goldſtücke hervor, welche er theils dem gnädigen Czar, theils ſeinem Herrn und andern vornehmen Gäſten verdankte. „Hier, liebe Mutter" — ſagte er dabei: — „will ich einen kleinen Theil meiner großen Schuld bei Euch abtragen. Eure Liebe und Geduld, die Ihr mir von meiner Geburt an bis hierher bewieſen habt, kann ich freilich nicht bezahlen. Doch will ich Euch noch ſo viel Freude zu machen ſuchen, als ich nur immer vermag."

Die erfreute Bäurin weinte, ſo war ſie über ihren dankbaren Sohn entzückt. Sie gab ihm ihren beſten Segen und betete inbrünſtig zu Gott für ſein ferneres Wohlergehen. Und ihr Gebet ward erhört. Immer mehr be-

feſtigte ſich Alexander in der Gunſt ſeines Herrn und des Czars. Aber er bewies auch wirklich einen ungemeinen Fleiß, den größten Dienſteifer, eine unerſchütterliche Treue gegen Beide. Ein ſolcher Diener iſt ſelten zu finden. Darum ſtieg er auch immer höher in Aemtern und Würden. Als er ein Mann und Secretair geworden war, verheirathete er ſich mit einem wohlgebildeten, ſittſamen Mädchen, das zwar nur einen Bauer zum Vater hatte, wie er, aber von der beſten Denkart beſeelt wurde. Ganz glücklich fühlte er ſich, als er mit ſeiner jungen Frau ein kleines, hölzernes Häuschen in Moskau, das er ſich von ſeinem erſparten Einkommen hatte kaufen können, bezog. Reicher denn ein König dünkte er ſich zu ſeyn. Eben ſo vergnügt war auch ſeine Mutter, welche er zu ſich ins Haus nahm, wo ſie von dem jungen Ehepaare mit der zarteſten Aufmerkſamkeit behandelt wurde. So verflogen einige Jahre in faſt ungetrübter Heiterkeit. Matinka, die flinke Hausfrau, beſchenkte ihren Mann mit zwei Kindern, von denen das ältere ein Knabe, das jüngere ein Mädchen war. Neuer Jubel für den glücklichen Alexander Menzikoff! Früh, wenn er aufgeſtanden war — Mittags, ehe er ſich zu Tiſche ſetzte — Abends, von der Arbeit heimkommend — war es ſein Erſtes, die Kinder zu liebkoſen. Er nahm ſie auf ſeine Arme, auf ſeinen Schooß; er tanzte mit ihnen in dem kleinen Zimmer umher; er gängelte ſie, wenn ſie noch nicht recht gehen konnten; alle Mühe mit ihnen war ihm eine Freude. Faſt kein Tag verging, wo er ihnen nicht ein Spielzeug, einen Leckerbiſſen, ein Bildchen mitbrachte. Dafür liebten ihn aber auch die Kleinen gar ſehr. Wenn die Mutter die kleine Helene auf dem

Arme trug und der Vater trat herein, streckte Letztere sogleich beide Händchen nach ihm aus und jauchzte. Der größere Florin aber kletterte gar an seinen Hals hinauf und bedeckte ihn mit Küssen. Daneben stand nun die gute Matinka mit freudeleuchtenden Augen, und die schmunzelnde Großmutter — ein rührendes Bild häuslichen Glükkes! Traf es sich, daß einem seiner Kinder eine Unpäßlichkeit zustieß, daß sie wohl gar ernstlich krank wurden: wie ängstete er sich dann! Wohl dreißig Mal verließ er des Nachts sein Lager, nachzusehen, ob der Kranke sich etwa aufgedeckt habe, ob sein Zustand sich verschlimmere oder zur Besserung sich neige. Ganze Nächte brachte er sogar wachend an ihrem Lager zu, flößte ihnen Arznei ein und suchte sie zu beruhigen. An Sonn- und Festtagen war es die größte Freude für die glückliche Familie, hinaus auf's Land zu gehen und die lieben Schwiegerältern zu besuchen. Matinka trug die kleine Helene, Menzikoff führte seinen Florin, und die alte Mutter beschloß den Zug. Es fiel Keinem von ihnen ein, die reichen, vornehmen Leute zu beneiden, welche in schönen Kutschen neben ihnen vorbeirollten.

Drittes Kapitel.

Die Umänderung.

So glücklich blieb Menzikoff einige Jahre. Da ernannte ihn der Czar zu seinem Rath. Dieses neue, scheinbar frohe Ereigniß, das ihm eine bedeutende Vermehrung seines Einkommens verschaffte, ward die Ursache mancher trüben Stunden für die gute Matinka. Als Menzikoff

das erste Mal in seinem neuen Rothekleide vom Czar nach Hause kam, sprang ihm, wie gewöhnlich, Florin freudig entgegen und versuchte, an dem Vater emporzuklettern. Doch ungestüm schob dieser den armen Knaben von sich weg. „Ungeschickter Junge!" rief er unwillig: — „willst Du mir die theure Kleidung sogleich mit Deinen schmutzigen Stiefeln verderben? — Ich kann Dich nicht nehmen" — sprach er darauf, etwas milder, zur Helene, die ihr Händchen verlangend nach dem geliebten Vater ausstreckte: — „Ich würde mir den Busenstreifen zerknittern und die blanken Knöpfe blind machen."

„Da darf ich wohl auch nicht Dir einen Kuß geben?" — fragte betrübt Matinka ihren Gatten.

„Wenigstens dann nicht" — antwortete dieser: — „wenn ich das gute Zeug noch anhabe. Gedulded euch nur, bis ich in meinen Alltagsrock gefahren bin."

Doch als dies geschehen war, blieben die Kinder furchtsam von ferne stehen, und selbst die Mutter konnte ihren Mann nicht mit der freudigen Herzlichkeit umarmen, wie sonst, wo demselben ihre Liebe mehr galt als ein feines Kleid. Alexander merkte nichts davon. Seine Seele war von andern Gedanken erfüllt. Stumm sah er sich in seiner Wohnung um. „Hier muß Alles anders werden!" sprach er endlich. Diese elenden Strohsessel, jenes alte Sopha, diese weichhölzernen Kommoden und Schränke, jener Scherbe von Spiegel, alle die wurmstichigen Rumpelkästen müssen fort und neue Möbel dafür her. Fortan können wir auch nicht mehr von irdenem Geschirr essen, aus thönernen Tassen oder Töpfen und Krügen trinken.

Dies schickt sich nicht für uns. Nußbaum, Porzelain, Silber geziemt sich einem kaiserlichen Rathe."

„Und doch waren wir so glücklich im Besitze dieser Sachen!" entgegnete mit sanftem Vorwurfe Matinka. „Werden wir es mehr seyn, wenn Glanz und Pracht uns künftighin umgeben?"

„Mag dem seyn, wie ihm wolle", — sagte Menzikoff: — „Jetzt dürfen wir nicht nach unserem Glücke fragen, sondern nach dem, was die Mode von unserm neuen Stande verlangt." Er blickte starr vor sich hin und schien in tiefen Gedanken zu liegen. Endlich mußte er einen festen Entschluß gefaßt haben. Hastig riß er das Fenster auf und schrie einem vorübergehenden Juden zu: „He, Jude! pst! pst! komm einmal herauf!" Doch der Jude hörte nicht auf den Ruf und schritt ruhig weiter.

„Seht mir den Kerl!" sagte erboßt der kaiserliche Rath: — „ob er auf mein Rufen hören will! Freilich wird er in dieser hölzernen Bude eher die Wohnung eines Käsehändlers als eines kaiserlichen Rathes vermuthen; sonst würde er es nicht wagen, so trotzig vorüber zu gehen. So kann es nicht bleiben! Welche Person von Stande wird sich dazu verstehen, diese schmale Winkeltreppe heraufzupoltern, in diese niedrige Stube zu treten, wo sie befürchten muß, sich den Kopf an der Decke einzustoßen? Hier läßt sich kein Kronleuchter anbringen, kein Vorhang über den Fenstern aufhängen, die denen einer Kajüte gleichen. Darum müssen wir eine andere Wohnung aufsuchen."

„Lieber Sohn", — sagte hier Alexanders Mutter: — „folge mir und bleibe, wo Du so lange glücklich warst.

Nicht in Palästen wohnet das Glück, wohl aber Verrath und Tod, wie Du Dich noch aus der Pasteten-geschichte zu entsinnen wissen wirst. Am allerwohlsten fühlte ich mich in meiner Bauernhütte. Nur Dir zu Liebe verließ ich dieselbe und zog hierher in dieses städtische Haus. Nun ich mich durch jahrelangen Aufenthalt daran gewöhnt und einheimisch gemacht habe, soll ich es wieder verlassen und gegen die hohen, kalten Zimmer eines Palastes vertauschen? Es würde mein Tod, das Ende meines Lebensglückes seyn!"

„Und wie theuer mir alle diese Sachen sind", — fuhr Matinka das Gespräch weiter fort: — „diese stummen Zeugen unseres Glückes! Entsinnst Du Dich, lieber Mann! daß wir an unserm Hochzeitfeste aus jenem irdenen Kruge mit den blauen Reifchen einander zutranken? daß jenes Topfbrett mit seinen Tellern, Schüsseln und hölzernen Löffeln ein Hochzeitgeschenk von unsern Gespielinnen war? jene buntgemalte Truhe, mit Blumenkränzen umwunden, von Deinen Gefreundten feierlich überreicht wurde?"

Sinnend war Alexander in dem Stübchen auf und nieder gegangen. Jetzt stellte er sich vor seine alte Mutter hin und sagte: „Ihr habt recht, Mutter! Grausam wäre es, Euch aus dieser Wohnung entfernen zu wollen, die Euch lieb geworden ist; darum mögt Ihr hier bleiben. Das Häuschen gehört Euch allein von nun an. Liebe Matinka! auch diese alten Sachen mögen ferner uns an die frohe Vergangenheit erinnern, wenn wir die Großmutter zu besuchen kommen. Nicht ein Stück soll davon verkauft werden."

„Also willst Du Dich wohl gar von mir trennen?" — fragte gekränkt die alte Mutter: — „Willst mich in

meinem Alter verlaſſen? Nicht mehr ſoll ich meine lieben Enkelchen um mich verſammelt ſehen? O Gott! Du wirſt Dich doch meiner nicht gar ſchämen in Deinem neuen hohen Stande?"

„Wie könnt Ihr nur ſo wunderlich reden, liebe Mutter!" entgegnete der Sohn. „Nur Euch zu Liebe that ich den Vorſchlag. Gefällt er Euch nicht, nun, ſo ziehet getroſt mit uns. Freilich werden Euch die hohen, großen Zimmer mit den gedehnten, glatten Fußböden, die fremden Meubel darin, etwas ſpaniſch vorkommen; allein, dem ließe ſich vielleicht auch abhelfen. Ein ſtilles, heimliches Stübchen in den Hof hinaus würde wohl auszumitteln ſeyn, in welches Ihr Euch flüchten könntet, wenn etwa vornehme Beſuche unſern traulichen Kreis zu unterbrechen kämen. Ich überlaſſe Euch die Wahl. Solltet Ihr vorziehen, hier zu bleiben, könnten die Kinder ja täglich Euch beſuchen. Auch wollte ich Euch obendrein eine Dienerin halten, die Euch ſo abwarten ſollte, daß Ihr für gar nichts zu ſorgen hättet."

Der alten Frau liefen heiße Thränen über die vom hohen Alter gefurchten Wangen. „Ach!" ſprach ſie ſeufzend: — „nimmer werden gemiethete Hände ſo ſanft ſeyn als die eines Kindes. Um keinen Preis der Welt hätte ich Dich, als Du ein hülfloſer Säugling warſt, fremder Wartung anvertraut, ſondern Tag und Nacht haben Dich dieſe nun zitternden Arme getragen. Dafür hoffte ich auch, daß die Hand meines Sohnes mir einſt die vom Tode gebrochenen Augen zudrücken ſollten; aber ſo —" der Schmerz erſtickte ihre Stimme. —

Alle ſchwiegen, ſelbſt der erſchütterte Menzikoff.

„Aber Ja —“ fuhr die alte Mutter fort, nachdem sie sich ein wenig gesammelt hatte — „werden meine im Todeskampf zuckenden Lippen vergebens den Namen meines Kindes rufen; vergebens wird meine zitternde Rechte sich nach demselben ausstrecken, keine wohlthuende Hand mir die letzten Dienste erweisen.“

„Haltet ein, theure Mutter!“ — rief Menzikoff außer sich; — „Ihr zerreißet mir das Herz! Elende Größe, die Du meiner geliebten Mutter Thränen auspresset, fahre hin! Beruhigt Euch, Mutter! ich flehe den Kaiser an, mir meine neue Würde wieder abzunehmen, damit ich ganz Euer zärtlicher Sohn bleiben kann. O! und ich glaubte erst, Euch durch die Nachricht meiner Beförderung zu ergötzen!“

Die Mutter trocknete sich die Thränen ab. „Nein“ — sprach sie: — „das will, das verlange ich nicht. Gehorche Deinem guten Czar. Nimm dankbar an, was seine Gnade Dir anbietet. Gott will es also. Geht es nicht anders zu machen, so will ich mich drein fügen. Der Tod wird mich vielleicht nicht so schnell überraschen, daß ich Dir und den Deinen nicht noch das letzte Lebewohl stammeln, den letzten mütterlichen Segen geben könnte. Folge, mein Sohn. Hörst Du?“

Unentschlossen rieb Menzikoff sich die Hände. „Es geht nicht!“ — rief er. „Wenn ich kaiserlicher Rath bleiben soll, muß ich eine Wohnung in der Nähe des Czars haben, und ein Zimmer für mich, in welchem ich ungestört arbeiten kann. Darum besser, ich entsage meiner Würde.“

„Nein! nein!“ sagte eifrig die Mutter: „Ich war vorhin zu voreilig, zu ängstlich. Denke nicht mehr daran,

mein Sohn! Vergiß meine Klagen! Thue, was Dein Amt erheischt."

„Wie Ihr wollt, gute Mutter!" sagte Menzikoff vergnügt. „Ihr saht in der That die Sache von einer schwarzen Seite an. Vergesset Euer Leid. Wir wollen vielmehr fröhlich seyn und das Leben keines genießen. Hier, Matinka, ist Geld. Besorge Wein, vom besten, den Du auftreiben kannst. Der gnädige Czar soll leben! Seine Gesundheit müssen wir trinken über Tische."

Es geschah. Doch neuen Kummer empfand Matinka bei dem Mittagsmahle. Sie hatte ihres Mannes Lieblingsessen gekocht, und hoffte seine Zufriedenheit und Lob einzuerndten. Statt dessen stocherte er mit der Gabel in dem guten Essen herum, und schien noch mehr Gerichte zu erwarten.

„Schmeckt Dir Dein Leibgericht nicht?" fragte die besorgte Gattin. „Fehlt Dir etwas, daß Du keine Eßlust hast?"

„Hm! hm! das nicht!" sprach Menzikoff verlegen. „Du nimmst mir's nicht übel, liebe Frau. Dein Essen hat mir immer geschmeckt. Es war eine gut bereitete Hausmannskost, unserm frühern Stande angemessen; allein für den jetzigen kommt es mir doch zu einfach, zu — ländlich vor. Auch muß man künftighin eine größere Auswahl haben — vier, fünf Gerichte täglich, dächte ich. Zudem schickt sich's für eine Frau Räthin nicht, in der Küche vor dem Heerde zu stehen, Einbrenne zu machen, Töpfe hin und her zu schieben. Ich werde Dir einen Koch halten, damit Du mehr Muße für Dich behältst."

Der guten Matinka war diese Rede ein Donner-

schlag. Für eine gute Hausfrau ist die Bereitung der Speisen eine der wichtigsten Sorgen, auf deren geschickte Ausübung sie großen Werth setzt. Demnach konnte Matinka ihrem Manne das Essen nicht mehr zu Danke machen; er verachtete ihr Werk, zog dasjenige fremder Miethlinge vor! Stille, aber brennend heiße Thränen trank sie mit dem Weine hinunter, der ihr Herz aufheitern sollte, es aber erst recht schwer machte. Von diesem Tage an schwand das stille, häusliche Glück mehr und mehr aus Menzikoffs Familie, und machte einer eitlen Prunksucht Platz, deren Schimmer nur thörichte Augen eine kurze Zeit blendet. Bereits in der nächsten Woche bewohnte Menzikoff mit seiner Familie eine Reihe herrlich geschmückter Zimmer in der Nähe des kaiserlichen Schlosses, welche seine Mutter jedoch mit gleichgültiger Miene betrachtete, und lieber in ihrer hölzernen Hütte blieb.

Zwei Diener, ein Kutscher, ein Koch- ein Küchen- und ein Stubenmädchen wurden in Dienst genommen, Pferde angeschafft. Früher war Matinka höchstens über kleine Unarten ihrer Kinder unwillig geworden. Jetzt mußte sie sich fast täglich über die Faulheit und Treulosigkeit ihrer Dienstleute ärgern, welche gewissenlos mit dem ihnen anvertrauten Gute umgingen, Geld, Lebensmittel, Oel, Lichte, Hafer, Holz und andere Dinge entwendeten, Klatschereien machten, den beiden Kindern Untugenden lehrten.

Anfangs besuchte Menzikoff regelmäßig alle Tage seine Mutter: dann machten überhäufte Geschäfte, wie er vorschützte, diese Besuche immer seltener; endlich hörten sie fast ganz auf. Nur Matinka nebst ihren Kindern hielt

ihr Verſprechen, und ſuchte die ſeufzende Mutter für den Verluſt ihres Sohnes zu entſchädigen.

Der fröhlichen Stunden, wo Menzikoff nur ſeiner Familie lebte, wo er mit den Kindern im Zimmer umhertanzte, ihnen anmuthige Geſchichten erzählte, wurden immer weniger, ja nur Augenblicke wurden daraus. Oft kam er recht verdrießlich nach Hauſe; denn der Czar war hitzig, jähzornig, und ſchalt ſeinen Rath zuweilen tüchtig aus. Was der Diener, der Schreiber, ja der Secretair früher mit williger Geduld ertragen hatte, erfüllte jetzt den kaiſerlichen Rath mit Grimm, den er in ſich einſchlucken mußte, und ihn daheim an ſeinen Dienern, an ſeiner Familie austoben ließ. Wenn er mit einer ſolchen zornigen Miene ins Haus trat, verkrochen ſich zitternd die Kinder, ängſtlich kam ihm Matinka entgegen, vergebens ſich bemühend, durch freundliche Worte und Liebkoſungen den Ausbruch des Sturmes zu verhindern. Halbe Tage ſchloß er ſich in ſein Arbeitszimmer ein, wo Niemand, ſelbſt ſeine Gattin nicht, ihn ſtören durfte, war auch die Veranlaſſung dazu noch ſo dringend. Viele Abende ging er in vornehme Geſellſchaft, aus der er erſt lange nach Mitternacht, gewöhnlich berauſcht, nach Hauſe kehrte. Ein Gleiches geſchah, wenn ſeine neuen Bekannten in ſeiner Wohnung verſammelt waren, wo große Summen verſpielt wurden, und wüſtes Getöſe bis in das ſtille Schlafgemach Matinka's erſcholl, die, ſchlaflos, mit heißen Zähren ihr einſames Lager benetzend, mit Kummer auf ihre ſchlummernden Kinder hinſchaute. Die ſonntägigen, ländlichen Beſuche bei Matinka's Eltern hatten ganz aufgehört. Nur verſtohlen durfte ſie dieſelben ſehen, wenn Menzikoff nicht

mürrisch werden sollte. Eine steife Spazierfahrt, wo sie nichts als geputzte Menschen erblickte, war ihre Entschädigung dafür.

Viertes Kapitel.

Der Namenstag.

Derselbe wird bei den Russen vorzüglich hoch gefeiert. Auch bei Menzikoff war dies immer der Fall gewesen. Jedesmal hatte Matinka an diesem Tage ihrem Manne eine Freude zu bereiten gesucht. Womit sollte sie dieses Jahr ihn überraschen, da sein Sinn nach hohen Dingen nur stand, dem stillen, häuslichen Glücke fremd geworden war? Er selbst riß sie aus ihrer Ungewißheit. Schon vierzehn Tage zuvor redete er seine Frau deshalb an. „Liebe Matinka" — sagte er schmeichelnd: — „Du könntest mir zu meinem Namenstage eine recht große Freude bereiten!"

„Sprich, lieber Mann —" entgegnete feurig Matinka: — „ich will Alles thun, Dich zufrieden zu stellen."

„Sieh", — fuhr Menzikoff fort: — länger kann ich es nicht anstehen lassen, eine zahlreiche Gesellschaft zu einem Gastmahle einzuladen. Man beredet uns sonst, als wären wir geizig. Schon lange habe ich mich davor gefürchtet, aber einmal endlich muß doch ein Anfang gemacht werden. Da bitte ich Dich denn, zu meinem Namenstage alle Anstalten zu Bewirthung einer glänzenden Gesellschaft zu treffen. Mir zu Liebe mußt Du auch den Putz anlegen, welcher einer Dame von Deinem Range geziemt. Ich werde alles Nöthige dazu besorgen. Und dann —" er stockte. —

„Was noch, lieber Mann?“

„Du bist ein vortreffliches Weib; Du bist so schön, so gut — “

Matinka schlug schamroth die Augen nieder.

„Du bist“, fuhr Menzikoff feurig fort: „eine treue, zärtliche Mutter, eine sorgsame Wirthin, nur — nur — “

„Sprich weiter, lieber Mann!“ sagte Matinka ängstlich.

„Nichts weiter mangelt Dir, als feine Bildung, vornehme Lebensart. Ohne dieselbe kannst Du das edelste Herz, den schärfsten Verstand besitzen, und doch wirst Du ausgelacht, verachtet werden. Glatte Worte, erlogene Schmeicheleien gelten den Vornehmen mehr als reine Sitten, als ungeschminkte Wahrheit. Du bist ein kostbarer Edelstein; allein in Deiner anspruchslosen Bescheidenheit wirst Du nur als ein ungeschliffener Kiesel erscheinen. Das schmerzt mich in meiner Seele, Dich also verkannt sehen zu müssen. Ein wenig Uebung aber würde Alles gut machen.“

„So sage nur, lieber Alexander, was ich thun muß, um Dich zufrieden zu stellen?“

„Höre mich an. Ich werde den französischen Tanzmeister Genou veranlassen, daß er unsern Florin übe, Verbeugungen zu machen, die gehörige Haltung des Körpers zu beobachten, die üblichen Redensarten zu lernen, und dergleichen Nothwendigkeiten mehr. Du bist dabei gegenwärtig, merkst Dir Alles wohl und übst es dann in Deinem Zimmer nach. Einige Tage vor dem Feste stellen wir eine kleine Probe unter uns an, um zu sehen, wie sich die Sache machen wird.“

Seufzend versprach Matinka zu folgen, und bald stellte

ſich der ſpindelbeinige Tanzmeiſter ein, ſeine Lectionen zu ertheilen. Der arme Florin mußte ſich ſehr von ihm herumhudeln laſſen.

Hundertmal mußte er ganz ſteif den Saal auf und ab wandeln, tauſendmal ſich nach allen Seiten verbeugen, an die leeren Stühle Complimente verſchwenden. Dabei kommandirte Genou:

„Steck' Sie die Bauch 'nein! dreh' Sie die Bruſt raus! werf' Sie die Köpf' zurück! O pfui! kratz Sie nicht mit die Bein' hinten aus! kehr' Sie nicht die Füß' einwärts! Laſſe Sie die Arm' nicht bammeln wie eine Kerl'! Jetzt mach' Sie einmal ein'n Bückling. O, nicht ſo tief, nicht mit der Naſ' auf die Boden!"

Anfangs machten dieſe Uebungen dem Kleinen Spaß, dann Verdruß, lange Weile; endlich fing er gar bitterlich an zu weinen. Es half nichts, die Marter währte fort.

Das nächſte Mal brachte der Tanzmeiſter ein Brettchen mit, auf dem zwei Leiſten befeſtigt waren, in welche Florin ſeine Füße ſetzen mußte, damit ſie auswärts gewöhnt würden. Dies war eine wahre Qual. Der arme Junge verlor in dieſer peinlichen Stellung das Gleichgewicht des Körpers und purzelte mehrmals hin.

Aber noch weit ſchwerer wurden alle dieſe Uebungen der guten Matinka, wobei ihr Mann die Stelle des Tanzmeiſters verſah, und weiblich tadelte und zankte, wenn ſie es nicht recht machte.

Mit welcher Sehnſucht wünſchte ſie daher die frühern Zeiten zurück, wo ein herzlicher Gruß und Kuß ihrem Manne lieber war, als alle leeren Complimente und Verbeugungen.

Nun stellten sich Modewaarenhändlerinnen ein, welche alle Tische und Stühle mit seidenen Stoffen, Schleiern, Spitzen, Straußfedern und zahllosen Putzsachen bedeckten, aus denen Matinka wählen sollte. Schneider und Schuhmacher nahmen Maaß, Juweliere zeigten blitzenden Schmuck vor. Matinka wußte nicht, wo ihr der Kopf stand. Eine Summe Geldes, welche ihnen sonst auf ein ganzes Jahr Unterhalt gab, reichte kaum hin, alle die Speisen und Getränke für den einen Tag anzuschaffen.

„In diesem schamlosen Anzuge soll ich mich sehen lassen?“ fragte Matinka ihren Gemahl, als ihr der Schneider das neue Kleid anprobirt hatte, und eine tiefe Röthe überzog ihr keusches Antlitz.

Menzikoff zuckte die Achseln. „Du wirst Dich schon daran gewöhnen“, sprach er. „Die Mode will es also.“

Matinka schwieg, im Innersten verletzt. Als aber die neu angenommene Kammerjungfer ihr die Schnürbrust mit dem stählernen Bügel anlegte und ihren Leib entsetzlich zusammenzuschnüren begann, rief sie ängstlich aus: „Ach! ich ersticke! ich vermag nicht Athem zu holen! Alle Rippen thun mir weh!“

„Das ist Ziererei!“ sprach Menzikoff streng. „Sonst müßten Tausende von Damen schon erstickt seyn.“

Geduldig ließ Matinka sich einzwängen. Darauf umgab man ihre schlanken Hüften mit einem ungeheuern Reifrocke, der zwei verkehrten und überhangenen Pauken glich.

„Wollt ihr mich in ein Ungeheuer verwandeln?“ — klagte sie. „Ich komme ja so nicht einmal durch die breiten Flügelthüren!“

„So gehst Du der Quere durch“ — belehrte Men-

zikoff, der für Alles Rath wußte. Endlich zwängte man ihre Füße noch in ein Paar enge Schuhe mit ungemein hohen, spitzigen Absätzen, in welchen sie kaum einen sichern Schritt machen konnte. Menzikoff, der da bemerkte, wie seine Frau nur mühsam ihre Klagen über diese neue Gewaltthätigkeit unterdrückte, tröstete sie mit den Worten: „Fasse Dich in Geduld. Es ist ja nur erst eine Probe; und wenn das Fest vorbei ist, magst Du immer diese unbequemen Sachen wieder ablegen.“

„Ich möchte nur wissen“ — meinte Matinka — „welcher unsinnige Mensch alle diese Thorheiten erfunden hat, die gleichsam nur deswegen da sind, Gottes Werk zu entstellen und zu verhöhnen.“

„Das wollte ich wohl verrathen“ — sagte Menzikoff lächelnd. — „Eine kleine Dame, die doch gern groß scheinen mochte, erfand die hohen Absätze an den Schuhen und die thurmähnlichen Kopf-Aufsätze. Eine zu magere, oder zu breite, oder wohl gar eine schamlose Dame, preßte durch die Schnürbrust ihren Leib zusammen, damit die Fülle oben sichtbarer würde. Eine Dritte versteckte ihre krummgewachsenen Beine unter dem Reifrocke; eine Vierte das ergraute Haar unter weißem Puder; eine Fünfte die erbleichten Wangen durch aufgetragene Schminke.“

„Aber warum muß ich denn alle diese Thorheiten nachahmen, da ich doch weder klein, noch krummbeinig, weder mager, noch zu dick bin, keine grauen Haare und keine blassen Wangen habe?“

„Die Mode will es, wie ich Dir schon gesagt habe“, entgegnete Menzikoff.

„Wer iſt, was iſt denn aber die Mode, daß ſie ſolche grauſame Befehle ergehen laſſen kann?“ fragte Matinka.

Hier ſchwieg Menzikoff verlegen. Wußte er doch ſelbſt nicht eigentlich, was die Mode ſey, dieſe blinde Nachahmungsſucht des Menſchen!

Alles war endlich zum feſtlichen Tage bereitet: die Gäſte geladen, die Zimmer geſchmückt, der Keller, die Küche, die Vorrathskammern gefüllt. Am Vorabende mußte Matinka die Hauptprobe ihrer erlernten, feinen Lebensart ablegen. Sollte man es glauben, daß ein ſonſt ſo geſcheidter Mann, wie Menzikoff, ſich zu ſolch einem kindiſchen Gaukelſpiele verſtehen würde? Und doch war dem alſo. Der Mann, welcher kaum einige Augenblicke Zeit für ſeine Gattin und Kinder übrig hatte, konnte jetzt täglich mehrere Stunden ſich abmüſſigen, ſeine Frau in nichtsſagenden Redensarten und höflichen Complimenten zu unterrichten. „Denke Dir“ — ſprach er zu Matinka — „ich ſey eine vornehme Dame, die zum Gaſtmahle geladen ſey. Ich werde zur Thüre hereintreten, Dir meinen Gruß machen. Du erwiederſt denſelben, freueſt Dich, meine Bekanntſchaft zu machen, haſt ſchon längſt nach dieſem Glücke Dich geſehnt.“ —

„Das iſt ja aber nicht wahr“, — wandte Matinka ein — „ich müßte ja lügen, wenn ich das ſagen ſollte.“

„Das mußt Du auch“ — ſprach Menzikoff. „In vornehmen Geſellſchaften geht's einmal ſo zu. Da ſchätzt man ſich glücklich, einen Menſchen zu ſehen, den man lieber tauſend Meilen weit entfernt wünſchte. Da überhäuft man einen Andern mit Schmeicheleien, dem man gleich die Augen auskratzen könnte. Darin beſteht eben die feine Lebensart.“

Matinka's aufrichtiges Herz vermochte dies nicht zu faſſen. Die Probe begann. Da fand Menzikoff viel zu tadeln. Bald machte Matinka die Verbeugung zu tief, bald zu leicht; bald klang ihre Stimme zu furchtſam, bald zu laut, bald zu herzlich. Sie ſtand wie auf glühenden Kohlen. Nicht recht zufrieden endigte Menzikoff das Spiel.

Sonſt, mit welcher Freude hatte Matinka dem Namenstage ihres Gatten entgegen geſehen! Mit welcher Unruhe dagegen diesmal! In welcher Angſt brachte ſie die ganze vorhergehende Nacht zu!

Am andern Morgen kam der Haarkünſtler. Dieſer brannte, ſengte und ſchnitt unbarmherzig in Matinka's ſchönem Haupthaar herum; dann zauſete und kämmte er lange, ach lange! Auch ſtopfte er einen ganzen Berg von Kälber- und Pferdehaaren, von Schweinsborſten, Haarnadeln und Pomade hinein, ſo daß ihr Kopf um eine halbe Elle höher wurde. Endlich hüllte er das ganze Gebäude in eine weiße Wolke von Puder ein. Noch wurde ihre ſchöne, natürliche Geſichtsfarbe mit weißer und rother Schminke übertüncht, und ſo das ganze Bild fertig. Zu den heftigen Kopfſchmerzen, welche ihr das mehrſtündige Raufen und Zauſen verurſacht hatte, kam das ſchreckliche Preſſen der Schnürbruſt, das ſchmerzliche Drücken der engen Schuhe; und dennoch mußte die arme Gefolterte mit freundlich lächelnder Miene daſtehen, als jetzt die Wagen mit den Gäſten herbei raſſelten und die Angſt ihres Herzens immer größer ward.

Nun ſprangen die Flügelthüren auf. Menzikoff, gleichfalls feſtlich gekleidet, warf einen vielſagenden, ängſtlichen Blick auf ſeine Gattin, deren Leichenbläſſe man wegen der

Schminke nicht bemerken konnte, und die wechselseitigen Begrüßungen nahmen ihren Anfang. Es ging besser, als Menzikoff gehofft hatte. Matinka's unverkennbare Herzlichkeit und natürlicher Scharfsinn ersetzte manches leere Compliment. Und doch hörte Menzikoff, wie eine der geladenen Damen zu ihrer Nachbarin halblaut auf Französisch sagte: „Die Frau Wirthin scheint mir ein wahres Gänschen zu seyn."

Da warf Menzikoff nicht der unverschämten Dame, sondern seiner schuldlosen Gattin einen wüthenden Blick zu, der dieselbe erzittern machte. Glücklicherweise unterbrach der Eintritt ihrer beiden Kinder die unangenehme Stimmung. Florin ging eben so angeputzt wie sein Vater. Genau glich er dem, nur verjüngten Bilde eines erwachsenen Mannes. Drollig nahm sich die kleine Figur in der vielgelockten, bepuderten Perücke mit dem schwarzen Haarbeutel, dem reich gestickten, blauen Sammetrocke, der weißen, gestickten Weste, den kurzen Hosen, seidenen Strümpfen, und den mit blitzenden Schnallen bedeckten Schuhen aus. Selbst ein kleiner Degen mit goldenem Griff und weißlackirter Scheide war nicht vergessen worden. Die vierjährige Helene war eben so wie ihre Mutter gekleidet. Alle Gäste umgaben das zierliche Pärchen, und wetteiferten mit einander in Lobeserhebungen und Schmeicheleien. Dies ergötzte Menzikoffs erzürntes Gemüth. Er bedachte in seiner Eitelkeit nicht, daß alle diese Reden und Liebkosungen eben so erheuchelt waren, als er sie doch erst seiner Gattin beschrieben hatte. Man setzte sich zur langen, reich besetzten Tafel. Gesundheiten wurden getrunken, unzählige Gerichte verzehrt. Immer ausgelassener ward die

Gesellschaft. Mitten in dem Getümmel that sich die Flügelthür auf — eine schlicht, aber reinlich gekleidete, hochbejahrte Frau — Menzikoffs Mutter — trat ein und blieb verdutzt vor der auf sie hinschauenden Gesellschaft stehen.

„Ich suchte meinen Sohn" — sprach sie mit zitternder Stimme — „verzeihen Sie meiner Kühnheit. Wohnt denn mein Alexander nicht mehr hier? Hätte ich mich etwa in dem Hause geirrt?". Aengstlich suchten ihre Augen in der Versammlung nach ihrem Sohne.

Dieser war bei ihrem Eintritte leichenblaß geworden. Jetzt hatte er sich von seinem Schrecken etwas erholt und sprang von seinem Sitze auf.

„Meine Gute", — sprach er, mit erzwungener Freundlichkeit seiner Mutter entgegengehend — „hier bin ich. Nun, es freut mich herzlich, mein liebes Mütterchen, daß Ihr mich einmal besuchet. Kommt, wir wollen ein trauliches Wörtchen zusammen reden."

Mit diesen Worten drängte er seine Mutter, die mehrmals zu sprechen versuchte, aber immer wieder von ihrem Sohne unterbrochen wurde, nach einem Nebenzimmer hin. Ehe er mit ihr hinaustrat, wendete er sich noch zur Gesellschaft mit den Worten: „Entschuldigen Sie meine kurze Abwesenheit. Die gute Frau ist der kleinen Unterbrechung werth." Er verschwand.

„Das hat noch gefehlt!" murmelte er bitterböse zwischen den Zähnen, indem er die gute alte Frau nach einem Sessel hinführte. Nicht ganz konnte er den Zug von Unmuth von seinem Gesichte verbannen, als er sagte: „Willkommen, gute Mutter! das ist schön, daß Ihr mir das Vergnügen macht, Euch bei mir zu sehen."

„Mein Sohn", — entgegnete die Mutter: — „die Beine wollen gar nicht mehr fort; aber an dem heutigen Festtage habe ich es doch überwunden; ich bin gekommen, um Dir meinen herzlichen Glückwunsch, meinen mütterlichen Segen zu bringen. Zwar komme ich übrigens mit leeren Händen, doch mit einem desto volleren Herzen. Mein Sohn, es ist lange, lange, daß ich Dich nicht gesehen habe; darum verzeih', daß ich Dich jetzt gestört habe. Wer weiß, ob und wann es wieder geschieht. Freilich, hätt' ich gewußt, daß Du so viel Besuch hast" —

„Gute Mutter —" sagte Menzikoff: — ich danke Euch für Eure Liebe. Gewiß, gern hätt' ich Euch zu dem kleinen Festmahle eingeladen, allein ich kannte Eure Abneigung gegen dergleichen Gesellschaften zu gut. Meine Diener werden Euch doch den Wein und die Speisen richtig überbracht haben? sonst sollte ihnen —"

„Lieber Alexander", — unterbrach ihn seine Mutter: — „deswegen komme ich nicht hierher. Mein alter Magen kann alle diese Speisen nicht vertragen. Bloß an Deinem Anblicke, an Deiner Gegenwart wollt' ich mich laben."

„Und doch" — sagte Menzikoff verlegen: — „muß ich Euch bald verlassen. Die Gäste — meine Pflichten als Wirth — verzeiht mir — erfordern, daß ich zu ihnen zurückkehre. Doch will ich sogleich meine Frau und Kinder herschicken, für Wein und andere Erquickungen sorgen."

„Deine Gäste sind wohl schon geraume Zeit hier?" fragte die Mutter.

„O ja! es können wohl schon vier Stunden seyn."

„Und lauter alte, gute Bekannte von Dir, denen Du Verbindlichkeiten schuldig bist?" forschte die alte Frau weiter.

„Freilich! Manche kenne ich bereits seit einem halben Jahre her, und bin wohl schon zehn Mal von ihnen zu Gaste geladen worden. Da begreift Ihr gewiß, daß ich ihnen großen Dank schuldig bin.“

„Wenn Du Bekannten von einem halben Jahre her, die Dich zehn Mal zu Tische gebeten haben, schon vier Stunden gewidmet hast, so wirst Du wohl Deiner alten Mutter, die seit zweiunddreißig Jahren Deine beste Bekannte ist, und Dich funfzehn Jahr lang täglich sättigte, eine Viertelstunde lang Deine Gegenwart schenken können?“ Die Mutter sagte diese Worte mit sehr ernster Stimme.

Menzikoff fühlte recht gut seine Undankbarkeit. Allein, anstatt sein Unrecht sofort wieder gut zu machen, stellte er sich gekränkt und entgegnete mit empfindlichem Tone: „Mutter, Ihr thut mir zuviel. Ihr wißt nicht, was ich für Rücksichten zu nehmen habe. Ich gehe, meine Frau herzuschicken. Sie wird besser mit Euch schwatzen können als ich; doch hoffe ich, Euch noch vor Eurer Heimkehr zu sprechen.“ Er entfernte sich schnell.

In Thränen schwimmend blieb die alte Frau sitzen. Bald darauf ging die Thür wieder auf und herein eilte, so schnell als es die hohen Absätze der Schuhe gestatteten, eine fremde, höchst geputzte Dame, welcher zwei, gleichfalls unbekannte Kinder folgten. Ehrerbietig erhob sich Menzikoffs Mutter von ihrem Sitze. Da lag, laut weinend, Matinka an ihrer Brust und bedeckte das ehrwürdige Antlitz mit unzähligen Küssen.

„Großmutter! Großmutter!“ jauchzten Florin und Helene, und versuchten an derselben empor zu klettern.

Als Matinka ihres Mannes Mutter hatte verhin in

den Speise-Saal treten ſehen, war ſie ſchon im Begriff geweſen, aufzuſpringen und zu ihr hinzufliegen; ein ſtrenger Wink Menzikoffs hatte ſie daran verhindert. Wie auf Nadeln hatte ſie ſeitdem dageſeſſen. Jetzt kehrte er zurück, forderte ſie auf, dem guten Mütterchen einige Minuten zu ſchenken, und wurde dann von ſeinen Gäſten mit der Frage beſtürmt: „War die alte Frau wirklich Ihre Mutter?“

„Nein! bewahre!“ entgegnete Menzikoff mit großer Ruhe, und ſah lächelnd die vielen neugierigen Geſichter an. „Meine gute Mutter iſt längſt todt. Jene gute Frau aber war meine Wärterin, die mich immer noch als ihren Pflegeſohn betrachtet und behandelt. Warum ſollt' ich der wackern Alten dieſe kleine Freude mißgönnen? Sie Alle werden gewiß eben ſo mit mir denken!“

„Ja! ja!“ riefen die Gäſte, aufrichtig oder verſtellt, je nachdem ihr Herz es ihnen eingab. Bald war die alte Mutter und ihr Erſcheinen wieder vergeſſen. Hatte ſich doch der Sohn ſeiner leiblichen Mutter geſchämt, ohne deren zärtliche Pflege er ſchon als kleines Kind verloren geweſen wäre!

Deſto aufrichtiger war Matinka's und ihrer Kinder Freude über den Beſuch der Großmutter. Erſtere vergaß ganz die Anweſenheit der Gäſte und die Mahnung des Gatten, baldigſt zurückzukehren.

Die alte Mutter betrachtete kopfſchüttelnd ihre Schwiegertochter. „Faſt kenne ich Dich nicht mehr“, — ſprach ſie: — „aber die alte Matinka war mir lieber in ihrem einfachen Hauskleide, als die vornehm gehende Frau Räthin.

Kaum getraute ich mich, Dir nahe zu kommen, die Hand zu drücken, einen Kuß zu geben."

„Und mir" — entgegnete Matinka mit einem Seufzer — „ist auch meine alte Kleidung lieber als dieser Fischbeinrock, den ich, wie ich jetzt bemerke, beim schnellen Hereintreten ganz an den Thürgewänden zerstoßen habe. Welche Last trage ich auf dem Haupte! welche Schmerzen empfinde ich in den engen hohen Schuhen! welche Beängstigung in der fürchterlichen Schnürbrust! wie ekle ich mich selbst vor meinem übertünchten Antlitze!"

Aehnliche Klagen stießen die armen Kinderchen aus. „Sieh nur", — rief Florin mit komischem Schmerze: — „welchen Sack ich auf meinem Rücken baumeln habe!" Er warf bei diesen Worten blitzschnell den Haarbeutel hin und her, so daß eine ganze Wolke von Puder aus der Perücke stiebte und den blauen Sammetrock weiß machte.

„Wie bist Du denn", — wendete sich die Großmutter zu ihm: — „auf einmal zu den vielen Haarlöckchen gekommen?"

„O, die sind alle falsch", — rief Florin, und hob mit einem Griffe die Perücke sammt dem Haarbeutel vom Kopfe und reichte sie auf der Spitze seines Degens der verwunderten Großmutter dar. „Ich wollte mich noch zufrieden geben, wenn nur der Degen ein ordentlicher wäre: aber so ist es nur eine leere Scheide und oben ein Griff daran, womit man durchaus nicht fechten oder hauen kann. Er warf die Perücke zu Boden und ging fechtend auf sein Schwesterchen los, deren breite Hüften von Fischbein er tüchtig mit dem falschen Degen bearbeitete. Dieses wollte solches nicht leiden, jagte in dem Zimmer herum, Florin

hinterdrein: Helene aber glitt aus auf dem glatten Fußboden, fiel hin, Florin über sie weg, so daß dem beiderseitigen Anputze vollends der Garaus gespielt wurde.

In demselben Augenblicke trat Menzikoff wieder ein, sich wegen des langen Außenbleibens seiner Gemahlin zu erkundigen. Er fand seine Kinder, sich balgend, am Boden, die eine Fischbeinhüfte seiner Frau zerbrochen, die andere herunterhängend. Ein Theil der Schminke klebte auf seiner Mutter Wange, ein anderer war mit den Thränen auf die weiße Spitzenkrause seiner Frau herabgelaufen. Dieser Anblick versetzte ihn dermaßen in Wuth, daß er nur mühsam den völligen Ausbruch derselben, wegen der Gegenwart seiner Mutter, zu unterdrücken vermochte. Doch die Kinder kamen nicht so ganz leichten Kaufes davon. Ungestüm schleuderte er Eines rechts, das Andere links in einen Winkel, sie obendrein mit einigen Püffen beschenkend. Zu seiner Frau aber sagte er mit zitterndey Lippen: „Das ist wahr, was einmal zum Pfennig geprägt worden ist, wird im Leben nicht zum Thaler. Also auch Du, die Du eine Bäuerin geboren bist und bleiben wirst. Du bleibst nun hier in diesem Zimmer, und läßest Dich durchaus nicht wieder vor der Gesellschaft sehen: denn Dein Erscheinen in diesem Anputze würde zu klar den Mißgriff an den Tag bringen, den ich beging, daß ich Dich zum Weibe nahm.“ Ohne von seiner, zur Sühne redenden Mutter Abschied zu nehmen, rannte er hinaus. Mit geglätteter Stirne kam er zu seinen Gästen zurück; keine Spur seines Zornes war mehr auf seinem Gesichte zu lesen, als er sagte: „Meine Frau läßt tausendmal um Entschuldigung bitten, daß sie nicht länger das Glück Ihrer Gegenwart genießen kann.

Ein eben ſo plötzlich eintretender als heftiger Kopfſchmerz, dem ſie zuweilen unterworfen iſt, bringt ſie um ein Vergnügen, das ſie gewiß ganz zu ſchätzen weiß."

Nur zu häufig bedienen ſich die Vornehmen ähnlicher Unwahrheiten, die ſie gar nicht für Sünde halten, um einen läſtigen Beſuch, einen unwillkommenen Bittſteller von ſich abzuhalten. Da Menzikoffs Gäſte faſt insgeſammt eben ſo dachten und handelten, ſo fiel ihnen auch ihres Wirthes Lüge nicht ſonderlich auf. Sie ſprachen einige Worte eines erheuchelten Bedauerns über die Unpäßlichkeit ſeiner Gattin aus, und ſogleich kehrten die Herren zu den Weinflaſchen, die Damen zu ihren Klatſchereien zurück.

Aber in der tiefſten Betrübniß hatte Menzikoff ſeine Matinka zurückgelaſſen. Solche harte Worte, ſolche ſchonungsloſe Vorwürfe, wie jetzt, hatte er ihr noch nie geſagt. Dies alſo war der Lohn für die ſo ſauer geſpielte Rolle einer vornehmen Dame, für den Verluſt aller ihrer frühern, unſchuldigen Freuden! Mit einem Male fühlte ſie deutlich, wie das ſo feſt geglaubte Band, welches ſie an ihren Alexander knüpfte, ſich zu löſen drohete. Alſo, er bereute es, ſie zum Weibe genommen zu haben? Entſetzliches Wort! Die alte Mutter, ſelbſt des Troſtes bedürftig, bot alle ihre mütterliche Beredtſamkeit auf, die tiefbetrübte Tochter zu beruhigen. Sie klagten einander weinend ihr Leid, die Kinder einander ſchluchzend die empfangenen Schläge. Endlich legte Matinka ihren unheilbringenden Putz ab, ein unſcheinbares Kleid an, und führte ſo die alte Frau in ihre Wohnung zurück, worauf ſie mit ihren Kindern ihr Lager aufſuchte, das ihr lange keine Ruhe gewähren wollte.

Fünftes Kapitel.

Die Abreiſe.

Ein Ereigniß, das oft ſchon das geſtörte zärtliche Verhältniß zwiſchen manchen Eheleuten hergeſtellt hat, ſchien auch Menzikoff wieder feſter an ſeine Matinka binden zu wollen. Es war dies eine Reiſe, die er auf längere Zeit mit ſeinem Czar antreten ſollte. Dieſer junge, edle Fürſt fühlte, wie einſt Salomo, daß ihm noch viele Fähigkeiten abgingen, ein großes Volk weiſe und glücklich zu regieren; darum beſchloß er mit dem lobenswertheſten Eifer, eine große Reiſe durch Europa zu unternehmen, um durch den genauen Umgang mit guten, weiſen Regenten die nöthigen Eigenſchaften und Tugenden eines Vaters des Volks zu erlernen. Auch wollte er noch die Mittel erforſchen, durch welche Künſte und Wiſſenſchaften, Handel und Gewerbe gehoben werden könnten, und ſich deshalb durch den Augenſchein davon überzeugen. Czar Peter hat dieſes ſegensreiche Vorhaben mit der ernſteſten Ausdauer ausgeführt, und darum mit Recht den Zunamen „des Großen" ſich erworben. Er, der Beherrſcher des größten Reiches, hielt es nicht unter ſeiner Würde, als gemeiner Zimmermann die ſchwere Axt zu führen, als Grobſchmied Eiſen zu ſchmieden, als gemeiner Soldat Schildwacht zu ſtehen, um ſeinen Unterthanen ein Beiſpiel zu geben. Er hat den Grund zu Rußlands Größe und Wohlfahrt gelegt, und ſtets wird die Nachwelt ſeinen Namen mit der größten Ehrfurcht nennen.

Durch mehrere lobenswerthe Eigenſchaften hatte der ehemalige Paſtetenbäcker-Junge Menzikoff ſich die Gunſt

ſeines Czars zu gewinnen gewußt; darum ſollte er, zum Staatsrath ernannt, in das zahlreiche Gefolge aufgenommen werden, das den Czar zu begleiten beſtimmt war. Die bevorſtehende Trennung machte ihm die Seinigen theuer. Mit der alten Liebe und Zärtlichkeit behandelte er wieder Mutter, Gattin und Kinder. Mit der größten Aufmerkſamkeit ſorgte er, daß während ſeiner Abweſenheit Alle mit den nöthigen Bedürfniſſen und Bequemlichkeiten des Lebens verſehen würden. Rührend war der Abſchied der weinenden Mutter, Frau und Kinder vom guten Vater, der da verſprach, ſie nie zu vergeſſen und recht oft von ſich Nachricht zu geben. Anfänglich hielt er wirklich Wort und erfreute die Zurückgelaſſenen regelmäßig durch ein Schreiben. Waren die weitere Entfernung, zeitraubende Zerſtreuungen oder andere Hinderniſſe ſchuld, daß die Briefe immer ſeltener eintrafen, zuletzt ganz aufhörten?

Gleich nach der Abreiſe ihres Mannes hatte Matinka die prächtige Wohnung verlaſſen, und war wieder in das kleine Häuschen zur Schwiegermutter gezogen, die ſie zärtlichſt pflegte. Dabei unterließ ſie nicht, ihren beiden Kindern eine gute Erziehung zu geben, ihnen Lehrer zu halten und ſie zur nützlichen Thätigkeit zu gewöhnen. „Wie wird ſich der Vater bei ſeiner Rückkunft freuen", — ſagte ſie oft zu ihnen — „wenn ihr während ſeiner Abweſenheit recht viel gelernt habt."

Die Kinder gehorchten und hüteten ſich ſorgfältig, der Mutter oder Großmutter Anlaß zur Unzufriedenheit zu geben. Letztere fühlte von Tag zu Tag ihre Kräfte mehr abnehmen. „Ich werde meinen Alexander nicht wieder ſehen", — ſagte ſie im Vorgefühle ihres nahen Todes.

„Ganz troſtlos würde dieſer Gedanke mich machen, wenn ich nicht gewiß wüßte, daß ich in der Ewigkeit wieder mit ihm vereinigt würde. Lange genug hab' ich gelebt; Gott hat mich viele Freuden erleben laſſen. Undankbar wäre ich, wollte ich es nicht erkennen. Freilich iſt der Menſch nie ganz zufrieden. So wäre es mein letzter Wunſch, daß mein Sohn mir die Augen zudrücken möchte. Nun, wie Gott will!"

Gott wollte es nicht. Noch kein Vierteljahr war Menzikoff fort, als ſie zur ewigen Heimath einging. Sie ſtarb bei völligem Bewußtſeyn, nachdem ſie ihre Schwiegertochter und Enkel an ihr Sterbebette gerufen und ihnen, ſo wie ihrem abweſenden Sohne, ihren mütterlichen Segen ertheilt hatte.

Als nun die Großmutter aufgebahrt im Sarge lag, und die Ihrigen, nach ruſſiſcher Sitte, den Leichnam vor der Beerdigung küßten, ſprach Matinka zu ihren beiden Kindern: „Welche Vorwürfe würdet Ihr Euch machen müſſen, wenn Ihr die ſelige Großmutter bei ihrem Leben gekränkt, wohl gar zu ihrem Tode beigetragen hättet. Alle Thränen der bitterſten Reue würden ſie nicht wieder erwecken."

Die Kinder fühlten, wie ſehr ihre gute Mutter recht habe, und gelobten ſich heilig, auch ihr keine Veranlaſſung zur Unzufriedenheit mit ihnen zu geben, damit ſie nicht einſt an ihrem Sterbebette von Gewiſſensbiſſen gefoltert würden.

Die gute alte Frau war zur Erde beſtattet worden. In tiefer Trauer ſaß die von der Beerdigung heimgekehrte Familie einſam da und gedachte des abweſenden Vaters.

Plötzlich ward die Stubenthür aufgeriſſen, ein Unterofficier der Streliţen trat raſch ein. Verwundert über den unerwarteten Beſuch erhob ſich Matinka und erſtaunte nicht wenig, als der bärtige Mann ſie in ſeine Arme ſchloß. „Ich glaube gar, Matinka!“ — rief er, als er die gute Frau erſchrecken ſah: — „Du kennſt Deinen Bruder nicht mehr? Sieh mich nur recht an, ich bin's wirklich.“ Da fiel ihm Matinka freudig um den Hals und ſagte: „Ach, lieber Simonow! faſt biſt Du mir fremd geworden. Sprich, wie kommt es, daß ich Dich hier ſehe? Ich glaubte, Dich nimmer wieder zu ſehen. Welche Freude!“

„Ich bin zu den Streliţen verſeţt worden“ — entgegnete Simonow: — „und freue mich darüber, weil ich nun Dich, liebe Matinka, in meiner Nähe habe. Doch, wo iſt Dein Gemahl?“

Matinka erzählte ihm die Urſache ſeiner Abweſenheit. Simonows Antliţ verfinſterte ſich während der Erzählung, und mit bedenklichem Kopfſchütteln ſagte er: „Liebe Matinka, nicht Du allein haſt Urſache, Dich über die lange Entfernung des Czars zu beklagen: das ganze Volk vielmehr, vom Vornehmſten bis zum Geringſten herab. Anſtatt ſeines Reiches Wohlfahrt zu befördern, überläßt er das Regieren ungetreuen Miniſtern, und reiſ't zu ſeinem Vergnügen in der weiten Welt herum. Indeß können die Reichsverweſer machen, was ſie wollen. Seine treuen Ruſſen gelten ihm nichts; Ausländer, die ihn von allen Seiten umgeben, dagegen Alles. Was dieſe ihm rathen, das thut er. Und ſo wird er am Ende auch noch unſerm heiligen Glauben abtrünnig werden, den der ausländiſchen Ketzer mitzubringen und hier einheimiſch zu machen ſuchen.

Doch dies soll ihm nicht glücken, so lange noch ein Strelitze den Arm rühren kann!" Heftig schlug Simonow hier an sein Seitengewehr, daß die Kinder über das Klirren desselben zusammen fuhren.

„Bruder! Bruder!" sprach Matinka ängstlich: — „kaum bist Du in die Strelitzen eingetreten, und schon hat Dich ihr aufrührerischer Geist in Besitz genommen. Wollt ihr denn nimmermehr klug werden? Was hat denn Deinen Kameraden ihre öftere Empörung geholfen? Galgen und Verbannung hat sie ihnen gebracht! Und so werdet ihr nicht eher ruhen, als bis ihr insgesammt werdet vernichtet worden seyn. Liebster Bruder, ich beschwöre Dich bei allen Heiligen, leihe doch den Einflüsterungen böser Menschen nicht so willig Dein Ohr. Ueberlaß vielmehr dem lieben Gott die Sorge für das Völker-Wohl. Regiert der Czar nicht nach seinem Willen: wird er ihn schon absetzen. Du aber sollst dem Kaiser geben, was des Kaisers ist."

„Das verstehst Du nicht" — sagte Simonow. „Ihr Weiber seyd bestimmt, zu dulden, wir Männer aber, zu handeln. Darum warte Du die Sache ruhig ab."

Aber Matinka beruhigte sich nicht; vielmehr machten ihr die ausgesprochenen Gesinnungen ihres Bruders die größten Besorgnisse. Und sie erwiesen sich auch in der That nur mehr als zu gegründet.

Sechstes Kapitel.

Die Empörung.

Eines Abends verrichtete Matinka nebst ihren Kindern daheim vor einem Heiligen-Bilde ihr Abendgebet;

da ward ihre Andacht durch einen immer mehr wachsenden Lärm auf der Straße gestört. Eilig rannten viele Menschen über die Straßen, Hausthüren wurden geöffnet und zugeschlagen, von fern erscholl ein wüstes Geschrei. Matinka's Unruhe wurde zur höchsten Angst, als jetzt ein laut daher tönender Schuß fiel, dem sogleich eine große Anzahl anderer folgten. „Ach Gott! die Strelitzen!" rief sie ahnungsvoll aus. Wirklich war ihre Furcht gegründet. Die wohl siebentausend Mann starken Strelitzen hatten sich empört, wollten nichts mehr von Peters Regierung wissen, sondern die Prinzessin Sophia auf den Thron erheben. Bald tobte der Aufruhr durch alle Straßen der großen Stadt. Immer häufiger knallten Schüsse; schrecklicher wurde das Angstgeschrei der Flüchtenden, der Verwundeten. Wüthenden Tigern gleich rasseten die größtentheils berauschten Strelitzen, welche alle Anhänger Peters ermorden wollten. Auch Matinka zitterte, nicht sowohl für ihr eigenes, sondern mehr für ihrer Kinder Leben; denn war nicht ihr Gatte als Günstling des Czars allgemein bekannt? konnte man es nicht seine Frau und Kinder entgelten lassen, da der Mann nicht zugegen war? In großer Angst warf sich Matinka mit ihren Kindern auf die Dielen ihres Zimmerchens hin, und rief den himmlischen Vater um seinen gnädigen Schutz an. Sie hatte mit gutem Bedacht das Licht ausgelöscht: desto schrecklicher leuchteten die blutrothen Flammen angezündeter Häuser in das kleine Gemach herein, und warfen die Schatten der betenden Familie an die erhellte Wand. Wie gut war es, daß sie ihre prächtige Wohnung mit dem kleinen Häuschen vertauscht hatte! Nichts blieb in derselben ganz;

Alles wurde von den erbitterten Strelitzen zerbrochen und vernichtet. Sicher wären auch sie selbst nicht verschont, sondern schmählich ermordet worden, wenn man sie darin gefunden hätte. Doch jetzt schien auch hier ihre letzte Stunde geschlagen zu haben. Ein kleiner Trupp wüthender Strelitzen, wahrscheinlich von einem bösen Verräther angeleitet, näherte sich Matinka's Wohnung. „Nieder mit Menzikoffs Brut!" brüllten sie schon von Weitem. Matinka hatte hier nichts Eiligeres zu thun, als möglichst schnell und fest die Hausthür zu verwahren. Sie that dies mit Besonnenheit, obschon mit zitternden Händen. Darauf versteckte sie die bebenden Kinder in einen Winkel unter alten, unscheinbaren Sachen; sie selbst aber trat behutsam an das eine Fenster, das weitere Verfahren der Feinde zu beobachten und darnach ihre Maaßregeln zu ergreifen. Dieselben donnerten jetzt mit ihren Flintenkolben an die Hausthür und an die verschlossenen Läden der Unterstube. Als diese festen Widerstand leisteten, pfiffen einige Flintenkugeln durch die Fenster der Oberstube und hart bei der armen Matinka vorbei, welche vor Todesangst zu vergehen glaubte. Den höchsten Gipfel erreichte jedoch dieselbe, als rauhe Stimmen jetzt brüllten: „Brennt das hölzerne Nest nieder! Feuer her!"

Schon erglänzte der Platz vor dem Häuschen von herbeigeholten Feuerbränden, — schon befahl Matinka sich und ihre armen Kinder dem barmherzigen Gott, und flehte nur um einen schnellen, qualfreien Tod, als noch zur rechten Zeit ein Retter sich zeigte. In Sturmeslauf kam ein einzelner Strelitze herbeigerannt und redete den Mordbrenner-Haufen barsch an: „Was wollt ihr hier? Wißt ihr nichts

Besseres empfangen, als eine elende Hütte zu plündern, die kaum einen Rubel an Werth in sich faßt?"

„Unterofficier" — schrieen die Strelitzen — „das wissen wir besser. Hier wohnt des Günstlings Menzikoff Familie, die wir ausrotten müssen."

„Dummes Zeug" — entgegnete Simonow, der zur Rettung seiner Schwester herbeigeeilt war: — „meine leibliche Schwester hat das Häuschen gemiethet, nachdem Menzikoffs Mutter darin gestorben war. Menzikoffs eigentliches Quartier haben wir bereits leer gemacht. „Schwester!" rief er laut: — „wo steckst Du denn?" — „Hier, lieber Simonow!" sprach Matinka, das Fenster zitternd öffnend: — „Dank Dir für den Beistand in meiner Noth!"

„Na, da habt ihr's!" sagte Simonow zu seinen Kameraden. „Kommt, wir wollen uns an einen Ort wenden, wo mehr zu finden ist, als bei meiner armen Schwester." Willig folgten ihm die Strelitzen, und Matinka nebst ihren Kindern sah sich gerettet. Wie erkannte und pries sie Gottes gnadenvolle Fügung, der, sie zu retten, gerade jetzt ihren Bruder nach Moskau geführt hatte! Zwar schien die Gefahr noch nicht völlig beseitigt; denn bald erhob sich der Tumult noch viel ärger als zuvor. Neues, verstärktes Schießen ließ sich vernehmen; gräßlicher klang das Kampfgeschrei und Schlachtgetümmel durch die Straßen, und machte die heutige Nacht zur schrecklichsten. Die dem Czar Peter treu gebliebenen Regimenter waren nämlich herbeigeeilt, und zwangen unter ihres Generals Gordon Anführung die rebellischen Strelitzen, in ihre Kasernen zurückzukehren. Da diese gutwillig nicht gehorchen wollten, so wurde auf beiden streitenden Seiten

viel Blut vergoſſen. Noch war der Kampf nicht beendigt, als Matinka ein ſchwaches Klopfen an ihrer noch verwahrten Hausthür vernahm. Sie ſchlüpfte hinab und fragte vorſichtig nach dem Begehr des Klopfenden.

„Mach ſchnell auf, liebe Matinka!“ — ſprach eine matte Stimme, die ſie mit Schrecken als die ihres Bruders erkannte. Schnell räumte ſie alle Hinderniſſe hinweg und öffnete die Thür. Das Lämpchen entfiel ihr beinahe, als ſie ihren geliebten Bruder, ihren Retter, bleich und über und über mit Blut bedeckt, mühſam hereinwanken ſah.

„Laß mich bei Dir ruhig ſterben“; — bat er mit erlöſchender Stimme, und hielt ſich mit beiden Händen an die Schweſter an, ſo daß ſein hervorquellendes Blut ihre Kleidung überſtrömte. „Alles iſt verloren, — die Kugel oder der Galgen mein Loos, wenn ich entdeckt werde.“

So war Matinka's Warnung doch eingetroffen!

Kaum vermochte der Verwundete mit Hülfe ſeiner Schweſter die Treppe hinaufzuſteigen. In welcher neuen Noth befand ſich die arme Matinka! Dringend bedurfte ihr Bruder ärztlicher Hülfe, und gleichwohl wagte ſie nicht, einen Arzt herbei zu rufen, aus Furcht, daß der Aufenthalts-Ort ihres Bruders dadurch verrathen werden dürfte. Sie ſelbſt mußte ſich daher entſchließen, die Wunden zu unterſuchen, auszuwaſchen, zu verbinden; allerdings für ungewohnte, blutſcheue Frauenhände ein ſchweres Geſchäft, zu welchem nur zärtliche Geſchwiſterliebe den nöthigen Muth geben konnte.

Nachdem ſelbiges vollbracht war, ſchaffte Matinka ihre Kinder zu Bett, und durchwachte den Ueberreſt der Schreck-

brunnacht am Schmerzenslager ihres Bruders, dem ein heftiges Wundfieber alle Besinnung geraubt und eine unausgesetzte Aufmerksamkeit nöthig gemacht hatte.

Am folgenden Morgen nahm Matinka ihre beiden Kinder vor, und empfahl ihnen die strengste Verschwiegenheit hinsichtlich ihres kranken Oheims. Sie gab ihnen zu bedenken, wie sie durch eine unzeitige Plauderhaftigkeit dessen schmachvollen Tod bewirken könnten, und welchen fürchterlichen Gewissensbissen sie dann unterliegen würden. Die Kinder erkannten die Wahrheit des Gesagten, und versprachen das unverbrüchlichste Schweigen gegen Jedermann zu beobachten. Sie hielten auch Wort, was um so nöthiger war, als schon die nächsten Tage darauf an sämmtliche Einwohner Moskau's die Aufforderung erging, bei Strafe der Verbannung nach Sibirien alle etwa versteckt gehaltene Strelitzen der Behörde anzuzeigen und auszuliefern. Sollte Matinka dem Befehle gehorsamen? ihren leiblichen Bruder, ihren und ihrer Kinder Retter dem gewissen Tode überantworten? Nein, das konnte sie nimmermehr. Sie baute auf ihres Mannes vielvermögende Verwendung, und verrieth ihren Bruder nicht. Dieser besserte sich von Tag zu Tag. Bereits überlegten beide Geschwister, auf welche Weise Simenow in Sicherheit zu bringen und eine desfallsige Flucht zu bewerkstelligen sey. Da machte des Czar Peters unverhoffte Ankunft und dessen geschärfter Befehl zur Herbeischaffung der noch fehlenden Strelitzen jede Flucht unmöglich. Peter war gerade im Begriff gewesen, von England nach Italien zu schiffen, als er die Nachricht von dem abermaligen Aufstande der Strelitzen empfing. In eine unbeschreibliche Wuth

verſetzte ihn dieſelbe. Sofort gab er ſeine Reiſe auf und eilte mit Windesſchnelle nach Moskau zurück, die ſtrengſte Strafe über die Schuldigen zu verhängen. In allen Stadtvierteln ward Hausſuchung gehalten. Da Matinka's Nachbarn oft deren Bruder hatten bei ihr aus- und eingehen ſehen, ſo konnte es nicht fehlen, daß auch in ihrer Wohnung nachgeſucht und der unglückliche Simonow entdeckt wurde. Sofort ſah er ſich gefangen genommen und fortgeſchleppt. Auch ſeine Schweſter würde gleiches Schickſal betroffen haben, da ſie dem Geſetze entgegen gehandelt hatte, wenn man nicht, ihres Mannes wegen, ſie noch verſchont hätte. Matinka war außer ſich, als ſie das den Strelitzen bevorſtehende Schickſal erfuhr. In wahrer Herzensangſt ſah ſie in allen Schießſcharten des Kreml (oder der Burg) Galgen aufrichten, welche für die am meiſten Schuldigen beſtimmt waren. Auch den Simonow traf wahrſcheinlich das Todesurtheil, da er Unterofficier, und, wie ſeine empfangenen Wunden bezeugten, beim Aufruhr gar thätig geweſen war. Matinka wußte ſich weder zu rathen noch zu helfen; ſie wünſchte zu erfahren, ob ihr Gatte mit dem Czar zugleich angekommen ſey, und eilte in dieſer Abſicht in ihre prächtige Wohnung. Allein hier fand ſie alle Zimmer verwüſtet und ausgeleert. Ohne Ruh und Raſt jagte ſie zurück. Da begegnete ihren ſchnellen Schritten ein Trupp Soldaten, welche eine Menge Strelitzen gefeſſelt in ihrer Mitte hatten. Ihr ſuchendes Auge erkannte mit Schrecken unter ihnen den armen Simonow, der kaum unter ſeinen ſchweren Ketten hinzuſchleichen vermochte. Sein Antlitz ſah zwar bleich, doch recht gefaßt aus.

„Simonow! mein geliebter Bruder!“ ſchrie Matinka,

und ſtreckte beide Arme nach ihm aus. Fürchterlich klirrten deſſen Ketten, als auch er die Hand grüßend erheben wollte.

„Zurück!“ riefen die Soldaten und erhoben ihre Flintenkolben gegen Matinka, die nun jammernd neben dem Haufen herlief.

Plötzlich kam der Czar, von einem großen Gefolge begleitet, daher geritten. Der armen Matinka ſchien dies ein Fingerzeig des lieben Gottes zu ſeyn, die Rettung ihres Bruders zu verſuchen. Ihre Arme flehend ausſtreckend, warf ſie ſich vor dem Czar auf den Boden nieder. „Großer Czar!“ — rief ſie: — „Gnade, Gnade für meinen unglücklichen Bruder!“

Der Czar blickte das von wahrer Herzensangſt zeugende Antlitz des Weibes an und ſagte mild: „Wer iſt Dein Bruder und was hat er verbrochen, daß er meiner Gnade bedürftig iſt?“

Von dem ſanften Tone, der in dieſen Worten lag, erfreut und ermuthigt, deutete Matinka auf die Gefangenen hin und ſprach: „Dort wird er zum Tode geführt! Er iſt ein Strelize, allein der beſte, zärtlichſte Bruder.“

„Und der ſchlechteſte Unterthan!“ ſetzte Peter zornig hinzu, und ſein Geſicht verfinſterte ſich plötzlich. „Böſewichte ſind ſie insgeſammt, die mich verderben wollten, die meiner Gnade unwerth ſind und nur ihren verdienten Lohn empfangen ſollen.“ Er wendete ſein Pferd, bei der daliegenden Matinka vorüber zu reiten; da erkannte dieſelbe ihren Gemahl, der dicht an des Czars Seite war. Ihre niedergeſchmetterte Hoffnung lebte ſchnell wieder auf. „Mann!“ rief ſie mit freudigem Erſchrecken: — „theurer

Mann! bitte Du für Deinen unglücklichen Schwager. Er iſt unſchuldig. Er hat mir und Deinen Kindern das Leben gerettet. Vereine Dein Flehen mit dem meinigen!"

„Wie?" wendete ſich der Czar zu ſeinem Günſtling — „iſt wirklich die Schweſter eines Rebellen Dein Weib?"

Menzikoff ſah ſchnell ein, wie er mit einem Male die Gunſt des Czars verlieren könne, wenn er die Wahrheit eingeſtände. Um keinen Preis wollte er ſich dazu verſtehen. Menſchenfurcht ging ihm über Gottesfurcht. Wie Petrus einſt ſeinen Herrn und Meiſter, alſo verleugnete er ſein braves, treues Weib.

„Mein allergnädigſter Herr" — entgegnete er mit dreiſter Stirn — „das Weib muß wahnwitzig ſeyn oder aus Angſt um ihren Bruder den Gebrauch ihrer Sinne verloren haben. Ich ſehe daſſelbe jetzt zum erſten Male in meinem Leben. Bringt die Unglückliche bei Seite!" — gebot er den nachfolgenden Dienern. Er entfernte ſich mit dem Czar, ohne noch einen Blick auf die gute Matinka zu werfen, die faſt beſinnungslos hinweggeſchafft wurde. Mehrmals glaubte ſie nur in einem ängſtlichen Traume zu liegen, bald wieder wirklich wahnwitzig zu ſeyn. Welch ein Wiederſehen nach ſo langer Trennung! Welch ein Schmerz, ſich alſo von einem Manne behandelt zu ſehen, für den ſie willig ihr Leben aufgeopfert haben würde. Mit Mühe und Noth ſchleppte ſie ſich nach ihrer Wohnung zurück, wo ſie in einem dumpfen Dahinbrüten verharrte, das ſie zu allen weiteren Unternehmungen untüchtig machte. Die gute Schwiegermutter hatte der Tod hinweggerafft; ihr Bruder war auf dem Wege zum Blutgerüſte: wohl gar ſchon hingerichtet; ihr Gatte — entſetzliches Schickſal!

für sie verloren. Von einem giftigen Hauche getroffen, war das Glück ihres stillen Lebens dahingewelkt. Nur ihre Kinder und der liebe himmlische Vater blieben ihr noch. Aber noch weit ärmer mußte Menzikoff sich fühlen. Er hatte sein gutes Gewissen, seine Frau und Kinder, die Gnade des ewig reichen, allgewaltigen Gottes gegen die Gunst eines veränderlichen, ohnmächtigen, sterblichen Menschen in die Waagschaale gelegt. Alles hatte er für ein Schattenbild hingegeben. Doch schon nahte sich ihm der erste Strafbote, ein geheimer, aber selten ruhender Peiniger. Es war dies eine lebhafte Unruhe, die ihn mit großen Schritten in seinem Zimmer auf- und niedertrieb. Sollte er den einmal betretenen Weg weiter verfolgen, sein Weib ganz verstoßen? oder die glänzende Bahn des Glükkes verlassen, in Nichts zurücksinken? Er schwankte hin und her. Endlich siegte, wie nur zu oft, das Böse. Er beschloß, das Band einer Ehe zu lösen, die ihn um die Gunst des Czars zu bringen, am schnellen Emporsteigen zu hindern drohte. Doch er selbst fühlte sich zur Ausführung dieses Vorsatzes nicht stark genug. Er fürchtete, daß sein Entschluß erschüttert werden dürfte, wenn Matinka's und ihrer Kinder Flehen vielleicht die alte Liebe rege machez darum schickte er seinen Kammerdiener, einen listigen, gewandten Menschen, als Unterhändler an Matinka ab.

In tiefen Schmerz versunken saß diese in ihrem Stübchen. Die Kinder arbeiteten still bei dem Scheine eines Lämpchens, und blickten oft mit thränendem Auge auf die weinende Mutter hin. Einen Schrei stieß dieselbe aus, als es unvermuthet an die Stubenthür pochte und ein Mann hereintrat. Noch nicht ganz war in Matinka's

Brust der Glaube an ihres Mannes Treue erloschen. Immer noch hoffte sie, ihn in ihre Mitte treten zu sehen: und daher der Schrei, der ihr beim Eintritte des Fremden entfuhr. Sie sah sich bitter getäuscht. Nicht der ersehnte, immer noch geliebte Menzikoff war es, sondern nur sein Kammerdiener.

Siebentes Kapitel.

Die Scheidung.

„Billig sollte mein Herr Euch bittere Vorwürfe machen —" begann nach einem flüchtigen Gruße der Abgesandte Menzikoffs — „daß Ihr ihn und Euch durch den heutigen unüberlegten Schritt in die größte Gefahr gestürzt habt; allein er erläßt sie Euch, da Ihr ohnehin schon genug dafür gestraft seyd. Durch Eure Unbesonnenheit, Euren rebellischen Bruder verborgen gehalten zu haben, seyd Ihr der Strafe anheim gefallen, nach Sibirien transportirt zu werden; dieselbe jedoch von Euch abzuwenden, ja wohl gar Eurem Bruder das Leben zu retten, würde Eurem Gemahl nicht schwer geworden seyn, hättet Ihr nicht den ganzen ärgerlichen Handel vor den erzürnten Czar selbst gebracht; durch diesen Schritt aber habt Ihr ihm die Hände gebunden. Ja, erfährt der Czar, daß Ihr wirklich Menzikoffs Gattin seyd, und Euer Gemahl ihn hintergangen hat, als er Euch verleugnete: so trifft auch ihn die Rache des Czars; dann seyd ihr Alle unglücklich, und Eure Kinder stehen verwaist da."

Der Kammerdiener schwieg hier und Matinka rang stumm die Hände.

„Nur ein Mittel" — hob endlich Jener wieder an — „gibt es, welches Liebe zu Euch und Euern Kindern Euern Gemahl auffinden ließ, um euch insgesammt zu retten." —

„O sprecht!" rief Matinka lebhaft aus.

„Es thut meinem Herrn weh, dieses Mittel vorschlagen zu müssen; allein die dringendste Nothwendigkeit, die größte Gefahr will es also."

„Um Gotteswillen! so sprecht es nur aus!" bat Matinka mit großer Angst.

„Wenn Ihr Eure Einwilligung zu diesem Mittel gebet —" fuhr der Kammerdiener mit Nachdruck fort — „so entreißet Ihr Euern Gatten dem gerechten Zorne des Czars, befreiet Euern Bruder vom Tode und Euch selbst von der Verbannung nach Sibirien. Liebt Ihr also wirklich Euern Gemahl, Euern Bruder, Euch selbst und Eure Kinder: so werdet Ihr sicherlich mit beiden Händen das dargebotene Mittel ergreifen."

„Ja! ja!" sprach Matinka eifrig. „Doch welches ist das Mittel?"

„Es ist —" sprach der Kammerdiener langsam — „die Auflösung Eurer Ehe mit Menzikoff."

Matinka taumelte; beide Hände schlug sie vor das erblaßte Angesicht.

„Wählet, Matinka!" drängte der Unterhändler. „Sprecht Eure Willensmeinung aus."

Doch nicht gleich vermochte Jene zu antworten. Endlich sagte sie mit bebenden Lippen: „Und wie kann die Trennung einer friedlichen, glücklichen Ehe nur das alleinige Rettungsmittel seyn?"

„Das liegt doch klar am Tage!“ entgegnete der Kammerdiener. „Weil dann Euer Gemahl all' ſeinen mächtigen Einfluß behält, und, ohne den Verdacht der Parteilichkeit auf ſich zu laden, für Euch im Stillen wirken kann.“

„Alles Andere will ich thun!“ — rief Matinka: — „nur dies nicht. Sag' dies meinem Gemahl, lieber Mann. Gern will ich auch meinen Leib in eine Schnürbruſt, meine Füße in enge, hohe Schuhe zwängen, mein Haupthaar brennen und friſiren laſſen; nicht murren, wenn er ſich Tage lang in ſein Arbeitszimmer verſchließt, alle Nächte außen bleibt. Sogar tanzen will ich lernen, wenn mein Mann es haben will.“

„Das iſt nichts —“ entgegnete der Kammerdiener. „Hier handelt ſich's nur um die Scheidung.“

„So will ich denn —“ ſprach Matinka weinend — „mich mit meinen Kindern in den fernſten Winkel des Reichs zurückziehen: will Niemandem ſagen, wer mein Gatte ſey: will meinen Kindern verbieten, je den Namen ihres Vaters zu nennen; nur nicht ganz verſtoßen ſoll mich mein Gemahl.“

„Hilft Alles zu nichts!“ — ſagte der Kammerdiener. „Willigt Ihr in die Scheidung oder nicht?“

„Fordert mein Leben — ich kann nicht!“

„Gut! Euer Gatte überläßt Euch ganz die freie Wahl. So gehet denn hin und ſchreiet laut durch alle Straßen: „Mein Mann hat den Czar belogen! Ich bin wahrhaftig Menzikoffs Gattin! Dann werdet Ihr ja ſehen, wohin Euer Trotz Euch insgeſammt führen wird.“

„Ach Gott und Herr! ſo ſagt denn meinem Gemahl, er ſolle thun, was er für recht und gut befände. Ich unterwerfe mich ſeinem Willen.“

„Dies will er aber nicht haben! Er läßt Euch vielmehr den Willen, damit Ihr ihm nicht einst einen Vorwurf machen könnet. Wollt Ihr: so läßt er sich von Euch scheiden; wollt Ihr nicht: so läßt er auch geduldig den Zorn des Czars über sich ergehen."

„Soll ich selbst mir das Messer ins Herz stoßen?" sprach Matinka schluchzend. „Soll ich selbst auf die Scheidung dringen, die mein Tod seyn wird?"

„Ja!" — entgegnete der Kammerdiener: — „Auf Euerm Ausspruch soll es ankommen. Die Liebe Menzikoffs zu Euch legt Euer gemeinsames Schicksal in Eure Hand."

Da neigte Matinka das Haupt; ihre Hände falteten sich, sie schien still zu beten. Nach einer Weile sprach sie sanft zum harrenden Kammerdiener: „Menzikoffs Liebe soll nicht größer seyn als die meinige. Aus Liebe wollte ich für ihn sterben. Doch mehr noch als dies kann ich thun. Aus Liebe zu ihm will ich mich von ihm scheiden lassen. Er bleibe vornehm und glücklich, ich arm und verlassen. Nur rette er meinen Bruder vom Tode."

„Gut —" sprach der Unterhändler, mit dem Erfolge seiner Bemühungen zufrieden.

„Noch Eins!" rief Matinka ihm zu, und deutete auf ihre beiden Kinder hin. „Wird Menzikoff mein einziges Gut mir lassen wollen?"

„Darüber hat er sich nicht bestimmt gegen mich ausgesprochen" — antwortete der Kammerdiener. „Vielleicht dürfte eine Theilung Statt finden, die bei zwei Kindern ja recht leicht ist."

„Nein! nein!" rief Matinka heftig — keine Theilung!

Sie würde auch mein Herz in zwei Theile zerreißen und mir somit das Leben nehmen."

„Das wird sich finden!" sprach der Kammerdiener und ging.

An einem November-Abende des Jahres 1697 schlich langsamen Schrittes, von ihren beiden Kinderchen begleitet und unterstützt, Matinka nach der Andreas-Kirche zu Moskau hin. Ein Seiten-Pförtchen, das sie offen fanden, ließ sie in das Innere der hohen Kirche gelangen, welches nur in der Nähe des Altars durch eine brennende Lampe matt erleuchtet war. Matinka sah sehr bleich und abgezehrt aus. Sie fühlte sich von dem kleinen Gange sehr angegriffen, und setzte sich daher mit ihren Kindern in einen nahen Kirchenstuhl. In tiefen Gram versunken saß sie still da, und auch die Kinder wagten nicht, durch ein leises Wort ihre arme Mutter zu stören. Nach einer Weile näherte sich der Pope oder Geistliche dem Altare. Wenig Silberlocken zierten das alterkahle Haupt; ein langer, schneeweißer Bart umgab das Kinn, und floß auf das dunkle Gewand herab, auf welchem ein goldenes Kreuz funkelte. Vor dem aufgerichteten Cruzifix betete er still. Endlich tönte in lauten Schlägen die neunte Stunde vom Kirchthurme herab. Da ward Matinka unruhig und warf die trüben Augen scheu umher. Nicht lange darauf hörte man draußen einen schnell daherfahrenden Wagen, der vor der kleinen Kirchthüre still hielt. Matinka überschlich ein leises Zittern; sie haschte nach den Händen ihrer Kinder, als bedürfe sie irgend eines Haltes. Jetzt schallten laute Schritte über das Steingetäfel der Kirche. Ein hoher

Mann, bis über den Mund in einen weiten Mantel gehüllt, kam herein und ſtellte ſich vor die Stufen des Altars hin. Es war Menzikoff. Die arme Matinka erhob ſich halb von ihrem Sitze, ſank aber kraftlos wieder zurück. Da erbarmte ſich ihrer der ehrwürdige Pope, und geleitete ſie mit kräftigem Arme an die Seite ihres Gemahls, der ſich gefliſſentlich hart machte und ſtumm blieb. Matinka aber konnte vor Wehmuth nicht reden. Gebeugt, in ſich geſchmiegt ſtand ſie an der Seite ihres, ach! ſo heiß geliebten Mannes, und wagte in ihrer Scheu nicht einmal, den Saum ſeines Mantels zu berühren.

Mit einer ernſten, eindringlichen Stimme begann jetzt der Pope: „Was Gott zuſammengefügt hat, das ſoll der Menſch nicht ſcheiden; allein, um Eurer Herzen Härtigkeit willen hat — wie Chriſtus, unſer Herr, ſagt — Moſes geboten, einen Scheidebrief zu geben, damit größeres Unglück zwiſchen uneinigen Eheleuten verhütet werde. — Alexander Menzikoff! ſeyd Ihr noch Willens, Eure vor Gott eingegangene Ehe wieder auflöſen zu laſſen? und Ihr auch, Matinka Natuſchkin?

Menzikoffs „Ja!“ klang vernehmlich genug, das der Matinka wie der letzte Hauch einer Sterbenden.

„Nun denn —“ gebot der Pope — „reichet einander die Hände!“

In die warme, lebenskräftige Hand Menzikoffs legte ſich die eiſige Todtenhand Matinka's. Dabei zitterte Matinka's Rechte ſo heftig, daß auch die ihres Mannes davon ergriffen wurde. Es war ja das letzte Mal, daß ihre Hände vereinigt wurden! Mußte ſie da nicht zittern?

„Vor zehn Jahren —“ fuhr der Pope fort: — „fügte

ich an eben dieſem heiligen Altare Eure Hände zuſammen; jetzt trenne ich dieſelben, entbinde Euch des geleiſteten Eides und der einander gelobten Pflichten, und ſcheide Euch im Namen des dreieinigen Gottes von einander. Möget Ihr dieſen Schritt nimmer bereuen müſſen! Gehet hin in Frieden!“

Menzikoff ging, Matinka aber brach zuſammen unter der Laſt ihres Schmerzes. Der beiden Kinder laut herzerschütterndes Schluchzen lenkte Menzikoffs Aufmerkſamkeit auf ſie hin. Als er Helene's weißes Häubchen und Florin's goldgelbe Locken aus dem Kirchenſtuhle daherſchimmern ſah, hielt er ſeine Schritte an. „Wollt ihr mit mir gehen? bei mir bleiben?“ redete er ſie mit ſanfter, gerührter Stimme an und ging auf ſie zu.

„Nein! nein!“ ſchrieen Beide mit einer Stimme, und eilten auf ihre Mutter zu, welche ſie liebkoſend umringten und aufzurichten ſtrebten. Unſchlüſſig blickte Menzikoff auf die Gruppe hin; endlich ging er.

Fortan hörte man nichts mehr von der unglücklichen Matinka und ihren Kindern.

Achtes Kapitel.

Der Gipfel des Glücks.

Nichts hinderte nun den ehrgeizigen Menzikoff mehr, immer höher zu ſteigen auf der Leiter irdiſchen Glückes. In wenig Jahren wurde er Graf, Fürſt, erſter Staatsminiſter, General-Feldmarſchall. Der Kaiſer ſchenkte ihm große Ländereien mit einmalhunderttauſend Bauern, ernannte ihn zum Herzog von Ingermannland und zierte

seine Brust mit Ordenssternen. Ein Gleiches thaten der Kaiser von Oesterreich, der König von Preußen und andere Monarchen, um den mächtigen Günstling zu gewinnen. Die großen Schätze, welche er der Gnade seines Kaisers verdankte, suchte er noch durch unrechtliche Mittel zu vermehren; denn der Geiz ist eine Wurzel alles Uebels. Er unterschlug große Summen, die zum Besten des Landes bestimmt waren, verkaufte einträgliche Stellen für Geld, und ließ sich von auswärtigen Fürsten bestechen, den Absichten des Czars entgegen zu arbeiten. Sein baares Vermögen belief sich wohl auf drei Millionen Thaler; auch ging er eine neue Ehe ein mit einer angesehenen, russischen Fürstentochter, welche ihm einen Sohn und zwei Töchter gebar. Alles ehrte, Jeder fürchtete den mächtigen Mensikoff. Die vornehmsten Familien des Landes buhlten um seine Gunst, erschöpften sich in Schmeicheleien, um ihm zu gefallen. Wenn er, mit Ordenssternen überdeckt, in seinem vergoldeten Staatswagen, von sechs wunderschönen Pferden gezogen, aus seinem prächtigen Palaste fuhr, alle Wachen vor ihm ins Gewehr traten, trommelten, der höchste General wie der niedrigste Soldat ehrerbietig sein Haupt entblößte: wer hätte da in ihm den armen Pastetenbäcker-Jungen wieder erkannt, welcher einst schreiend die Straßen durchirrte?

Junge Leser! beneidet nicht den Glücklichen, denn es ist nicht Alles Gold, was glänzt. Auch über ihm hing ein spitzes Schwerdt an einem Haare, das sein Haupt zu durchbohren drohte. Ueberdieß kannte Niemand die Sorgen, die Angst, die Gewissensbisse, die insgeheim sein Herz erfüllten. Betrachtet jetzt mit mir seinen tägs-

lichen Lebenslauf und sprechet dann, ob er des Beneidens werth sey.

Spät in der Nacht oder vielmehr früh am Morgen konnte er sein Schlafzimmer aufsuchen. Früher hatte er keines Menschen Beihülfe zum Auskleiden bedurft; jetzt zog ihm stillschweigend ein Kammerdiener Stück vor Stück aus und legte ihm die weiße Nachtkleidung an. Wie eine leblose Puppe ließ er sich demnach behandeln. Wenn er nichts weiter zu befehlen hatte, so entfernte sich mit einem steifen Bückling der Diener, nachdem er zuvor die seidene Bettdecke zurückgeschlagen hatte. Nun ging Menzikoff gewöhnlich mit großen Schritten in seinem Schlafzimmer auf und ab. Er überdachte, wie er den vergangenen Tag zugebracht habe: ob sein Streben nach Erweiterung seiner Macht, seines Reichthums erfolgreich gewesen: ob ihm der Sturz seiner zahlreichen Feinde gelungen, die Gnade seines Kaisers gewiß geblieben sey. Er brütete über neue Entwürfe, sein Ansehen zu behaupten und zu vermehren, über Mittel, seine schlechten Handlungen dem Auge des Kaisers zu entziehen, seine Feinde unschädlich zu machen. Er beschloß, jene ihres Postens zu berauben, diese nach Sibirien zu verbannen. Tausend Entwürfe durchkreuzten das vom geistigen Getränke schwer gemachte Haupt. Endlich bestieg er sein Lager. Kein Dankgebet entquoll seinem Herzen; kein Gedanke an Gottes gütige Vorsehung kam ihm in den Sinn; höchstens schlug er gedankenlos das Zeichen des Kreuzes über sein Gesicht. Nun genoß er nicht, wie der arbeitsame Landmann, die Ruhe eines erquickenden Schlafes. Zwar lag der Körper scheinbar in einen tiefen Schlaf versunken, allein die Seele arbeitete

ſich ab in wirren, unbehaglichen Träumen. Bald triumphirten ſeine Feinde, bald fiel er in Ungnade; Verbannung, Tod drohte ihm; dann ſtöhnte er ängſtlich im Schlafe; ſeine Hände ſuchten ſich aus der Tiefe des Abgrundes empor zu arbeiten, in welchen er geſtoßen worden war. Aber auch angenehme Bilder malte die nimmer ruhende Phantaſie ihm vor. Er ſah ſich auf dem höchſten, erſehnten Gipfel von Macht, ſeine Feinde gefeſſelt zu ſeinen Füßen, das Todesurtheil von ihm erwartend. Dann lachte er in gräßlicher Schadenfreude laut auf, daß es der wachende Diener im Vorzimmer hörte. Spät am Tage erwachte er, wenig erquickt. Keine jubelnden Kinder, keine freundliche Gattin empfing ihn mit einem herzlichen Morgengruß, wenn er aus ſeinem Schlafzimmer trat. Ein Diener brachte ihm auf ſilbernem Geſchirr ſein Frühſtück, das er allein, unter oft unangenehmen Arbeiten verzehrte. Dann ging er in den andern Flügel des Schloſſes, in welchem die Zimmer ſeiner Gemahlin und Kinder gelegen waren. Letztere küßten dem Vater in ſcheuer Ehrfurcht die Hand, die Erſtere mit kalter Förmlichkeit die Wange. Keine Spur von gemüthlicher Zärtlichkeit, wie ehemals, wo Natinka mit ihren Kindern den heimkehrenden Vater jauchzend empfing. Dann nahmen ihn die ernſten Regierungs-Geſchäfte in Anſpruch. Welche Verdrießlichkeiten kamen da vor! auf welche Mißbräuche ſtieß er! welche langverjährten Vorurtheile hatte er zu überwinden! Das Mittagsmahl nahm er entweder beim Kaiſer oder daheim, oder bei irgend einem Großen des Reiches ein; aber allemal in zahlreicher Geſellſchaft. Da war nirgends wahre Herzlichkeit, fröhlicher Sinn die Würze der Speiſen.

Schmeicheleien, Stadt-Neuigkeiten, Klatschereien, Verleumdungen sogar waren der Inhalt des Gesprächs. Den ganzen Tag sah Menzikoff von Bittstellern sich überlaufen, denen er Stellen, Gnadengehalte, Unterstützungen geben sollte. Bis in die Kirche sogar verfolgten sie ihn mit ihren Gesuchen. Mit welcher ängstlichen Genauigkeit mußte er sich in die Launen des Kaisers fügen, seine Schwächen kennen lernen, um ihn sich immer gewogen zu erhalten. Und doch gelang ihm dies nicht immer. Unaufhörlich arbeiteten seine Feinde, ihn beim Kaiser zu stürzen. Alle seine Betrügereien, seine Veruntreuungen hinterbrachten sie demselben mit gehässigen Zusätzen. Vergeblich ließ Menzikoff sie seine Rache fühlen, sie nach Sibirien verbannen. Immer neue Feinde wuchsen empor. Er schien auf einem feuerspeienden Berge zu stehen, der jeden Augenblick ihn emporschleudern konnte. Dreimal schien sein Untergang gewiß zu seyn; dreimal hatte man der schrecklichsten Handlungen ihn angeklagt; den strengsten Untersuchungen mußte er sich unterwerfen, aus denen er nicht schuldlos, sondern oft mit Schande bedeckt, hervorging. Welche Demüthigungen mußte er sich da gefallen lassen! zu welchen niedrigen Mitteln seine Zuflucht nehmen, um sich in der Gnade des erzürnten Kaisers zu behaupten! Wer zählt die schlaflos durchwachten Nächte? die Tage, wo kein Bissen ihm schmeckte? die Stunden, in denen er verzweifelte? Zwar blieb er stehen auf dem Gipfel seiner Macht, allein manche bittere, qualvolle Stunde ward ihm zu Theil.

Peter der Große hatte eine neue Stadt an dem Ufer der Newa erbauet und sie zu seiner Residenz bestimmt.

Tausende geschäftiger Hände arbeiteten unausgesetzt, die sumpfige Umgebung Petersburg's in trockenes, fruchtbares Land umzuwandeln. In Kleidern und Säcken ward, Stunden weit, die Erde dazu herbeigetragen, und unausgesetzt feuerte Peter durch seine Gegenwart an. So geschah es denn einst, daß Menzikoff an des Kaisers Seite durch die neuen Straßen Petersburgs hinaus in die neuen Umgebungen fuhr. Ueberall waren Menschen, vornehme und niedrige, welche tief vor dem Kaiser und seinem Günstlinge sich demüthigten. Bald erreichte die Troschke des Kaisers eine hölzerne Klöppel-Brücke, die über eine sumpfige Tiefe führte. Erstere befand sich eben nicht im besten Stande. Sie enthielt der verfaulten Klöppel und gefahrdrohenden Löcher genug. Als des Kaisers Adlerblick jene Mängel erkannte, rief er dem Kutscher ein donnerndes „Halt!" zu. Augenblicklich standen die Pferde, wie festgebannt. „Kerl!" wendete sich Peter mit zorniger Stimme um zu Menzikoff — „hab' ich Dich nicht zum General-Inspektor über alle Brücken des Reichs ernannt? Bezieht Du nicht als solcher jährlich mehrere Tausend Rubel Gehalt? und bekümmerst Dich nicht besser um Dein Amt? Steig' aus, Bube!"

Der Kaiser sprang aus der Troschke, der zitternde Menzikoff kroch hinterdrein. Als er draußen stand, ergriff der Kaiser sein spanisches Rohr, das ihm zum Spazierstocke diente, und bearbeitete damit nachdrücklich des Fürsten Rücken. Welch ein erstaunenswürdiges, seltenes Beispiel für den Zuschauer! Hier steht, mit Ordenssternen bedeckt, ein großer Mann, geduckt und mäuschenstill, welcher geduldig von einem Manne in schlichtem Kleide sich den

Buckel voll prügeln läßt. Nachdem Peters strafender Arm sich müde gearbeitet und sein Zorn sich gelegt hat, spricht er ganz freundlich zum Durchgebläuten: „Nun, lieber Menzikoff, wollen wir weiter fahren!“ Folgsam steigt dieser wieder ein, und der Kaiser spricht so leutselig mit ihm, als sey gar nichts vorgefallen. Menzikoff darf sich nicht einmal den schmerzenden Rücken streichen, nicht eine Miene des Schmerzes ziehen; sogar mitlachen muß er, wenn der Kaiser lacht!

Ein ander Mal war dem Kaiser ein neuer Betrug Menzikoffs hinterbracht worden. Sofort erhielt dieser durch seine Spione Nachricht davon. Bereits ging er mit sich zu Rathe, auf welche Weise er wohl die Anklage entkräften könne. Da empfing er eine Einladung vom Kaiser, bei ihm zum Mittagsessen zu erscheinen. Eine Leichenblässe überzog Menzikoffs Antlitz. Mit Mühe konnte er ein starkes Zittern des ganzen Körpers bemeistern, als ihm der Kammerdiener das Staatskleid anlegte, in welchem er nach Hofe fahren sollte. Leise seufzend blickt' er auf die blitzenden Sterne an seiner Brust herab, die er jetzt gern gegen ein gutes Gewissen vertauscht hätte. Schweren Herzens ging er durch die dichten Reihen der tief sich verneigenden Höflinge, Officiere, Staatsräthe, Minister und Gesandten, die den mächtigen Günstling tief im Herzen haßten oder beneideten. Seine bevorstehende Demüthigung ahnend setzte er sich, nach unterwürfiger Begrüßung des Kaisers und seiner Gemahlin, an die lange, geschmückte Mittags-Tafel, seinem Monarchen gegenüber. Letzterer sah ernst, doch keineswegs zornig aus. Trompeten und Pauken ertönten. Das Mahl begann. Doch Menzikoff

schmeckte kein Bissen. Von Zeit zu Zeit richtete er einen flehenden Blick auf den Monarchen oder dessen Gemahlin. Peters Antlitz blieb unverändert. Auf einmal schwieg die Musik. Alle Gäste schaueten auf den Kaiser hin, der sich jetzt an den hinter ihm stehenden Kammerherrn wandte. „Hole einmal —“ gebot er ihm — „aus meinem Kabinette das zusammengelegte Papier, das Du auf dem Marmor-Tischchen unter dem Spiegel finden wirst.“

Eiligst entfernte sich der Kammerherr. Menzikoff's bemächtigte sich Furcht und Schrecken; der Hals war ihm wie ausgedörrt; der Stuhl unter ihm brannte wie glühende Kohlen; seine Beine zitterten heftig. Bald kehrte der Kammerherr mit dem Papiere zurück.

„Lies vor, was darauf steht, laut und vernehmlich!“ — befahl der Kaiser.

Von Menzikoffs Antlitz wich alle Farbe. Peter warf ihm einen strengen Blick zu und erhob den Zeigefinger. Stumm richtete sich Menzikoff von seinem Sessel auf, das jammervolle Bild eines armen Sünders. Der Kammerherr warf einen Blick, der Menzikoff wie um Verzeihung zu bitten schien, herüber, machte ihm dabei eine stumme Verbeugung, räusperte sich verlegen und las dann mit etwas unsicherer Stimme:

„Alexander Menzikoff, der Sohn eines gemeinen Bauern, wurde durch die Gnade seines Monarchen aus dem Staube eines Pasterenbäcker-Jungen bis zu den höchsten Würden des Reiches erhoben. Rühmliche Eigenschaften, die er an demselben bemerkte, nicht gewöhnliche Kenntniße, eine unermüdliche Thätigkeit, hatten ihm die Gunst seines Herrn erworben, der ihn mit Reichthümern

überhäufte. Doch nicht immer entſprach er den gerechten Erwartungen des Kaiſers. Oft mißbrauchte er vielmehr die Güte ſeines Herrn auf die undankbarſte Weiſe. Ganze Bogen könnte man mit Aufzählung der ungerechten, ſtrafbaren Handlungen anfüllen, die er ſich ſchon hat zu Schulden kommen laſſen. Er pocht auf die Langmuth ſeines Monarchen, der mehrmals ſchon den kühnen Frevler gezüchtigt, gewarnt, durch Veröffentlichung ſeiner Vergehungen geſtraft hat; doch hat er erſt jetzt wieder die Menge derſelben dadurch vermehrt, daß er den Sold eines ganzen Regiments, das er nur auf dem Papiere errichtet hat, zwei Jahre lang in ſeine unerſättliche Taſche geſteckt hat.“ Der Kammerherr ſchwieg, legte das Papier zuſammen und harrte des weiteren Befehls ſeines Kaiſers.

Während des Vorleſens hatte der zerknirſchte Menzikoff verſtohlen auf ſeine Tiſch-Nachbarn umher geblickt, ob er dieſelben über einem ſchadenfrohen Lächeln, einer zufriedenen Miene ertappe; doch dieſe hüteten ſich wohlweislich, die unverſöhnliche Rachſucht des gedemüthigten Günſtlings ſich zuzuziehen. Sie ſchauten, eben ſo wie das kaiſerliche Paar, mit geſenkten Augenliedern auf ihre Teller, obſchon ſie das Vorleſen nicht durch das Geräuſch der Meſſer und Gabeln zu ſtören wagten, ſondern mit Eſſen inne gehalten hatten.

Jetzt aber ſah Peter, ernſten Auges, den Fürſten an. „Menzikoff“ — ſprach er mit Nachdruck: — „Du ſelbſt haſt Dir dieſe Demüthigung zugezogen. Längſt iſt Dir die Art und Weiſe Deiner Strafe bekannt, die Du durch jede ſchlechte Handlung Dir zuziehſt. Mein gegebenes Verſprechen, Dich nicht am Leben zu ſtrafen, werde ich hals

ten; allein nimm Dich in Acht, daß nicht durch neue Schändlichkeiten der heutige Auftritt sich wiederhole, oder mein spanisches Rohr in unangenehme Berührung mit Deinem Rücken trete."

Damit war die Sache abgethan. Das Mahl ward beendigt; Spieltische traten an die Stelle der Speisen; Menzikoff spielte mit der Kaiserin und noch zwei der vornehmsten Damen Karte, als sey nichts vorgefallen. Wie es jedoch in seinem Innern aussah, mag sich der junge Leser denken. Aber auch noch auf andere Art ward er für seine Betrügereien gezüchtigt. Viele Tausend Rubel mußte er Strafe zahlen, denn Peter der Große war ein gerechter Monarch. Endlich befreite dessen Tod den Menzikoff von seinem strengen Richter. Da Catharina, Peter's Gemahlin, besonders durch Menzikoffs Bemühungen auf den Thron gelangt war, so überließ ihm dieselbe nach ihres Mannes Tode die Regierung gänzlich. Als Reichs-Verweser konnte er machen, was er wollte. Seine Ankläger büßten für ihre Kühnheit in Sibiriens Eis-Gefilden. Alles ging ihm für voll aus. Nach zwei Jahren starb auch die Kaiserin, den Thron ihrem dreizehnjährigen Stief-Enkel, Peter II. hinterlassend. An die Stelle des jungen Monarchen trat Menzikoff und beherrschte Rußland. Noch höher sollte er steigen. Der Schwiegervater des Kaisers wollte er werden, und dadurch auf immer sein Ansehen befestigen; deshalb verlobte er seine älteste Tochter mit dem jungen Monarchen. Bald darauf sollte die Trauung vor sich gehen. Da sprach der langmüthige Gott zu Menzikoffs ehrgeizigen Bemühungen: „Bis hierher und nicht weiter!"

Neuntes Kapitel.

Der brave Diener.

Wenig Jahre vor dieſer wichtigen Begebenheit erinnerte ſich Menzikoff eines Nachts, als er nicht gleich einſchlafen konnte, daß er einen kaiſerlichen Befehl, den er hatte ausfertigen müſſen, abzuſchicken vergeſſen hatte. Sofort zog er die Klingelſchnur neben ſeinem Bette, den wachenden Diener draußen im Vorzimmer hereinzurufen. Doch dieſer erſchien auf mehrmaliges Klingeln nicht. Erzürnt über dieſe Nachläſſigkeit ſtieg der Fürſt aus dem Bette und öffnete leiſe die Thür zum Vorzimmer. Hier ſah er den Diener, der die Nachtwache hatte, den Rücken ihm zugekehrt, an einem Tiſchchen ſitzen und ſchreiben. Er mochte über dieſer Arbeit eingenickt, durch den Ton der Klingel zwar aufgeweckt worden ſeyn, aber doch die eigentliche Urſache des Munterwerdens in ſeiner Schlaftrunkenheit überhört haben. Nur dadurch ließ ſich der Grund ſeines Nichterſcheinens erklären. Menzikoffs argdenkende Seele jedoch ſchöpfte ſogleich Verdacht. „Was mag er wohl Wichtiges zu ſchreiben haben, daß er Deinen mehrmaligen Ruf nicht achtete? Vielleicht ein Verräther, der deinen Feinden von Allem Nachricht giebt, was in Deinem Hauſe vor ſich geht?“ Auf den Fußſpitzen ſchlich er ſich bis hinter den Rücken des Dieners, der emſig fortfuhr zu ſchreiben. „Ha! was iſt das?“ rief er plötzlich, als er, dem Schreiber über die Achſel ſchauend, ſeinen Namen eben jetzt ſchreiben ſah.

Erſchrocken bis zum Tode, ſprang der Diener, ein junger Mann, von ſeinem Sitze auf. Er wußte vor Angſt

nicht sogleich, ob er seinem Herrn zu Füßen fallen oder seinem Zorne entlaufen sollte. Vergebens suchten seine bebenden Lippen eine Entschuldigung hervorzustammeln.

„Hab' ich Dich erwischt, Nichtswürdiger?“ — sagte Menzikoff, indem er sich des Blattes bemächtigte, auf welchem er den ganzen Verrath zu entdecken verhoffte. „Was werde ich lesen müssen!“ Er überflog das Papier mit schnellen Augen. Doch während des Lesens noch erheiterte sich sein Antlitz; auch der Diener erholte sich ins bald von seinem Schreck und wartete mit großer Ruhe das Weitere ab. Hier ist der Brief:

„Geliebte Mutter!

Ihr werdet längst schon auf Nachricht von mir gewartet haben. Glaubet nur nicht etwa, als habe ich Euch vergessen, weil ich nicht eher geschrieben habe. Es ließ sich immer nicht machen. Dafür kann ich Euch auch um desto angenehmere Neuigkeiten melden; nämlich: ich bin wirklich so glücklich gewesen, unter die Diener des großen Fürsten Menzikoff, von dem Ihr uns Kindern immer so viel erzählet, aufgenommen worden zu seyn. Ach, mit welchen sonderbaren Empfindungen betrat ich das Haus dieses Mannes, der so hoch geehrt und reich ist! Man hatte mir nicht wenig vor ihm Angst gemacht, daß er sogar stolz, zornig und schlimm sey. Nun, wenn er auch just kein Engel vom Himmel ist, so hat er doch gewiß andere, gute Eigenschaften. Ich habe mich noch gar nicht über ihn beklagen können. Ich glaube auch, wenn man seine Sachen still und ordentlich verrichtet, treu und ehrlich ist, daß er dann nichts gegen Unsereinen einzuwenden

hat; aber freilich, da giebt es eine Menge Menschen, Vornehme und Geringe, die alle auf den Fürsten einhacken, ihn ärgern, nur immer von ihm haben wollen, daß es ein wahrer Greuel ist. Da ist es nun kein Wunder, wenn die Pauke endlich einmal ein Loch kriegt und mein Herr unter sie loswettert, wie der starke Simson unter die bösen Philister. Aber, liebe Mutter, ein Paar liebe Töchterchen hat mein fürstlicher Herr, mild und schön und gut wie Engelein; dazu einen jungen Herrn, einen Sohn, wie er nur für einen so vornehmen Mann seyn muß; der reißt einmal ganz allein ein Regiment schwedischer Husaren über den Haufen, so tapfer sieht er jetzt schon aus. Auch die Frau Fürstin kann ich loben. Ein Paarmal schon hat sie „lieber Michaelow" zu mir gesagt und einen Rubel mir hingelegt, wenn ich etwas für sie besorgt hatte. Liebe Mutter, anbei schicke ich Euch dreißig Silber-Rubel mit, die ich mir erübrigt habe. Mein Herr giebt reichliche Löhnung, dazu kommen noch hier und da Trinkgelder ein; überdies bringen mir noch manchen Rubel die Nachtwachen ein, die ich für meine trägen Kameraden bei Menzikoff übernehme. Diese Nacht ist die dritte, daß ich nicht geschlafen — —"

Hier hatte der Fürst den Schreiber unterbrochen. Menzikoff fühlte sich keineswegs durch die Abschilderung, die sein Diener von ihm gemacht hatte, beleidigt; vielmehr fand er sich durch die naive Sprache des Burschen, die gewiß aus Herzensgrund gekommen war, ordentlich geschmeichelt. Menzikoff konnte gar großmüthig seyn. Er nahm den jungen Mann in sein Zimmer und händigte ihm den vergessenen Befehl ein, um ihn dem wachthaben-

den Officier unten zur weiteren Beförderung zu übergeben; dann that er einen vollen Griff in seine mit blanken Goldstücken angefüllte Chatoulle, und beschenkte damit den verdutzten Diener, der nicht wußte, wie ihm geschah. „Dies ist für Deine Mutter bestimmt, weil sie an Dir einen so guten Sohn erzogen hat", — sprach der Fürst dabei. „Ein solcher wird auch ein treuer Diener seines Herrn seyn, hoffe ich. Laß Dich nicht verführen, so will ich auch nicht auf Dich loswettern, wie Simson auf die Philister, oder wie Czar Peter auf die Schweden bei Pultawa. Ein Mensch, auf dessen Treue ich mich verlassen kann, thut mir sehr noth; denn ich weiß recht gut, daß ich manche Schlange unter meinen Leuten habe; selbige zu entdecken oder unschädlich zu machen kannst Du dadurch bewirken, daß Du mir im Vertrauen mittheilest, was Dir an Deinen Kameraden auffällt oder verdächtig vorkommt: Du wirst dann einen dankbaren Herrn an mir haben. Sollte ich ja einmal ohne Ursache Dich vor Deinen Kameraden ausgezankt, so merke Dir, daß es dann nicht mein Ernst ist. Nun geh!"

Mit großer Rührung und Freude dankte Michaelow seinem gnädigen Herrn und fuhr fort, ein treuer Diener ihm zu seyn; deswegen aber machte er nicht etwa den Spion, der jedes unüberlegte Wort, jeden kleinen Fehltritt seiner Kameraden verrieth; auch schien Menzikoff ihn gar nicht zu beachten, und behandelte ihn vielmehr mit sichtlicher Geringschätzung, doch nur in Gegenwart der Uebrigen; wenn er mit ihm allein war, sprach er desto freundlicher mit ihm. Nach einiger Zeit aber that Menzikoff dem treuen Michaelow himmelschreiendes Unrecht.

Ganz vom Zaune brach er die Veranlassung zum Zanke. Er drohte, den Burschen knuten, in die Wache werfen, nach Sibirien bringen zu lassen. Keinen Beweis von Michaelows klarer Unschuld wollte er anhören. Ganz zerschmettert ließ er den armen Burschen in Mitte der andern Bedienten stehen, als er sich endlich in sein Zimmer begab. Ach, wie schmerzte den Ausgescholtenen diese ungerechte Behandlung! Menzikoffs Zorn schien so natürlich gewesen zu seyn, daß an eine Verstellung hier gar nicht zu denken war. Tief betrübt, zerknirscht, setzte sich der treue Diener in einen Winkel der Domestiken-Stube. Den Kopf sorgenvoll auf die rechte Hand gestützt, liefen ihm die hellen Thränen über die Wangen. Die ganze Handvoll Gold hätte er darum gegeben, die ihm der Fürst neulich geschenkt hatte, wenn er den Auftritt hätte ungeschehen machen können. In seiner Traurigkeit bemerkte er nicht, wie alle seine Kameraden hinausgegangen waren, und nur Einer, Namens Karpakan, noch zugegen war. „Komm, Michaelow!" sprach jetzt dieser — „laß uns auf den Schreck eine Flasche Wein austrinken, damit Du auf andere Gedanken kommst." Er holte den Wein herbei, und trank dem Michaelow ein Glas nach dem andern zu.

„Es ist Dir ein wunderlicher Kauz, unser Herr —" sagte Karpakan. „Nichts kann man ihm zu Danke machen: auch ich weiß ein Liedchen von seiner Ungerechtigkeit zu singen; überhaupt kommt man in der heutigen Welt mit rechtschaffenem Sinne nicht mehr fort: der Heuchler und Schmeichler hat's am besten. Was soll man machen? Man muß mit den Wölfen heulen, wenn man nicht ganz zu Kreuze kriechen will. Zwar sind nicht alle Herren

ſo höflich, wie der Menzikoff. Da iſt zum Beiſpiel der junge Fürſt Dolgorucki. Bei demſelben haben es die Diener viel beſſer, obgleich er nicht ſo reich iſt wie unſer Herr. Für eine ganz kleine Gefälligkeit, für eine unbedeutende Neuigkeit aus Menzikoffs Palaſte, ſoll er, ſagt man, Händevoll Gold bezahlen. Wenn ich nur recht viel wüßte, ſo wollte ich mir ohne Bedenken ein hübſches Sümmchen verdienen. Du darfſt nur dem jungen Dolgorucki von Weitem zu verſtehen geben, daß Du ſeine Neugierde befriedigen willſt: huſch! läßt er Dir ein hübſches Aufgeld in die Hand gleiten. Dies theile ich Dir aus purer Freundſchaft mit. Behalte es für Dich, ſonſt möchten gar zu viel Mitbewerber auftreten."

Nur wenig achtete Michaelow auf dieſes Geſchwätz. Als er aber nach einigen Tagen vom Fürſten einen Brief mit der Weiſung empfing, ihn an den Landes-Zahlmeiſter abzugeben, hielt ihn die neugierige Frage Karpakan's auf, an wen das Schreiben gerichtet ſey, das er in der Hand habe? Michaelow ſtutzte. Karpakan's Benehmen fiel ihm auf. Noch bedenklicher wurde er, als Jener ſich erbot, den Brief für ihn beſorgen zu wollen. „Das geht nicht an —" entgegnete Michaelow auf dieſe Zumuthung: — „der Herr würde mich mit Recht ausſchelten, wollte ich ſeinem ausdrücklichen Befehle entgegen handeln."

„Höre —" ſagte Karpakan vertraulich — „wenn Du mir den Brief nur auf zehn Minuten überläſſeſt, getraue ich mir, Dir für jede Minute einen Rubel auszuwirken; auch ſollſt Du ihn ohne Schaden wieder bekommen und ihn ſelbſt hintragen können, wohin er beſtimmt iſt."

„Halt mich nicht auf!" — entgegnete Michaelow un-

willig: — „du willst mich nur auf die Probe stellen, ob ich meinem Herrn treu sey oder nicht.“

„Wackerer Michaelow!“ rief Karpakan — „Du hast die Versuchung glücklich bestanden. Wisse, daß unser Herr alle seine Diener auf ähnliche Weise prüft, und diese Prüfung allemal einem seiner bewährtesten Diener aufträgt. Die Deinige war mir bestimmt worden, und ich gehe, ihn von Deiner unerschütterlichen Treue in Kenntniß zu setzen. Dein Glück ist nun gemacht, treuer Michaelow.“ Diese Worte sprach Karpakan mit schmeichelnder Freundlichkeit, sah aber dem Davoneilenden mit Zähneknirschen nach. „Schade um die Flasche Wein“, — murmelte er — „die ich an den Dummkopf verschwendet habe. Nun, Deine Treue soll Dir sicherlich belohnt werden.“ Er lachte recht höhnisch.

Michaelow aber glaubte denn doch, Karpakan's Versuchung dem Fürsten nicht verschweigen zu dürfen.

„Es ist gut, mein Sohn!“ entgegnete Menzikoff auf Michaelow's Erzählung. „Halte übrigens reinen Mund, sey unbekümmert.“

Aber gar sehr wurde er nach einigen Wochen bekümmert. Es fehlten nämlich vier silberne Leuchter, die nach einem großen Gastmahle beim Fürsten verschwunden waren. Ein unerhörter, frecher Diebstahl! Der Hausmeister Menzikoffs erhob einen fürchterlichen Lärm darüber. Alles wurde durchsucht, vom Keller des fürstlichen Palastes an bis auf die Dachstübchen der untersten Domestiken. In Michaelow's Bette wurden, tief unter's Stroh gewühlt, die vier Leuchter richtig gefunden. Welch ein Schreck für den armen Burschen, der wie aus den Wol-

ken gefallen war, als man ihm den Fund anzeigte und ihn sofort in Verhaft nahm!

Dieser Vorfall mußte dem Fürsten gemeldet werden. Derselbe ließ seine ganze Dienerschaft im Saale versammeln, wobei auch Michaelow seyn mußte, auf den Aller Blicke, und besonders schadenfroh die des Karpakan gerichtet waren. In den weiten Kreis der Versammelten trat jetzt Menzikoff. Sein Auge suchte vor Allen den Karpakan, auf den er mit zorniger Miene losging. „Bube!“ sprach er mit einer fürchterlichen Stimme: — „Du hast die Leuchter gestohlen und sie unter das Leger Michaelow's verborgen, um den armen Burschen, der Dir Deinen bösen Willen nicht thun wollte, zu verderben. Dazu hast Du Dich eines Nachschlüssels von Michaelow's Kammer bedient, den Du bei dem Schlosser Troßkoff hast verfertigen lassen, und den Du auf Deiner Brust in einem Säckchen verborgen hältst. Elender! ich weiß Alles, was in meinem Hause geschieht, weiß, daß Du mit meinen Feinden im Bunde stehst; sie werden ihren Lohn aber eben so richtig empfangen, wie Du jetzt den Deinigen. Durchsucht ihn!“ gebot er darauf seinen Dienern.

Karpakan, bleich wie eine Leiche, vernichtet, zitternd, vermochte kein Wort zu seiner Vertheidigung hervorzubringen. Wirklich fand man bei ihm den Nachschlüssel, genau so, wie Menzikoff es beschrieben hatte. Der Böſewicht konnte seine Schandthat nicht leugnen, und ward sofort zur Verbannung nach Sibirien abgeführt. „Hütet euch —“ wendete sich Menzikoff noch mit drohender Stimme an seine verdutzte Dienerschaft — „mich verrathen oder hintergehen zu wollen! Ich kenne euch durch und durch; und

wenn den Verräther, der noch unter euch verborgen iſt, meine Rache bisher verſchont hat: ſo ſey er überzeugt, daß dies nur darum geſchieht, das Maaß ſeiner Sünden voll werden zu laſſen. Du aber, Michaelow, erhältſt für den Schreck, der Dir geworden, den Werth der vier Leuchter als Schmerzensgeld ausgezahlt. So empfängt Treue und Ehrlichkeit ſtets bei mir ihren Lohn.“

Es ging ganz mit natürlichen Dingen zu, daß der Fürſt ſo genau alle Umſtände des begangenen Diebſtahls wußte. Durch Michaelow's Erzählung auf Karpakan aufmerkſam gemacht, hatte er durch ſeine Spione und Aufpaſſer jeden Tritt und Schritt deſſelben beobachten laſſen, und dadurch den Hergang der Sache erfahren. Er benutzte wohlweislich den Vorfall, ſeinen Leuten den Glauben beizubringen, als ſey er von Allem unterrichtet. Wirklich machte auch dieſer Vorfall einen großen Eindruck. Michaelow kam dabei am beſten weg. Eine ziemliche Anzahl Geldſtücke ſpazierten dadurch in ſeine Taſche, und immer lieber gewann er ſeinen großmüthigen Herrn. „Man wirft dem Menzikoff — “ dachte er bei ſich — „arge Dinge vor, und es mag ſeyn, daß nicht Alles, was er thut, recht ſey; doch kommt es mir nicht zu, ſein Richter, ſondern vielmehr ſein treuer Diener zu ſeyn: und dies will ich auch.“

Juſt hatte er den Werth der geſtohlnen Leuchter ausgezahlt erhalten, als ein Knabe in die Bedienten-Stube trat und nach dem Diener Michaelow fragte. Eine Frau mit einem erwachſenen Mädchen wünſche ihn zu ſprechen und erwarte ihn vor dem Palaſte des Fürſten — ſprach er.

„Hm!“ brummte Michaelow — „hab' ich doch hier in Petersburg keine ſo große Bekanntſchaft, daß ich erra-

chen könnte, wer wohl etwas mit mir zu sprechen habe." Er eilte hinab. Eine ländlich gekleidete Frau mit einem erwachsenen Mädchen in ähnlichem Anzuge stand wirklich da.

„Meine Mutter!" rief Michaelow entzückt, als er sie genauer betrachtet hatte, und fiel ihr und der Schwester mit Freuden um den Hals. „Welches Wunder, Euch hier zu sehen!"

„Das Wunder —" entgegnete die Frau nach den ersten Begrüßungen — „hast Du zu Wege gebracht. Wir glaubten, einen Theil der vielen Rubel, die Du uns zeither geschickt hast, nicht besser anwenden zu können, als wenn wir Dich, und nebenbei die neue Stadt Petersburg, die wir noch nicht gesehen haben, besuchten."

„Das habt Ihr recht gemacht, liebe Mutter!" rief der vergnügte Sohn. „Aber die Reisekosten trage ich; hier —" er schlug auf die geldstrotzende Tasche — „ist noch Vorrath genug."

„Fast wird mir bange" — entgegnete die Mutter — „daß es mit dem vielen Gelde nicht mit rechten Dingen angehe. Dein Herr müßte ja Geld wie Heu haben, wenn er jedem seiner vielen Diener so großen Lohn geben wollte."

Mit vielem Feuer erzählte darauf Michaelow den Leuchter-Trödel. Gerührt, wie es schien, über die Freigebigkeit des Fürsten, wischte sich die gute Frau eine Thräne aus den Augen und sagte: „Ach, so gut ist er gegen seine geringsten Diener, und gleichwohl konnte er so garstig gegen — —" — sie stockte.

„Gegen andere, oft vornehme Leute seyn, wollt Ihr sagen" — fiel der Sohn ein. „Laßt das gut seyn; dies kümmert uns nicht."

„Du weißt nicht, was ich meine, lieber Sohn; doch ſprich: wie benimmt er ſich denn gegen ſeine — ſeine Frau oder Gemahlin vielmehr, und gegen ſeine Kinder?"

„Sehr gut, ſag' ich Euch, Mutter. Alles, was er ihnen an den Augen abſehen kann, thut er."

Die Frau ſeufzte und ſuchte ihr naſſes Auge zu verbergen, indem ſie es zu Boden ſchlug. „Wo könnten wir ihn denn wohl zu ſehen bekommen", fuhr ſie fort — „doch nur ſo von Weitem oder daß er uns nicht ſehen kann?"

„Dies geht gar leicht an —" entgegnete Michaelow — „alle Tage ſteht das Vorzimmer voll Menſchen, welche auf den Fürſten lauern, um ihm ein Anliegen vorzubringen: doch geht er gewöhnlich, ohne ſie nur anzuſehen, mitten durch. Bei dieſer Gelegenheit könnt Ihr ihn ganz in der Nähe ſchauen."

„Lieber Florin —" hob die Tochter feurig an. —

Die Mutter fuhr bei dieſem Namen erſchrocken zuſammen, gab der Tochter einen ſanften Stoß, und ſah ſich dann ſchüchtern um.

„Ach!" ſagte die Tochter lächelnd — „ich hatte vergeſſen, daß Du hier Michaelow genannt wirſt. I nun, Florin iſt auch kein ſündlicher Name; doch, weil es die Mutter einmal ſo haben will, werde ich mir Mühe geben, Dich Michaelow zu heißen. Kurz, lieber Bruder, könnten wir denn nicht des Fürſten Zimmer zu ſehen bekommen? Gern möcht' ich mir die Vorſtellung machen, wie ein ſo vornehmer Mann wohnt und ſich eingerichtet hat."

„Das ginge wohl an —" erwiederte der Bruder — „und zwar, wenn der Herr auswärts ſpeiſen wird; da darf

ich nur dem Hausmeister bitten, und bin überzeugt, er erlaubt es mir."

„Ja, thue dies", — sprachen Mutter und Tochter zugleich. —

Michaelow nickte und wollte eben den Mund öffnen, um zu antworten, da flog eine prächtige Staats-Kutsche vorbei und zugleich, wie der Blitz so schnell, Michaelow's Hut vom Kopfe.

„Das war mein Herr, der Fürst" — sprach Letzterer eilig, und setzte seinen Hut wieder auf. „Da muß ich fort. Ich habe heute den Dienst bei ihm; aber um vier Uhr bin ich frei. Wo seyd Ihr eingekehrt, damit ich Euch dann gleich aufsuchen kann?"

Die Mutter überhörte ganz diese Rede; sie war blaß geworden, und blickte mit starren Augen dem hinrollenden Wagen nach, bis er unter dem Thore des Palastes verschwunden war; deshalb beantwortete die Schwester die Frage des Bruders, der dann schnell Abschied nahm und fortlief.

Der Fürst mochte wieder eine neue Beförderung oder sonst eine angenehme Nachricht bekommen haben. Er war sehr bei Laune, als ihm Michaelow das Staatskleid auszog. „Michaelow" — begann er — „Du warst ja ganz in das Gespräch mit dem hübschen Mädchen vorhin vertieft. Du hättest wohl beinahe mich darüber vergessen?"

„O nein, gnädigster Fürst" — entgegnete Michaelow ehrerbietig — „obwohl ich vor Freuden außer mir war. Meine gute Mutter und Schwester waren es, welche unverhofft hier angekommen sind, mich zu besuchen."

„Ei ſieh doch! die Freude kann ich mir denken. „Wohnt ſie weit von hier, Deine Mutter?“

„Ja, in der Nähe von Moskau, im Dorfe Semenowsky“ — entgegnete Michailow.

Der Fürſt verfärbte ſich ein wenig, ward nachdenklich und ſchwieg zerſtreut. Endlich fragte er wieder: „Und womit wirſt Du Deinem Beſuch eine Freude zu machen ſuchen?“

Schnell erwiederte Michailow: „Meine Mutter und Schweſter wünſchen nichts ſehnlicher, als meinen ſo gnädigen Herrn zu ſehen, und — und — wenn es Ew. Durchlaucht erlauben — das Innere des Palaſtes.“

„Wahrlich, eine wohlfeile Freude“ — entgegnete der geſchmeichelte Fürſt — „die Du ihnen noch heute machen kannſt, denn ich und meine Familie fahren aus, und dann kannſt Du nach Belieben Deine Leute in meinen Gemächern ſpazieren führen. Vergiß nur nicht, dem Küchenmeiſter in meinem Namen aufzutragen, daß er für euch ein kleines Mahl zurecht mache, damit Deine Mutter und Schweſter wenigſtens nicht mit leerem Magen mein Haus verlaſſen.“

Gerührt über die Gnade des Fürſten küßte Michailow dankend deſſen Rockzipfel, und eilte nach wenig Stunden, ſeinen werthen Beſuch in des Fürſten Palaſt zu holen. Die Schweſter ſtaunte über die Pracht der Zimmer und der darin befindlichen Geräthe; die Mutter aber ſchien mehr mit ſich, als mit der Umgebung beſchäftigt.

„Ach“, ſagte die Erſtere — „wie glatt und blank der Fußboden iſt, wie eine nußbaumne Kommode!“

„Ja“, ſagte die Mutter düſter — „er iſt ſo glatt,

wie die Zungen der Vornehmen. Wie leicht kann hier der Unbefangene straucheln!"

„Es war mir auch nicht wenig angst" — versetzte der Sohn — „ehe ich die Sache gewohnt wurde. Gezittert hab' ich, als ich das erste Mal eine volle Schüssel Essen auf die Tafel tragen sollte. Wenn Du ausglitschtest! rief es in mir. Doch jetzt lache ich über meine damalige Furcht."

„So wie die Großen über die Gefahren, die sie auf allen Seiten umgeben —" bemerkte wieder die Mutter.

„Ei, Mutter! schauet den großen, großen Spiegel!" Lenchen stellte sich davor, und besah mit stillem Wohlbehagen ihre Gestalt, die vom Kopf bis zum Fuß in dem deckenhohen Spiegel sich zeigte."

„Wenn er nur auch die Menschen ihre Mängel und Fehler sehen ließe!" sagte die Mutter.

„Ei!" rief der Sohn — „Mutter, Ihr seht ja Alles von einer recht trüben Seite an. Anstatt Euch über die schönen Sachen hier zu freuen, erfüllen sie Euch mit Trübsinn."

„Du hast recht, mein Sohn! Am Ende ist es gar eine Anwandlung von Neid, die mich also sprechen läßt und wovor mich doch Gott bewahren möge!"

„Schauet nun einmal hierher! Das ist eine prächtige Uhr, wie sie kein König schöner hat. Dieser Mann hier mit Sense und Sanduhr ist der Gott der Zeit. Er soll seine eigenen Kinder aufgegessen haben, weil ihm prophezeiht worden war, daß sein eigener Sohn ihn vom Throne stoßen würde. Und wirklich ist die Prophezeiung eingetroffen. Als nämlich seine Frau wieder einen Sohn

gebar, verbarg ſie ihn, nahm einen Stein, wickelte denſelben in ein Ziegenfell und reichte ihn, ſtatt des neugebornen Sohnes, ihrem blinden Gatten dar, der ihn, ohne den Betrug zu merken, nichtig verſchlang. Als aber der in der Verborgenheit erzogene Sohn groß geworden war, ſtieß er ſeinen alten Vater vom Himmels-Throne und ſetzte ſich ſelbſt darauf. So erzählt die Heiden-Geſchichte. Die Flügel, die der alte Mann an den Schultern hat, ſollen andeuten, daß die Zeit ſchnell verfliege, und die Menſchen, wie mit einer Senſe abgemäht, dahinſterben laſſe."

„Eine ſaubere Geſellſchaft von Göttern!" ſagte die Mutter, halb erzürnt. Ein Vater, der ſeine Kinder aufißt! Pfui, welch ein ſchlechtes Beiſpiel! Da wundere ich mich nicht mehr, daß ein menſchlicher Vater Frau und Kinder verſtößt, die ſeinem Ehrgeize, ſeiner Habſucht im Wege ſtehen. Eine Mutter könnte ſo etwas nicht thun. Und welch ein verruchter Sohn, der ſeinen alten blinden Vater mißhandeln kann! Da heißt es mit Recht bei dem alten Gotte: „womit man ſündiget, damit wird man geſtraft. Und blind war er? ein Gott und blind? Nein, geht mir mit dieſer abſcheulichen Geſchichte. Wie gut iſt unſer Gott dagegen! der iſt nicht blind, und läßt ſich nicht betrügen, wenn gleich die Heuchler es für möglich halten. Und wie gut iſt unſers Gottes Sohn! Anſtatt ſeinen Vater zu entthronen, verläßt er den Himmels-Thron, wird ein armer Menſch, und ſtirbt aus Gehorſam gegen Gott und aus Liebe zu den Menſchen." Die Frau war in groſſen Eifer gerathen und ſchwieg ein Weilchen erſchöpft ſtill; dann betrachtete ſie den goldenen Gott mit der Senſe und

Gouduhr recht aufmerksam. „Mich wundert's nur —“ hob sie wieder an, „daß die vornehmen Leute ein solches Bild, das sie doch an ihren Tod erinnern muß, in ihrem Zimmer erleiden können. Sonst wollen sie in der Regel nichts von dem Sensen-Manne wissen; denn der Todes-Engel, der für uns geringe Leute ein Trost ist, wird ihnen immer ein Schreckensbild.“

„Mutter“ — sagte Michaelow — „Ihr seyd einmal heute rühe gestimmt. Kommt, ich will Euch ein anderes Bild zeigen, da Ihr von Bildern sprecht. Er öffnete ein prächtiges Zimmer, in welchem den Eintretenden Menzikoffs lebensgroßes Bild aus einem goldnen Rahmen entgegen strahlte.

„Ha!“ rief Michaelow's Mutter, und eilte mit schnellen Schritten auf das Bild zu. „Ja, das ist er! Freilich sieht er etwas älter, als sonst, aber ähnlich ist er sich.“

„Kennt Ihr denn den Fürsten schon so genau, Mutter?“ fragte verwundert der Sohn. „Ich denke, Ihr habt ihn noch gar nicht gesehen?“

„Kind!“ sagte die Frau mit zitternder Stimme — „Du verstehst mich nicht! Lenchen! Michaelow! just so sah euer Vater aus; nur die Sterne müßt ihr euch vom Rocke wegdenken und das Gesicht munterer, freundlicher. Welche Aehnlichkeit! Lenchen, findest Du nicht, daß Michaelow ihm ähnlich sieht?“

„Ich dachte gar!“ erwiederte diese lachend.

Aber die Mutter betrachtete mit leuchtenden Augen bald das Bild, bald ihren Sohn, und verglich im Stillen Beide mit einander; dann berührte sie mit ihrer Hand leise die des Bildes; eine Thräne entglitt ihrem Auge, und

recht wehmüthig sprach sie: „Du guter Mann, du guter Vater! ach! lange, lange Jahre ist es schon, daß Du uns verlassen hast. Bist Du denn nun glücklich?“

„Gewiß!“ versetzten die Kinder. „Wie könnt Ihr daran zweifeln, Mutter! da der Vater im Himmel ist, wo es ihm viel wohler geht, als unten auf Erden.“

Die Mutter seufzte tief und konnte sich gar nicht satt sehen an dem Bilde. Oft blickte sie darnach zurück, als Michaelow sie weiter führte. „Hier ist des Fürsten Arbeitszimmer“ — erklärte er. „Dies sein Schreibtisch — da sein Sorgenstuhl.“

„Kinder“ — sagte die Frau mit einem matten Lächeln — „ihr werdet mich ausschelten, wenn ich euch sage, daß ich gar zu gern wissen möchte, wie sich's auf einem solchen Fürstenstuhle sitzt. Michaelow! darf ich mich ein Augenblickchen darauf setzen? Wirklich bin ich ordentlich müde von dem vielen Schauen geworden. Ich will mich auch recht in Acht nehmen, daß ich nichts zerknittere.“

„Immer setzt Euch!“ sprach Michaelow. „Davon merkt der Fürst nichts; der hat andere Gedanken, wenn er sich hierher setzt.“

Da nahm die gute Mutter Platz. Sie legte behaglich das Haupt rückwärts auf das Polster und schloß die Augen. Als sie der Sohn so sitzen sah, rief er ängstlich: „Mutter! fehlt Euch etwas? Ihr seht gar so blaß aus!“

„O nein!“ entgegnete Jene, und blickte freundlich-lächelnd auf. „Im Gegentheil ist mir recht wohl. Ich fühle mich in diesem Augenblick so selig, daß ich — gleich hier sterben möchte.“ Sie legte ihre rechte Hand auf des Stuhles Lehne. „Hier hat wohl oft Deines — — Herrn

Hand geruht" — sprach sie, das Polster streichelnd. „Welche Ehre für mich, daß ich hier ruhen darf. Nun hätte ich noch einen großen Wunsch. Wie gern möchte ich eine Kleinigkeit aus diesem Zimmer als Andenken mitnehmen! Aber es müßte etwas seyn, das der Fürst im Gebrauch gehabt hat."

Forschend blickte der gute Sohn umher, der Mutter Wunsch zu erfüllen. Eine alte, abgenutzte Schreibfeder zog er aus dem dastehenden Schreibzeuge. „Hier" — sprach er — „ist etwas, das der Fürst vielmals in den Händen gehabt hat und das ich mir zu entwenden getraue. Zwar hält er oft auf unscheinbare Dinge mehr, als auf kostbare. Seine diamantnen Ordenssterne, zum Beispiel, — seine Ringe, Dosen und sonstigen Kleinodien läßt er von mir aufheben; aber da hat er ein unscheinbares Ringelchen, welches er gewöhnlich nur an besondern Tagen aus dem alten fischhäutenen Futteral nimmt, um es zu beschauen und wieder einzuschließen — dieses läßt er von Niemand angreifen. Nur durch Zufall hab' ich es ein Mal zu sehen bekommen, als ich ihn schleunigst abrufen mußte und ihm nicht Zeit blieb, es wieder wegzuthun."

„Ein Ringelchen? ein fischhäutenes Futteral? sagst Du?" rief die Mutter aus, und besah dann verlegen ihre Finger.

„Ja" — fuhr der Sohn unbefangen fort, und schaute auf die Beschäftigung seiner Mutter hin; „fast eben so ein Ring ist es, wie Ihr da an Eurem Finger tragt."

Hastig wendete sich die Mutter an ein Fenster, ihren Kindern die lebhafte Erschütterung zu verbergen, in welche ihres Sohnes Rede sie versetzt hatte. Von seligem Ent-

zücken ergriffen, preßte sie beide Hände gegen die Brust und sagte mit leiser Stimme vor sich hin: „Also hat mein Alexander doch wohl nicht ganz seine arme Matinka vergessen können!“

„Endlich ist hier noch — “ sagte Michaelow, abermals eine Thür öffnend — „meines Herrn Schlafzimmer. Betrachtet die schönen Teppiche am Boden, den silbernen Wasserkrug, das silberne Waschbecken, die crisiallne Nachtlampe.“

„Aber ich sehe ja nur ein Bett?“ fragte die Frau verwundert. „Wo sind denn die seiner Frau und Kinder?“

„Ja“ — sagte der Sohn — „bei den Vornehmen ist es ganz anders, als bei den armen Leuten. Da hat die Fürstin ihre besondere Wohnung, die beiden Prinzessinnen haben ihre besonderen Zimmer und auch der junge Herr wohnt für sich. Ich wollt' Euch gern auch in deren Gemächer führen: allein diese stoßen an den Flügel des Palastes, in welchem der junge Kaiser wohnt, und da sind immer so viel Menschen in der Nähe, daß Ihr Euch unbehaglich fühlen würdet; denn Ihr müßt wissen, daß der junge Kaiser bei seinem künftigen Schwiegervater wohnt, um seiner verlobten Braut recht nahe zu seyn und nichts ohne Vorwissen des Fürsten zu unternehmen. — Nun, liebe Mutter und Schwester, habe ich euch Alles gezeigt. Das Beste jedoch kommt noch. Der Fürst hat euch eine herrliche Mahlzeit bereiten lassen; da wollen wir seine Gesundheit in Champagner trinken, und morgen Vormittags findet ihr euch in dem Vorsaale ein, wo ihr den gütigen Herrn ganz in der Nähe schauen könnt.“

„Nein" — sagte die Mutter ängstlich — „dies mag ich nicht: der Fürst könnte uns anreden."

„Nun, das hätte auch weiter nichts zu bedeuten" — sagte Michaelow.

„Nein, nimmermehr!" sprach die Mutter eifrig. „Kommt, laßt uns den Palast verlassen: der Fürst könnte uns hier überraschen."

„Das ist eine unnöthige Angst!" — rief Michaelow. Aber die Frau war nicht mehr zurückzuhalten; kaum wagte sie, einige Bissen von der guten Mahlzeit zu genießen, die man ihretwegen besorgt hatte. Sie wurde nicht eher ruhig, als bis sie ihre niedere Wohnung erreicht hatte. Nach viertägigem Aufenthalt in Petersburg reis'te sie mit ihrer Tochter ab, um ihren Bruder zu besuchen, der in einem kleinen Städtchen Sibiriens angestellt war. Schmerzlich und herzlich war der Abschied von ihrem Sohne, dem sie gebot, ja recht treu seinem Herrn zu seyn. Mit nassen Augen schauete Michaelow der scheidenden Mutter und Schwester nach.

Zehntes Kapitel.

Der Sturz.

Menzikoffs Neider und Feinde ruhten nicht. Einer von ihnen, ein Fürst Dolgorucki, hatte sich als Kammerherr bei dem jungen Kaiser einzuschmeicheln und sich ihm ganz unentbehrlich zu machen gewußt. Dieser untergrub Menzikoffs Ansehen nach und nach und mit vieler List. Ein abermaliger Betrug des unersättlichen Fürsten gab ihm das Mittel an die Hand, ihn ganz zu stürzen. Der junge

Kaiſer hatte nämlich eine große Summe Geldes angewieſen, welche Menzikoff der Schweſter des Kaiſers zukommen laſſen ſollte; doch dieſer unterſchlug das Geld und behielt es für ſich. Sogleich ſetzte der ſchlaue Dolgorucki, der durch ſeine Kundſchafter den Schelmenſtreich erfahren hatte, den Kaiſer davon in Kenntniß, und fachte durch die gehäſſigſten Aufhetzungen den Zorn des Kaiſers auf's Höchſte an. Menzikoff ahnte nicht das Mindeſte von dem Ungewitter, das ihm bevorſtand. Seiner Gewohnheit gemäß wollte er eines Morgens nach den Zimmern des Kaiſers ſich begeben, ihm den Morgengruß zu bringen. Zu ſeinem großen Schrecken fand er dieſelben verlaſſen und öde. Nicht einmal ein Diener war mehr darin zu ſehen. Sogleich ſchickte er ſeine Leute aus, nachzuforſchen, was aus dem Kaiſer geworden ſey und wo derſelbe ſich hingewendet habe. Mit welchem Verdruſſe erfuhr er von den Zurückkehrenden, daß der Kaiſer, ohne ſeinen zeitherigen Wirth ein Wort wiſſen zu laſſen, heimlich deſſen Haus verlaſſen habe und in ſeinen eigenen Palaſt zurückgekehret ſey. Dem beſtürzten Menzikoff ward ſogleich klar, daß dieſe Handlung ein Werk ſeiner Feinde ſey. Ihre Anſchwärzungen unſchädlich zu machen, und die Gunſt ſeines Monarchen wieder zu gewinnen, ſetzt' er ſich ſchnell in den Wagen und eilte nach Hofe. Nach einer kleinen Weile kam der Wagen langſamer zurück. Wie eine Leiche ſo blaß, ſtieg der Fürſt aus, und wankte die breiten Treppen ſeines Palaſtes hinauf. Der Kaiſer hatte ihn gar nicht vorgelaſſen, ihn, den künftigen Schwiegervater, den Vater ſeiner anverlobten Braut! Aengſtlich fragend umgaben den Menzikoff ſeine Gemahlin und Kinder. Stumm blickte er ſie an und

faßte ſich krampfhaft in die Haare ſeines Hauptes, welches das Alter und die Sorgen ſchon kahl zu machen begonnen hatten. „O meine arme Tochter!“ ſeufzte er endlich, und blickte dabei zärtlich ſeine Aelteſte an. „Welch einen Bräutigam haſt Du! — Geht, meine Kinder! geh, liebe Frau! laßt mich allein; ich bedarf Zeit zur reiflichen Ueberlegung unſrer Lage.“ Sie gehorchten. Mit haſtigen Schritten lief nun Menzikoff ſein Zimmer auf und ab; da erhielt er einen kaiſerlichen Befehl. Mit ſchnellen Augen überlief er deſſen Inhalt. Seinen bebenden Händen entſank das Papier, er ſelbſt glitt halb ohnmächtig in den nahen Seſſel. Dieſe Botſchaft hatte er nicht erwartet! Das kaiſerliche Schreiben kündigte ihm die Entſetzung von allen ſeinen hohen Stellen und Aemtern an, gebot ihm, noch heute die kaiſerliche Reſidenzſtadt zu verlaſſen, und wies ihm das Schloß Oranienbaum zum Verbannungsorte an. Menzikoff war zerſchmettert; ſeine ganze Kraft dahin! Endlich ſammelten ſeine Kräfte ſich wieder. Er ſprang auf. Wüthend trat er das kaiſerliche Schreiben mit Füßen. „Ha!“ ſchrie er — darum alſo krümmte das Geſchmeiß der Höflinge und Speichellecker den Katzenbuckel übte, als ich heute unter ſie trat! Darum ſahen ſie mich mit lauerndem, ſchadenfrohem Lächeln an! Daß ich auch ſo blind war und dies Wetterglas der Hofkunſt nicht zu deuten wußte! Wie? einem Peter dem Großen, einer Catharina konnte ich zu Danke regieren: aber einem Schwächling, einem dreizehnjährigen Knaben nicht?! Darum alſo hat mein Rücken Peters Stock gekoſtet? Darum bin ich öffentlich gedemüthigt worden? darum habe ich dreißig Jahre vergeudet? bin gekrochen, ließ den Aerger mein In-

nerftes ersonnen: habe gearbeitet, gesorgt, gewacht, gezittert, geschmeichelt und geheuchelt, meinen Gott erzürnt? Darum — o Himmel! ein treues Weib, liebende Kinder verstoßen, um durch den Todestag eines unmündigen Knaben die Frucht all' meines Wirkens zerscheitert zu sehen? Nimmermehr!" Hastig riß er an der Klingel.

„Die Officiere meines treuen Regiments sollen erscheinen!" rief er dem eintretenden Diener heftig zu. Da stürzte seine Gemahlin, die diesen Befehl vernommen hatte, herein.

„Um Gotteswillen!" rief sie ihrem Manne zu — „was willst Du thun?"

„Die Rechte meiner Tochter bewahren und vertheidigen!" entgegnete Menzikoff heftig. „Der kaiserliche Knabe soll nicht wähnen, die Tochter eines Fürsten zu verhöhnen wie eine Bauerdirne."

„Du wirst uns Alle unglücklich machen durch Deine Hitze, lieber Gemahl! Stehe ab von Deinem Vorhaben!" Also flehete die Fürstin.

„Wie?" rief Menzikoff — „bin ich nicht Ober-Befehlshaber aller Truppen Rußlands? Dreimalhunderttausend Mann stehen mir zu Gebote, und mit ihnen biete ich dem Zorne des unmündigen Kaisers Trotz."

„Du warst Ober-Befehlshaber, theurer Gemahl!" — sagte die Fürstin. „Derselbe Mund, der Dich dazu ernannte, hat Dich so eben dieser Würde wieder enthoben. Durch Deine Widersetzlichkeit wirst Du Dich und wohl auch uns auf's Blutgerüst bringen."

Aufmerksam hatte Menzikoff diesen Einwand angehört. Er ward nachdenklich. Ein vielfaches Getöse er-

ſchoß durch die Thür herein, als der eintretende Diener ſie jetzt öffnete.

„Ew. Durchlaucht" — ſprach er — „ſämmtliche Officiere des Regiments Ingermannland harren des Befehls Ew. Durchlaucht."

„Vergieß kein unſchuldiges Blut!" bat die Fürſtin händeringend, als ihr Gemahl ſeinen Degen anſteckte und nach dem Saale ging, wo die Officiere ihn erwarteten.

In ihre Mitte trat der Fürſt mit trauernder, aber gefaßter Miene.

„Liebe Getreue!" ſprach er ſanft: — „Ihr werdet bereits wiſſen, welches Schickſal mich betroffen hat. Ich bin aller meiner Aemter und Würden entſetzt. Da wollt' ich vor meinem Abgange nach dem mir angewieſenen Aufenthalts-Orte euch noch einmal ſehen, die ihr mir mit Liebe und Treue ergeben waret. Nehmet mit meinem letzten Lebewohl zugleich die Verſicherung hin, daß euer Andenken nimmer in meiner dankbaren Bruſt erlöſchen werde. Dieſen Degen, ein werthes Geſchenk meines verſtorbenen Kaiſers, weiß ich nicht beſſer aufbewahrt, als in euren tapfern Händen. Nehmt ihn an als ein ſchwaches Zeichen meiner lebhaften Erkenntlichkeit." Er überreichte bei dieſen Worten die goldene, mit blitzenden Diamanten beſetzte Waffe dem Oberſten des Regiments und umarmte denſelben tiefgerührt.

Alle Officiere waren erſchüttert. Sie riſſen ihre Degen aus der Scheide und ſchwuren, ihm treu bleiben, ſeine Rechte mit ihrem Leben vertheidigen zu wollen. „Stell' Dich an unſere Spitze" — ſchrieen ſie — „wir folgen Dir, wohin Du uns führſt, General!"

„Mit nichten!“ entgegnete Menzikoff. „Wie könnte ich es je verantworten, das Leben ſo vieler edlen Männer auf die Spitze geſtellt zu haben, und zwar eines alten Mannes wegen, deſſen die Welt überdrüſſig geworden iſt?! Lebet wohl! Erweiſet eurem Kaiſer die ſchuldige Treue, und vergeſſet den Alexander Menzikoff, der mit Schande bedeckt von ſeiner glänzenden Laufbahn abtritt.“

Ungern gehorchten die Officiere. Die bärtigen Männer umringten Abſchied nehmend den Fürſten: weinten, reichten ihm die Hand und küßten ſeine dargebotene Wange. Als ſie ſich endlich entfernt hatten, warf ſich Menzikoff, von dem Auftritte erſchöpft, in einen Seſſel. „Hab' ich es alſo recht gemacht?“ fragte er ſeine herzugetretene Gemahlin.

„O mein Gemahl“ — entgegnete dieſe — „jetzt biſt Du wahrhaft groß. Du haſt den ſchwerſten Sieg erkämpft, denn Du haſt Dich ſelbſt überwunden. Nun gehörſt Du ganz Deiner Frau und Deinen Kindern; nun biſt Du frei von allen drückenden Verhältniſſen. Gewiß, wir wollen nun erſt recht glücklich ſeyn. Noch bleiben Dir ja Deine großen Güter, ein ungeheures Vermögen, und Deine Kinder. Du haſt Rußland groß gemacht, ſeinen Wohlſtand befördert, und trittſt nach langem, ſegensvollem Wirken willig von der Schaubühne Deines Ruhmes ab.“

Alſo ſuchte die Fürſtin ihren Gemahl zu tröſten, der jedoch nur äußerlich ſich gefaßt ſtellte. Deſto mehr tobte der gekränkte Ehrgeiz in ſeinem Innern. Allein was half ihm ſein Sträuben? Er mußte ſich doch zur Abreiſe entſchließen, und zwar bald. Jetzt ward eingepackt, was nur zu ihrer Bequemlichkeit nützlich ſeyn konnte. Alle Diener,

männliche und weibliche, hatten alle Hände voll zu thun. Welche Ballen, Kiſten, Koffer, Schachteln, Säcke mit Sachen wurden in die lange Reihe von Wägen geſchafft, welche den Fürſten und ſeine Familie fortbringen ſollten! Eine ungeheure Menge Volks ſah dieſem Treiben zu, und wartete mit Ungeduld, den gedemüthigten Fürſten und die verlaſſene, kaiſerliche Braut abreiſen zu ſehen. Dabei ſchimpften die Leute, daß ein ſolcher Böſewicht von Miniſter, der das Land ausgeſogen habe, noch ſo viele Sachen mitnehmen dürfe. Hinaus geſteinigt müſſe er werden — ſetzten ſie hinzu. Nichts ſolle man ihm von ſeinem zuſammengeſtohlenen Reichthum übrig laſſen, als den Korb, in welchem er früher die Paſteten feil getragen habe. Noch weit mehr Schimpf- und Läſterworte regnete es aber erſt, als Menzikoff in einem ſchlichten Tuchrocke, ohne alle Ordenskreuze, mit niedergeſchlagenem Auge in den Wagen ſtieg. Ihm folgte, gefaßter, ſeine Gattin; die beiden Prinzeſſinnen, welche ihre Taſchentücher vor das Angeſicht hielten und der junge Fürſt, der mit zorniger Miene auf das ſchadenfrohe Volk blickte, machten den Beſchluß. Die andern Wägen wurden von der überaus zahlreichen Dienerſchaft in Beſitz genommen.

„Sollte man nicht eher meinen, ein König begebe ſich auf die Reiſe!“ — rief laut ein Mann zu den Umſtehenden — „als daß ein Schurke jetzt ſeinen Abzug nähme?“

Alle gaben dem Sprecher Recht und brachen in ein drohendes Murren aus. Menzikoff aber drückte ſich in die Ecke ſeines Wagens, und ſagte mit Bitterkeit zu ſeiner Gemahlin: „Iſt dies nicht daſſelbe Volk, welches ich

vor wenig Tagen erſt mit Holz und Speiſe beſchenkte, und das mich laut dafür ſegnete?"

„Ja, mein Gatte" — entgegnete die Fürſtin — „es iſt immer noch daſſelbe Volk, das bei dem Einzuge unſers Heilandes in Jeruſalem die Palmzweige abhieb, die Kleider auf den Weg breitete und Hoſianna ſang, welches aber auch nach wenig Tagen das „Kreuzige, kreuzige ihn!" rief und den Welt-Erlöſer an's Holz nagelte. Willſt Du es beſſer haben, denn Chriſtus, dem man ins Angeſicht ſpie und ihn mit Fäuſten ſchlug?"

Alſo ſuchte die Fürſtin ihren Mann zu tröſten; allein Menzikoff wurde dadurch immer nicht beruhigt: denn er mußte ſich im Stillen den Vorwurf machen, daß er dies Alles mit ſeinen Sünden verdient habe, der Heiland aber nicht, und darum auch habe getroſter ſeyn können.

Jezt nahete ſich der Wagen-Troß der Hauptwache. Wie ſchnell waren noch geſtern, noch heute früh, die wachthabenden Officiere und Soldaten zu ihren Gewehren geeilt, dem Ober-Feldherrn die gebührende Ehre zu erweiſen! Welch einen Unterſchied hatten ein Paar Stunden, das Wort eines unmündigen Knaben bewirken können! Die Officiere gingen mit verſchränkten Armen vor der Hauptwache auf und ab, und kehrten gefliſſentlich dem Fürſten den Rücken zu, als dieſer bei ihnen vorüber fuhr. Die Schildwache veränderte nicht um einen Zoll die nachläſſige Lage ihres Gewehres, ſondern glozte vielmehr mit alberner Miene in den fürſtlichen Wagen hinein. Die übrigen Soldaten aber brachen in ein höhniſches Gelächter aus und verbitterten damit noch mehr den Abſchied des gekränkten Fürſten. Noch viele ſolcher Demüthigungen tra-

ſen denſelben, bis ſie endlich die Stadt im Rücken hatten. Bedenkt man nun, welch eine große Wirkung ſchon das Wort eines ſchwachen Menſchen auf Erden hervorbringen kann: wie unendlich größer muß diejenige des Wortes Gottes ſeyn! Möchten dies doch die Verächter ſeines Wortes hier bedenken und beherzigen lernen!

Etwas freier ſchöpften die Verſpotteten Athem, als ſie ſich auf der weiten Landſtraße und von ihren Quälern befreit ſahen. „Muth gefaßt!“ redete die Fürſtin ihren in ſich verſunkenen Gemahl wieder an: — „Oranienbaum iſt kein übler Aufenthalts-Ort; nicht ſo kahl, ſumpfig und rauh, wie das nördliche Petersburg. Dort wollen wir die ſchöne, freundliche Natur recht genießen und ſpazieren gehen. Den langweiligen Winter wollen wir uns ſchon angenehm zu machen wiſſen. Gute Bücher, geſellige Unterhaltung, Muſik — — “

„Ja, Vater“ — fiel die eine Prinzeſſin ein — „Alexander bläſ't die Flöte, ich ſpiele das Klavier, Schweſter Nina ſingt — wir wollen uns die Zeit gewiß vertreiben.“

„Vor Tiſche“ — ſprach der Sohn — „fechten wir zuſammen, Vater! nach Tiſche aber ſpielen wir Billard — Abends erzählſt Du uns von Deinen Reiſen und Schlachten mit dem großen Kaiſer Peter.“

„Auf dem Schloß-Teiche —“ ſetzte munter die verloſſene Kaiſer-Braut hinzu — „fahren wir Schlitten und Schlittſchuh — auch können wir einen Eisberg errichten laſſen.“

„Winterblumen ziehen wir an allen Fenſtern“ — begann wieder die Fürſtin. —

Eilftes Kapitel.

Die Verbannung.

Jetzt hielt der Wagen der fürſtlichen Familie. Dieſelbe wollte ſich gerade nach der Urſache des Stillſtehens erkundigen, als ſie ein lautes „Halt!“ halt!“ erſchallen hörte. Man ſah einen Officier eilig herangeſprengt kommen, welcher ein Schreiben empor hielt und dabei fortwährend „Halt!“ rief.

Was hatte wohl dieſe neue Erſcheinung zu bedeuten? Hatte vielleicht den Kaiſer ſeine Härte gereut? Enthielt das Schreiben die völlige Begnadigung des Fürſten? Sollte er wieder zurückkehren, um ſeine ehrenvollen Poſten nochmals zu übernehmen? Wie ſchnell ändert ſich die Geſinnung eines Kindes! Zu welchem andern Zwecke wäre ſonſt der Bote nachgeſchickt worden? Die Hoffnung begann wieder einzuziehen in die Herzen der geſtürzten Familie. Zwar wagten ſie nicht, dieſelbe durch Worte laut werden zu laſſen; allein die freudiger blitzenden Augen, die höher ſich hebende Bruſt eines Jeglichen deuteten auf die günſtige Aenderung des Gemüthes hin.

Der Officier hatte jetzt den Wagen Menzikoffs erreicht. Er öffnete das Schreiben und ſchickte ſich an, den Fürſten mit ſeinem Inhalte bekannt zu machen. Mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit horchte die Familie auf. Der Officier verlas eine Reihe von Ungerechtigkeiten, durch deren Begehung Menzikoff der Gnade ſeines Kaiſers unwerth geworden ſey. Als nun der Nachſatz kommen ſollte und die fürſtliche Familie im Stillen ſich ſchmeichelte, daß der Kaiſer demohnerachtet Gnade vor Recht

ergehen lassen und dem alten Minister die Strafe erlassen wolle — da ertönten die Donnerworte: „In Rücksicht aller dieser himmelschreienden Freveltaten verordnet der gerechte Kaiser die Einziehung aller Güter und Reichthümer des Fürsten, und verbannt ihn und seine ganze Familie auf Lebenszeit nach Sibirien!“

Lieben Leser! denket euch ein geliebtes Kind, das, von schwerer Krankheit befallen, in Fieberhitze irre redend, mit fliegendem Athem auf seinem Lager ausgestreckt liegt. Knieend umringen die verzweifelnden Eltern ihren Liebling, und sehen in namenloser Angst dem letzten Hauche seines Mundes entgegen. Der Arzt, bedauernd die Achseln zuckend, erklärt seine Kunst am Ende und den Kranken für ein Kind des Todes. Da schlägt auf einmal das Kind hell die Aeuglein auf. „Vater! Mutter!“ spricht es freudig, sein Händchen ihnen hinlangend. In unaussprechlichem Entzücken sinkt die Mutter ihrem Gatten an die Brust: „Mann!“ jauchzt ihr freudebebender Mund — „unser Kind lebt! es ist uns wiedergegeben, o Gott!“ Dann wenden sich Beide in liebender Hast zu dem Neugeschenkten. Wehe! seine Augen, vor einem Augenblicke noch so feurig glänzend, sind gebrochen; seine Lippen, die so eben die theuren Namen gerufen, sind erstarrt; die Blässe und Kälte des Todes ist über das liebliche, vor Kurzem glühende Antlitz ausgegossen. Es war nur das letzte Aufflackern einer erlöschenden Lampe gewesen, was die hoffenden Herzen der Eltern getäuscht hatte.

Also war die Lage, in welcher sich Menzikoff mit seiner Familie befand, nachdem der Unglücks-Bote seinen Vortrag beendigt hatte. Sein Haupt verhüllend, war der

Fürſt lautlos in die Ecke des Wagens zurück geſunken. Mühſam kämpfte die Fürſtin gegen eine immer mehr zunehmende Bewußtloſigkeit an. Der Prinz, bleich wie der Tod, ſtierte mit erloſchenen Augen dem davoneilenden Officier nach; nur die beiden Prinzeſſinnen brachen in einen Strom von Thränen aus, der ſeine erleichternde Wirkung nicht verfehlte.

Auf die Trauer-Nachricht war die ganze Dienerſchaft von den Wägen herabgeſprungen, und umringte unter lautem Wehklagen die fürſtliche Familie; doch dieſe hatte keinen Troſt für ſie und blieb ſtumm. Darauf verfügten ſich Alle ſtill wieder auf ihre Plätze, einander verdutzt anſehend. Nun lenkte die Wagen-Reihe um, den Weg nach Süden verlaſſend, um den des rauhen Nordens zu betreten.

„Gehſt Du mit nach Sibirien?“ fragte ein Diener nunmehr den andern.

„Dazu habe ich verwünſcht wenig Luſt“ — verſetzte dieſer. „Dort ſoll Einem der Wind noch zehnmal kälter unter die Naſe gehen, als in Petersburg. Auch giebt es da ganz und gar keine Vergnügungs-Oerter, wohl aber Bären, Wölfe, Zobel und anderes Ungeziefer, welches die Gegend unſicher macht. Gaſtereien und Bälle, wo es brav Trinkgelder ſetzt, fallen von ſelbſt weg, und Schmalhans dürfte von nun an in der fürſtlichen Küche regieren.“

„Da haſt Du vollkommen recht“ — miſchte ſich ein Dritter ein — „denn unſer Herr iſt nun ſo arm wie eine Kirchenmaus geworden. Nur das Allernothwendigſte ſoll ihm gelaſſen werden, ſagte der Officier, und dann ſehe ich nicht ein, was ihm noch ſo viele Diener nützen ſollen, die

er nicht einmal bezahlen kann. Drum laſſe ich mir meinen Abſchied geben."

„Und ich nehme mir denſelben" — ſagte ein Wirth; „ſo erſpare ich ihm und mir damit den Schmerz der Trennung."

„Wohlgeſprochen!" rief ein Fünfter — „auch ich werde es alſo machen."

Als daher die überflüſſigen Wägen von dem Officier der den Fürſten begleitenden Koſacken zurückgeſchickt wurden, kehrten ſämmtliche Diener und Dienerinnen nach Petersburg zurück, und verließen auf dieſe Weiſe ihren Herrn, der oft ſehr freigebig ſie beſchenkt hatte. Alſo handelt die Undankbarkeit! Nur Michaelow verharrte hinten auf dem Wagen des Fürſten. Vergeblich ſuchten ſeine Kameraden ihn zu verlocken, ihrem Beiſpiel zu folgen. Er würdigte die Eigennützigen gar keiner Antwort, ſondern blickte ſtarr vor ſich hin. Da ſchimpften ihn die Andern einen Dummkopf, einen Eſel, der ſich ſelbſt im Lichten ſtehe. Ihn rührte dies nicht; wohl aber empfand er in ſeinem Innern, wie ſchmerzvoll ſeiner Herrſchaft dieſe neue, bittere Erfahrung ſeyn würde. Wirklich hatte er nicht Unrecht. In einem kleinen Orte hielt der Reiſewagen des Fürſten an, weil die Pferde gewechſelt werden ſollten. Menzikoff, der bis jezt nicht ein Wort geſprochen hatte, rief hier ſeinen Kammerdiener beim Namen. An ſeiner Statt fand ſich Michaelow ein und fragte nach des Fürſten Befehl. „Rufe alle meine Diener herzu" — ſagte der Fürſt. „Unmöglich kann ich ihnen zumuthen, mein hartes Schickſal zu theilen und mich nach Sibirien zu begleiten; ich will ſie darum entlaſſen, und nur die unentbehrlichſten behalten."

Verlegen ſtand Michaelow da. „Gnädigſter Herr" — begann er endlich, und ſuchte nach einem, die Undankbarkeit der Diener bemäntelnden Auswege — „die Diener haben vorausgeſehen, daß es alſo kommen würde, und ſind deshalb, um Ew. Durchlaucht nicht auf's Neue an Ihr Unglück zu erinnern, bereits nach Petersburg zurückgekehrt."

Menzikoff traute ſeinen Ohren und den Worten Michaelow's nicht. Er blickte aus dem Wagen zurück nach den übrigen Wägen, die, wie ſeine Dienerſchaft, verſchwunden waren. Mit einem bitteren Lachen ſprach er nun zu ſeiner Gattin: „O ſieh doch unſere treuen, zartfühlenden Leute! Um uns den Schmerz des Scheidens zu erſparen, haben ſie uns insgeſammt heimlich verlaſſen. Was willſt Du denn noch hier?" fuhr er den Michaelow an — „geh zu Deinen Kameraden!"

„Ich werde Ew. Durchlaucht nimmer verlaſſen" — ſagte Michaelow.

„Geh!" rief Menzikoff zornig — „ich mag auch von Dir nichts mehr wiſſen. Ihr ſeyd Alle Heuchler, Liebediener, die nur um meinen Geldſack buhlen; jetzt aber iſt bei mir nichts mehr zu erhaſchen. Geht zu Dolgorucki! Er iſt nun reich, ich aber arm."

„Ich bleibe bei Ew. Durchlaucht" — erwiederte Michaelow feſt.

„Ha!" ſchrie der Fürſt — „wie tief bin ich geſunken! Selbſt mein unterſter Diener achtet nicht mehr auf meinen Befehl. Wirſt Du mir gleich aus den Augen gehen? Schurke?!"

Die Fürſtin und ihre Kinder ſahen hier den Michaelow bittend an. Dieſer folgte und ging, doch nur bis hin-

ter den Wagen, wo er seinen alten Platz einnahm. Weiter ging die Reise. Immer einsamer wurde die Gegend, immer rauher der kalte Nordwind. Stumm, mit ihrem Unglück beschäftigt, saß die fürstliche Familie im Wagen. Michaelow fühlte ihren Schmerz mit. Die Nacht brach ein. Von fern ertönte das heisere Geheul hungriger Wölfe. Kälter ward es im Wagen, der seinen Weg fortsetzte. Die Fürstin und ihre Kinder hüllten sich fester in ihre Mäntel ein und versuchten zu schlafen — vergebens! Ach, wie langsam schleppte sich die Zeit hin, ehe der Morgen anbrach! Mit der aufsteigenden Sonne verstärkte sich der Wind. Die falben, dürren Blätter der Bäume erzitterten unter seinem Hauche; also auch die fürstliche Familie, die seit ihrer Abreise nichts genossen hatte. An der Schenke eines Dörfchens wurde angehalten, um zu frühstücken. Der Fürst sah sich genöthigt, selbst den Schlag des Wagens zu eröffnen, und ohne die gewohnte Hülfe seiner Diener auszusteigen. Wie schwer ward ihm diese Kleinigkeit! Recht unbehülflich reichte er seiner Frau den Arm, die Stelle des Kammerdieners übernehmend. Der Prinz sprang rasch heraus, fiel aber zu Boden, weil ihm von dem steten Fahren beide Beine eingeschlafen waren, wie man sagt. Nicht viel besser erging es den zarten Prinzessinnen, die, wie ihre Mutter, ein heftiger Frostschauer nach dem andern überfiel. Kaum von der Stelle vermochten sie mit den zitternden Beinen zu gehen. Michaelow war verschwunden, auf dessen Gegenwart sowohl die Fürstin als auch ihre Töchter im Stillen noch gehofft hatten. Die fürstliche Familie wankte dem Bauernhause zu, wo bei ihrem Eintritt in die Wohnstube sie eine drückende Wärme,

jedoch zugleich ein eben nicht angenehmer Dunſt empfing. Faſt wären Alle an der Schwelle wieder umgekehrt; allein das Bedürfniß der Wärme war zu ſtark. Mit ſtillem Seufzen nahm ein Jedes Platz auf den harten, hölzernen Schemeln, und ſah einander mit Wehmuth an. Nur Menzikoff ſchlug das Auge finſter zu Boden. Etwas Warmes zu genießen war der allgemeine Wunſch. Allein was? Zwar brachte der dürtige Wirth in einer mächtigen irdenen Schüſſel eine Art Suppe von ſchwarzem Roggen-Mehl herbei; allein Geſchirr, Wirth und Löffel ſahen ſo unreinlich aus, daß die Anweſenden, nur gewohnt auf Silber oder Porzelan zu ſpeiſen, mit Ekel ſich von dem dargebotenen Gerichte wegwendeten.

„Wir müſſen unter unſerem Gepäck auch Chokolade und Thee haben“ — bemerkte die Fürſtin — „allein wer kann wiſſen, wo es befindlich iſt, da die, welche es gepackt haben, verſchwunden ſind?!“

Gleich lief der junge Prinz nach dem Wagen hin, und wühlte ſo lange unter den Kiſten und Käſten herum, bis er glücklich gefunden, was er geſucht. Allein nun kam man in eine neue Verlegenheit. Wer ſollte den Thee, die Chokolade bereiten? Der Wirthin konnte und wollte man das Kochen nicht anvertrauen, ſowohl ihres abſchreckenden Aeußeren wegen, als auch, weil ſie den Thee, die Chokolade nicht einmal dem Namen nach kannte, alſo die Bereitungs-Art noch weniger wußte. Die beiden Prinzeſſinnen entſchloſſen ſich daher, die Rolle der Köchin zu übernehmen, und der Prinz trug gleichfalls ſeinen Beiſtand an. Gewiß, wäre die fürſtliche Familie nicht, ihres Unglückes wegen, zu bedauern geweſen, der unbefangene

Zuſchauer hätte weidlich über die ungeſchickten Köchinnen lachen müſſen. Die Prinzeſſinnen hatten ſich's in ihrem Leben nicht träumen laſſen, ſo mit der Zubereitung irgend eines Nahrungsmittels ſich beſchäftigen zu müſſen, und waren aus dieſer Urſache völlig unwiſſend in der Kochkunſt geblieben. Du lieber Himmel! ſie wußten weder die Theeblätter noch die Chokolade zu behandeln. Und wie ungeſchickt faßten ſie Alles an! wie verbrannten ſie ſich die zarten Fingerchen! Eine ſpringende, glühende Kohle ſengte der Aelteſten große Löcher in das koſtbare Kleid, und die Jüngere trug die Spuren der ungewohnten Arbeit in großen Rußflecken auf dem feinen Geſichtchen. Hatten ſie vorher vor Kälte gezittert, ſo glühten ſie jezt vor Hitze und Angſt, mit ihrer Kocherei wenig Ehre einzulegen. Endlich glaubten ſie die Chokolade ſo weit zu haben, ſie vom Feuer wegnehmen zu müſſen. Bei der nun angeſtellten Unterſuchung ſchien ſie jedoch den angehenden Köchinnen nicht dicklich genug zu ſeyn. Als die Wirthin, welche kopfſchüttelnd und mit ſtillem Lächeln dem ganzen Verfahren zugeſehen hatte, die Noth der Prinzeſſinnen aus deren Munde vernommen hatte, brachte ſie Mehl und einen Quirl herbei, und ſtellte Beides zur beliebigen Verfügung der vornehmen Köchinnen. Dieſe warfen eine halbe Hand voll Mehl in die dünne Chokolade, und der Prinz ſchickte ſich an, mit dem ergriffenen Quirle derſelben die lezte Weihe zu geben. Aus Leibeskräften quirlte er — plauz! fiel der Topf von der heftigen Bewegung um — die ganze Chokolade floß über den Heerd herab zu Boden, und beſtürzt ſah das trauende Kleeblatt dem hinfälligen Werke nach. Nun blieb ihnen nichts übrig, als der Topf grünen

Thee's. Dieſer ſchmeckte barbariſch — ganz räucherig — von den hineingefallenen Kohlen ſchwarz gefärbt. Die Mädchen weinten vor Aerger, wußten aber nichts Beſſeres zu machen. Wie viel lieber hätten ſie eine italieniſche Arie geſungen, ein ſchweres Concert auf dem Klavier geſpielt, ein Blumenſtück gezeichnet, in Seide oder Gold geſtickt! Gewiß hätten ſie damit weit mehr Ehre eingelegt, als mit ihrem mißrathenen Gebräu. Man will behaupten, daß es auch jetzt noch dergleichen Damen und Jungfrauen gebe, welche eher alles Andere verſtänden, als eine Suppe zu kochen, ein Gericht Eſſen zu bereiten.

In demſelben Augenblick, als die Prinzeſſinnen mit rothgeweinten Augen und dem geſchwärzten Thee aus der Küche in die Stube traten, ging die andere Thür derſelben auf, und der verloren geglaubte Michaelow, auf einem ſchönen Kaffeebrette eine hohe Kanne mit dampfender Chokolade, eine andere mit Thee, verſchiedene Taſſen, genußeinladendes Gebackenes tragend, trat ein. Wie reinlich, wie blizend war dies Geſchirr, gegen das des Bauern gehalten! Wie lieblich duftete das Getränk den Erſchöpften entgegen! Wie ſchnell erheiterten ſich bei dieſem Anblicke die betrübten Mienen der Kinder Menzikoffs! Ein Stein, ein recht großer fiel ihnen vom Herzen. Ja, ein treuer Diener iſt gewiß etwas ſehr Schäzbares! Nicht eher erkennt man gewöhnlich ſeinen Werth, als bis man in die Lage kommt, wo man ſeiner Dienſte entbehrt und ſie ſich ſelbſt erweiſen muß. Darum ſollten aber auch die Herrſchaften ihre Diener und Dienerinnen liebreicher behandeln, als es gewöhnlich geſchieht. Man glaube ja nicht, daß mit Gelde Alles herzuſtellen ſey. Und wenn

Menzikoff jetzt funfzig Thaler für eine schmackhaft bereitete Chokolade geboten hätte, ohne des geschickten Michaelow Vermittelung hätte der Fürst doch darben müssen. Michaelow hatte nicht besser bei dem erbos'ten Fürsten sich in Gunst setzen zu können geglaubt, als durch die Bereitung eines gewiß willkommenen Frühstücks, zu welchem er alle nöthigen Zuthaten sorgfältig eingepackt hatte. Mit Letzterem hatte er sich in das gegenüber liegende Bauernhaus begeben, und daselbst seine Sache geschickter ausgeführt, als die Prinzessinnen; auch erreichte er den gewünschten Zweck vollkommen.

„Ach, Du guter, Du treuer Michaelow!" riefen Alle. Und wenn auch der Fürst nicht mit in dieses Lob einstimmte, so zeugte doch ein dankbarer Blick auf den vor Freude erröthenden Diener von Menzikoffs veränderter Gesinnung gegen ihn. Wie wohlthätig war das warme, erquickende Getränk und die schmackhafte Speise den nüchternen Mägen der armen Reisenden! — Aber auch den Stolz schlägt gemeinsame Noth darnieder und macht den Hohen geneigt, dem Niedern sich mehr zu nähern und in ihm den Nächsten zu erkennen. So auch hier. Die dankbare Fürstin ruhete nicht, Michaelow mußte eine Tasse Thee und Chokolade trinken, welche die jüngste Prinzessin selbst ihm hinreichte, so sehr sich der Beschämte auch weigerte, diese nie erfahrene Gnade anzunehmen. Sogar der Prinz, welcher sich gegen seines Vaters Diener stets sehr herrisch benommen hatte, befleißigte sich jetzt eines milderen, liebreicheren Tones gegen den treuen Diener. Nach kurzem Verweilen mußte die Reise fortgesetzt werden. Sie war und blieb einförmig und traurig genug. Menzikoff

verfiel ſchnell wieder in ſeinen vorigen Trübſinn, ſprach kein Wort, und auch die Andern dachten mit Kummer an ihre vorige glänzende Lage und an ihr gegenwärtiges, noch ſchrecklicher werdendes Loos. Immer unerträglicher wurden die Beſchwerlichkeiten der Reiſe, obgleich dieſelbe in einem auf Sprungfedern ruhenden, durch Glasfenſter wohl verwahrten Wagen geſchah. Nachdem die Reiſe mehrere Tage und Nächte ohne Aufenthalt mit reißender Schnelligkeit fortgegangen war, wurde der abgematteten Familie geſtattet, in einem kleinen Städtchen das erſte erſehnte Nachtlager zu halten. Wie viel Bequemlichkeiten gingen ihnen dabei ab! Keine Betten von Eiderdaunen, keine ſeidenen Decken, keine Nachtlampe! Alles ſchmuzig, grob und ungewärmt! Michaelow ſchlief auf einem noch viel elenderen Lager, aber mit ſeinem guten Gewiſſen vortrefflich. Menzikoff vermochte kaum ein Auge zu ſchließen. Wie viel ſtille aber heftige Vorwürfe mußte er ſich machen, daß er allein ſeine unſchuldige Familie in dies Unglück geſtürzt habe! Die Kinder hatten noch am beſten geſchlafen, die Fürſtin aber gleichfalls wenig. Sie fühlte ſich am andern Morgen keinesweges geſtärkt, ſah ſehr blaß aus und hatte tiefe, blaue Ringe um die matten Augen. Ein heftiger Froſt hatte ſie dabei ergriffen, der ſie wiederholt durchſchauerte. Bei geringeren Unpäßlichkeiten war ſogleich der Leib-Arzt bei der Hand geweſen und hatte alle ſeine Kunſt aufgeboten, die Fürſtin wieder herzuſtellen. Allein jetzt mangelte es an Allem. Der Leib-Arzt war mit den andern Dienern und der ganzen Reiſe-Apotheke verſchwunden; im ganzen Städtchen kein anderer aufzutreiben. Hätte nicht der brave Michaelow

einen ſtärkenden Thee bereitet und zwei Wärmflaſchen für die arme Fürſtin herbeigeſchafft, ſo wäre ſie ganz ohne Hülfe geblieben. Mit Tages-Anbruch mußten ſie den Wagen beſteigen und ihre endloſe Wanderung von Neuem beginnen. Endlich näherte man ſich der Grenze Europa's. Das ungeheuer große Sibirien lag vor ihnen; daſſelbe iſt größer denn ganz Europa mit ſeinen vielen Reichen, allein nur von wenig Einwohnern bewohnt. Selten ſieht man auf ſeinen unermeßlichen, öden Flächen einen menſchlichen Wohnort. Und wie tief in dieſer Wüſte lag das, dem Fürſten zum Aufenthalt angewieſene Städtchen Bereſow! Welch eine ungeheure Reiſe war da noch zurückzulegen! — Immer noch nicht beſſer war der Zuſtand der leidenden Fürſtin, als man den Grenz-Ort Europa's erreicht hatte. Auch das abermals gehaltene Nachtlager hatte ſie nicht erquickt. Mit zärtlicher Beſorgniß umringten die Kinder ihre geliebte Mutter, und vergaßen darüber ihren eigenen Zuſtand, der beſonders bei den Prinzeſſinnen bereits gewaltig ſich verändert hatte. Da ſie nämlich keine Kammerfrau, keine Jungfer, noch ſonſt eine weibliche Hülfe mehr hatten, ſo war ihr Anzug in ziemliche Unordnung gerathen. Das Haupthaar, ſonſt ſo glatt und zierlich geordnet, hing verwirrt um den Kopf herum. Die Kleidung war zerknittert, zum Theil durchlöchert. Gern hätten die Prinzeſſinnen ihren Putz ſelbſt wieder geordnet; allein auch hierin waren ſie gewohnt, ihre Dienerinnen ſchaffen zu laſſen, und wußten darum jetzt nicht damit umzugehen. Doch dieſe Sorge ſollte ihnen entnommen werden. Der Befehlshaber des Grenz-Städtchens, ein rauher, menſchenfeindlicher Mann, kündigte mit barſcher Stimme den

Verbannten an, wie sie nun ihre fürstlichen Kleider mit denen der eigentlichen Verwiesenen vertauschen müßten. Zugleich kam ein Russe mit, der den ganzen Arm voll Kleidungsstücke trug, die von grobem, braunen Tüffel gefertigt waren. Er warf sie zu Boden; der Kommandant wühlte darin herum, faßte ein Paar Beinkleider und eine Art Kutte oder Rock, und reichte sie dem Fürsten mit den Worten: „Da, nimm Menzikoff! zerreiß sie gesund. Hier, Frau! da ihr Mädels! und Du, Bursche" — sprach er zum Prinzen — „was übrig bleibt, ist für Dich!"

Also sprach der Mann zur fürstlichen Familie, um deren Gunst noch vor Kurzem die Mächtigsten des Reiches buhlten. Menzikoff nahm schweigend sein neues Kleid an und hielt es ausgebreitet vor sich hin, als wolle er dessen Weite ermessen; allein er that dies nur, um seine Wehmuth, seine Thränen des Jammers den Seinigen zu verbergen. Die Fürstin aber und ihre Töchter begaben sich, ohne zu murren, in ein angrenzendes Kämmerchen. Nach einer kleinen Stunde that sich dessen Thür wieder auf und herein trippelte, von zwei jungen Mädchen unterstützt, ein alterndes Bauer-Mütterchen. Plumpe, aber warme Trobbel-Schuhe verunstalteten die niedlichen Füßchen der Frauenzimmer, und machten sie zottigen Bärentatzen ähnlich. Aus den langen Aermeln des groben Kleides stahlen sich die kleinen, zarten Fingerchen der Fürstin und ihrer Töchter hervor, und die Köpfe der Damen steckten in dicken, unförmlichen Hauben, so daß kaum die Hälfte des ganzen Gesichtes zu sehen war. Von den Achseln herab hingen an einer hanfnen Schnur große, rauhe Faust-Handschuhe von Fuchspelz; und nur mit genauer Noth hatten die ar-

men Verbannten die Gunſt erlangt, ihre Leibwäſche behalten zu dürfen. Sonſt hätte das grobe Zeug ihre feine Haut ſicher blutig gerieben. Bei ihrem Eintritte in die Stube ſahen ſie ſich von einem alten und einem jungen Bauer in ähnlichem Anzuge empfangen. Es war der Fürſt und ſein Sohn.

„Gefall' ich Dir ſo? mein Gemahl!“ ſagte die fürſtliche Dulderin, und verſuchte zu lächeln. Auch die beiden Prinzeſſinnen verhehlten die wahren Empfindungen ihres Herzens, um ihren unglücklichen Vater nicht noch mehr zu verwunden, und ſprachen mit verſtelltem Frohſinn: „Vater! wir gehen auf die Maskerade. Haben wir unſere Kleidung nicht gut gewählt, um unerkannt zu bleiben?“

Aber dem Menzikoff brach das Herz bei dieſem Anblick und bei dieſer Rede. Hätten ſeine Frau und Kinder mit Vorwürfen ihn überhäuft, ihn als den Urheber ihres Unglücks geſcholten: er würde es ſtandhafter ertragen haben als dieſe unverdiente Güte. Als die Fürſtin — als Fürſtin geboren — in der armſeligen Kleidung und mit dem Lächeln einer Sterbenden auf dem leichenblaſſen Antlitze vor ihn hintrat und ſeine Kinder, einſt die Zierde der hohen Jugend Petersburg's, dazu: da brach der ſo lang und mühſam verhaltene Damm ſeines ganzen Schmerzes unaufhaltſam durch. Auf ſeine Knie warf er ſich vor ſeine Gemahlin — nur ſchluchzen, nicht ſprechen konnte er. Und als die Fürſtin und ihre Kinder den gewaltigen, herzzerſchneidenden Jammer des Fürſten ſahen, da konnten auch ſie ihren Thränen nicht länger wehren und weinten und ſchluchzten mit. Und der treue Diener Michaelow, der ein Zeuge dieſes rührenden Auftrittes war, weinte

und ſchluchzte auch, wie ein Kind, daß es hätte einen Stein in der Erde erbarmen mögen. Da rief der junge Prinz, mit heißen Thränen in dem blitzenden Auge, aus: „O Kaiſer! könnteſt Du jetzt Zeuge ſeyn von dem Jammer, den Dein Zorn angerichtet hat, gewiß, Du würdeſt wieder uns ſcheinen laſſen die Sonne Deiner Gnade!“

Aber die Fürſtin ſprach, gleichfalls unter Thränen, zu ihrem Sohne: „Es iſt gut auf den Herrn vertrauen und ſich nicht verlaſſen auf Menſchen; es iſt gut auf den Herrn vertrauen, und ſich nicht verlaſſen auf Fürſten. Zeither haben wir das Letztere nur gethan — wohlan! laßt uns das Verſäumte nachholen und zu dem allbarmherzigen Gott uns wenden.“

„Wehe mir!“ rief Menzikoff, den Gebrauch der Sprache bekommend — „ich habe mein edles Weib durch meine Habſucht, durch meinen unerſättlichen Ehrgeiz in's Verderben geſtürzt.“

„Sey ruhig, mein Gemahl!“ — tröſtete ihn die Fürſtin. „Wir wollen gemeinſam die Schuld tragen, ſo drückt ihre Laſt Keinen zu hart; und wenn wir durch unſer Unglück näher zu Gott geführt werden, ſo haben wir bei dem Tauſche noch gewonnen; denn, was iſt dies Erdenleben anders, als ein kurzer Traum — ein Schauſpiel, das nur wenig Stunden währt, und wo wir bald Fürſten, bald Bettler ſind? Ich aber fühle es —“ ſetzte ſie mit einer himmliſchen Ruhe hinzu — „daß meine Rolle bald zu Ende ſeyn werde. Darum ſehnt ſich auch mein Gemüth nach dem wahren Vaterlande, wo kein Schmerz — nur eine ewige Freude zu finden iſt.“ Ihr Blick richtete ſich andächtig gen Himmel, und ihre Kinder erkannten an dem

leidenvollen Aussehen ihrer Mutter mit Schrecken, daß sie möchte die Wahrheit gesprochen haben; deshalb nahmen sie sich heilig vor, die letzten Tage der guten Mutter durch Nichts zu betrüben. So beschlossen sie auch, den bekümmerten Vater durch kein Murren über ihre traurige Lage zu verletzen, vielmehr recht heiter sich zu stellen, und demselben durch den aufmerksamsten Gehorsam zu zeigen, daß sie ihm keineswegs zürnten. Und der immer noch still weinende Michaelow gelobte sich's gleichfalls, obgleich er nun reicher und besser gekleidet war, als sein Herr, ihn mit verdoppelter Ehrfurcht zu bedienen, und dem anscheinenden Bauer in allen erlaubten Dingen gehorsam zu seyn.

Schon zwei Mal hatte eine rauhe Stimme draußen gerufen, daß die fürstliche Familie die Reise fortsetzen solle; in ihrem Schmerz hatte dieselbe jedoch die Mahnung überhört, darum benutzte Michaelow die erste kleine Pause des Gespräches, und wendete sich an seinen Herrn: „Ew. Durchlaucht verzeihe mir, der Kommandant — "

Bei dem Worte Durchlaucht erwachte der Fürst wie aus einem Traume.

„Wen meinst Du? Unglücklicher!" rief er heftig. „Hier ist keine Durchlaucht mehr — bloß eine Familie von Unglücklichen. Du spottest Unsrer nur — Du, der Du jetzt der Angesehenste unter uns bist."

„Herr!" stotterte nun Michaelow. Auch dies war nicht recht gesagt. „Du allein bist hier der Herr!" — rief wieder der Fürst — „denn Du kannst hingehen, wohin Dir's beliebt; aber wir sind Gefangene, niedrige Züchtlinge."

Die Fürstin hatte Mitleid mit Michaelow's Verlegenheit. „Nenne meinen Gemahl Vater" — sprach sie sanft — „mich Mutter, und diese meine Kinder — Geschwister. Hast Du Dir nicht durch Deine unerschütterliche Treue ein Recht darauf erworben?"

Lebhaft gerührt wollte, wie früher, Michaelow der Fürstin den Saum ihres groben Kleides küssen, welche jedoch dieses aus Leideskräften verhinderte — da pochte eine Hand ungestüm an das niedrige Stubenfensterchen, und eine grobe Stimme rief: „Werdet ihr endlich euch herausscheeren? Sollen wir eures Geschwätzes wegen noch erfrieren?"

Schnell machte die unglückliche Familie Anstalt zum Aufbruch. Als sie vor die Hausthür kam, war ihr Reisewagen verschwunden; dafür waren sechs kleine, hölzerne Schlitten, Kibitken genannt, da. Sie waren offen, nur mit einem Pferde bespannt, und außer dem Fuhrmanne vermochte bloß eine Person darin zu sitzen; auch boten sie durchaus keine Bequemlichkeit dar. Kein Polster machte den harten Sitz bequemer, keine Decke schützte vor dem Einflusse der rauhen Witterung. Menzikoff blieb bei diesem Anblicke wie versteinert stehen. Er traute seinen Augen nicht. „In einem solchen elenden Kasten soll meine arme, kranke Gemahlin die Reise machen?" fragte er endlich.

„Freilich!" entgegnete lachend der rohe Kommandant. „Glaubst Du, Menzikoff, daß man für Dich etwas Besseres anschaffen werde, als für die andern Verbannten? Oder hast Du etwa Sorge getragen, daß den vornehmen Leuten, die durch Deine Grausamkeit hierher kamen, auch stattlicheres Fuhrwerk gegeben wurde? He?"

Ein Donnerwort für Menzikoff war dieſe Rede. Ja, es giebt eine Vergeltung! Hunderte hatte er mit kaltem Blute, durch einen Federſtrich, nach Sibirien verbannt. Taub war er geblieben bei den flehentlichen Bitten der hinterlaſſenen Weiber und Kinder. Ja, ſie ſelbſt, obgleich unſchuldig, hatten oft das Loos ihrer Gatten und Väter theilen müſſen. Auch ſie, die oft hohen Verbannten, hatten dieſelbe Kleidung, dieſelben Kibitken erwartet. Nun war die Reihe an ihn gekommen. „Herr! Du biſt gerecht!“ ſeufzte er leiſe, und bat durch einen ſtillen Händedruck ſeine ſchuldloſe Gattin um Vergebung, daß er ſie mit hineinziehe in ſein trauriges, doch wohlverdientes Schickſal. Das Herz blutete ihm unter namenloſer Qual, als er ſeine zarten, an Ueberfluß und Schwelgereien gewöhnten Kinder jetzt mit Ergebung Platz nehmen ſah in dem elenden Fuhrwerke. Sorgſam ſuchte er wenigſtens ſeiner Gattin einen weichen Sitz zu verſchaffen. Willig gab Michaelow ſeinen Mantel her, die vor Froſt zitternde Fürſtin damit zu bedecken. Ein dankbarer Händedruck Menzikoffs war ſein Lohn für dieſen Liebesdienſt. Die Kinder Menzikoffs machten, nach ſeinem Willen, den Anfang des Zuges, er ſelbſt fuhr zunächſt und hinter der Fürſtin; Michaelow machte den Beſchluß. Raſch trabten die Pferde mit ihrer kleinen Laſt über den kniſternden Schnee, und jagten über die unendlichen Flächen Sibiriens dahin.

Als die Kibitken endlich Halt machten, den Pferden Zeit zum Füttern zu laſſen, ſprang Menzikoff aus dem Fuhrwerke und näherte ſich ſeiner Gemahlin, von welcher er kein Auge verwandt hatte. „Wie geht Dir's?“ forſchte er beſorgt.

„Wohl!“ entgegnete ſie unter ihrer Decke hervor.

„Willſt Du etwas eſſen? trinken?“

„Ich danke Dir — bin nicht hungrig oder durſtig.“

„Willſt Du nicht ausſteigen und Dich durch eine kleine Bewegung beſſer erwärmen?“

„Nein, laß mich ſo. Ich habe mich einmal ſo ſchön eingehüllt.“

Nun, ſo reiche mir wenigſtens eine Hand, liebe Frau.“

Die Fürſtin brachte nur ihre Rechte aus der Kibitke hervor. „Ich kann den Handſchuh nicht herunterbringen“ — klagte ſie.

„O laß ihn immer daran!“ rief Menzikoff, und drückte zärtlich die dargereichte Hand durch den dicken Pelz. „Deine Hand iſt ja wie ein Stein ſo hart!“ ſprach er, und ſchaute erſchrocken in das verhüllte Antlitz der Fürſtin, das ihm ordentlich leichenähnlich vorkam.

Sie wollte lächeln, als ſie entgegnete: „Das kommt Dir nur ſo vor, lieber Mann; ſey unbeſorgt.“

Menzikoff aber ſuchte durch Reiben das erſtarrte Glied wieder geſchmeidig zu machen, bis ihn der Fuhrmann von dieſer Beſchäftigung abrief. Unter tauſend peinigenden Sorgen verging dem Fürſten der Tag. Die lange Nacht brach ein. Schneidend blies ein durchdringender Wind über die Eisfelder daher und den Reiſenden ins Geſicht. Menzikoff litt doppelt, fünffach vielmehr. Ein feines Schneegeſtöber ſtach wie mit Nadelſpitzen die Wangen. Immer heftiger ſtieg der Froſt an den Füßen herauf und durchſchüttelte dann den ganzen Körper. Was mochten nicht erſt die Glieder der zarten Fürſtin, der verwöhnten Kinder fühlen, da der auf Reiſen und durch Feldzüge ab-

gehärtete Körper des Fürſten ſchon ſo viel litt! Unter immerwährendem Fahren verſtrich die Nacht, nur von dem Schnee der Felder matt erleuchtet. Ein kalter Nebel ſtieg empor; über ihm, blutroth, die Sonne. Ach! ſie ſchickte wohl ihre leuchtenden Strahlen den armen Reiſenden zu, doch nicht ihre Wärme. Still, wie ein Leichenzug, ging der Zug dahin. Die Kälte tödtete die Freude, ſie lähmte das Band der ſo gern ſprechenden Zunge.

Bei jedem Halt umringten die Kinder nebſt ihrem Vater den Schlitten der Mutter, welche noch wortkarger blieb, als geſtern, und weder zu eſſen noch zu trinken begehrte. Mehrmals ſchien ſie in einem Schlummer zu liegen und die an ſie gerichteten Worte nicht zu vernehmen. Dann zogen ſich die Fragenden allemal zurück, jedoch von quälenden Vermuthungen befangen. So brach die zweite Nacht herein. Nur ruſſiſche Pferde vermögen ſolche Reiſen auszuhalten. Da begann ein matter Schein den dunkeln Himmel zu erleuchten. Allgemach verbreitete ſich derſelbe weiter und weiter, und nahm eine blutrothe, feuerähnliche Farbe an. Es war ein fürchterlich-ſchöner Anblick. Das Firmament ſchien in Brand zu ſtehen. Grelle Lichtſtrahlen ſchoſſen aus dem dunkelflammenden Feuer-Ofen empor gegen die unermeßliche Wölbung des Himmels. Als würde eine ungeheure Schlacht geſchlagen von den überirdiſchen Mächten; als ſendeten tauſend Flammenſchlünde ihre Blitze aus, und ſteckten die Veſten des Weltalls in Flammen — alſo erſchien dieſes unerklärliche Natur-Ereigniß. Und wie grauſenhaft, geſpenſtiſch, dünkte Allen dieſer Kampf in ſeiner lautloſen Stille! Kein Donner, kein Waffengetümmel, kein Kampfgeſchrei, kein Sterbe-

gewimmer war zu hören — Geister schienen gegen Geister zu kämpfen. Also kommt das Nordlicht dem staunenden Beobachter vor.

Die Pferde selbst waren darüber unruhig geworden und machten ein Anhalten nöthig. Aller Augen richteten sich auf die himmlische Erscheinung, die der hohe Norden so oft darbietet. Sogar die Fürstin hatte dieselbe aus ihrem träumenden Zustande erweckt; sie saß aufrecht in der Kibitke; der Mantel war herabgesunken. Die Leichenfarbe ihres eingefallenen Antlitzes glänzte im rothen Wiederscheine des Nordlichts; starr war ihr Auge auf den brennenden Himmel gerichtet. Kein Wort sprach sie zu ihrem Gatten, zu ihren Kindern. Endlich begann sie mit einer halblauten Stimme wie vor sich hin: „Sonne und Mond verlieren ihren Schein; die Sterne fallen vom Himmel; die Kräfte des Himmels bewegen sich. Höret ihr" — fuhr sie lauter fort — „wie alle Geschlechter auf Erden heulen, weil sie sehen kommen des Menschen Sohn in den Wolken des Himmels, mit großer Kraft und Herrlichkeit?"

Allerdings vernahm man ein Heulen, doch nur das der erschreckten Wölfe, die sich vor dem hellen Lichte zu flüchten suchten.

Unruhig hatte Menzikoff diese Rede seiner Gattin angehört. Träumte sie oder redete sie irre?

„Vernehmt ihr das Schmettern der Posaunen, womit die Engel die Auserwählten Gottes aus allen vier Winden sammlen?" hob sie wieder an.

„Liebe Frau" — sagte der erschütterte Fürst — „des

ſtumme Dich! Es iſt nur ein Nordlicht, was Du ſiehſt, und hat weiter keine Bedeutung."

Unſtät ſchaute die Fürſtin umher in dem Kreiſe der Ihrigen. „Sehet ihr nicht" — ſprach ſie, gen Himmel deutend — „wie Chriſtus dort ſitzet und Gericht hält, und, wie ein Hirte, die Schafe zu ſeiner Rechten, die Böcke zur Linken ſtellet? Ach! lieber Heiland" — ſie erhob flehend ihre Hände — „nimm mich doch auch in Deinen ſchönen, warmen Himmel! hui! hui! denn gar zu ſehr friert mich hier auf der kalten Erde. Stoß mich nicht in die äußerſte Finſterniß hinaus, wo da iſt Heulen und Zähnklappen."

Wirklich klapperten ihre Zähne vor Kälte heftig zuſammen.

Wer beſchreibt hier den Jammer der unglücklichen Familie, die ſich nicht die Gefahr verhehlte, welche der guten Mutter drohte?! Hülfeſuchend ſah Menzikoffs thränenvolles Auge in der Weite umher. Nirgends ein Obdach, der Kranken ein ruhiges Sterbelager zu gewähren! „Wie weit iſt's noch bis Tobolsk?" fragte er den ihn begleitenden Officier.

„Mit Aufgang der Sonne können wir es erreichen" — erwiederte dieſer, ſelbſt tief ergriffen von dem Zuſtande der Fürſtin.

„Nun denn" — drängte Menzikoff — „laßt uns eilen, eh' es zu ſpät wird."

Willig ließ ſich die Fürſtin wieder in den Mantel einhüllen, und ſauſend ging die Reiſe weiter. Wirklich lag mit Tages Anbruch Tobolsk, Sibiriens Hauptſtadt, vor den ängſtlich ſuchenden Blicken der Verbannten. Damals

war der Ort noch klein und unbedeutend; allein für Menzikoff wurde er zum ersehnten Hafen der Ruhe. Sobald man die ersten Häuser erreicht hatte, sprang er aus der Kibitke und beschwor den Officier, die Kranke sofort in ein warmes Zimmer bringen zu lassen. Als dieser seine Einwilligung dazu gegeben, sah man sich nach einer passenden Wohnung um. Michaelow trat hier zum Fürsten und erfreute diesen durch die Nachricht, daß er einen Oheim hier habe, bei welchem er auch seine Mutter und Schwester anzutreffen verhoffe. Bei ihnen würde die kranke Fürstin am besten aufgehoben seyn und die thätigste Abwartung finden.

„So suche nur schnell die Wohnung Deines Verwandten auf —" bat Menzikoff. „Jeder Augenblick Verzug kann von den tödtlichsten Folgen seyn."

Die Ankunft der Kibitken hatte die Neugier der Einwohner erregt, weil die geringste, ungewöhnliche Erscheinung ihren Eindruck an einem, von dem Treiben der Welt so abgelegenen Orte hervorbringt: darum hatte sich auch bereits ein Haufe Menschen um sie versammelt und musterte sie mit verletzenden Blicken. An sie wandte sich jetzt Michaelow mit der Bitte, ihm das Haus des Proviantmeisters Simonow Natuschkin zu zeigen.

„Dort, dort ist dasselbe" — entgegneten Jene und zeigten auf die nächste Ecke der Straße hin. Ein Knabe aber rief: „Da geht Natuschkin's Nichte, seht Ihr?"

„Ha! meine Schwester!" sprach Michaelow freudig, und eilte mit großen Sprüngen auf Helene zu, die vor Schreck, über die unerwartete Erscheinung des Bruders, bald hingefallen wäre. Nach einer zärtlichen Umarmung

sprach Michaelow schnell zu seiner Schwester: „Geh', eile zur Mutter und sag' ihr, daß sie ein wohl erwärmtes Bett für eine schwere Kranke bereit halten solle."

„Aber, mein Gott!" sagte Helene — „wie kommst Du nur so plötzlich hierher, und noch dazu mit einer Kranken? Bist Du denn nicht mehr bei Deinem Fürsten?"

„Frag' mich nur jetzt nicht, liebe, herzige Schwester!" bat Michaelow: „Du sollst ja Alles erfahren. Die schwere Kranke ist ja eben die Fürstin, meine Herrin. Eile nur und richte meinen Auftrag wohl aus."

Zwölftes Kapitel.

Der Schmerzenskelch.

Kopfschüttelnd über die unerhörte Neuigkeit, deren Möglichkeit sie gar nicht einsehen konnte, eilte Helene nach Hause, und setzte durch ihre Erzählung die Mutter in kein geringes Erstaunen; doch noch größer war das des Oheims [illegible]. Welcher von meinen jungen Lesern wird nicht [illegible] längst geahnt haben, daß Michaelow's und Helenen's Mutter Niemand anders sey als die arme, verstoßene Natalia, Menzikoff's erste Gattin? Sie war es wirklich! Nur in dem Besitz ihrer beiden Kinder hatte sie einigen Ersatz für den Verlust ihres Gatten gefunden. Sie hatte dieselben auferzogen in der Einsamkeit und in der Zucht und Vermahnung des Herrn. Sich und ihnen bittre Erinnerungen, auch mögliche Anwandlungen von Unzufriedenheit und Neid zu ersparen, hatte sie den Kindern in der Folge den eigentlichen Zusammenhang der ganzen Geschichte verheimlicht, auch deswegen den Namen ihres Va-

ters, Natuſchkin, wieder angenommen. Sie ließ es ſie nicht ahnen, daß der hocherhobene, unumſchränkt über das ruſſiſche Reich gebietende Fürſt Menzikoff ihr Vater ſey; derſelbe ſey vielmehr in die weite Welt gegangen und in einem fernen Lande geſtorben, hatte ſie ihnen erzählt. Doch vermochte ſie nimmer, die Liebe zum Gatten aus ihrem Herzen zu entfernen. Immer nahm ſie, auch in der weiteſten Ferne, lebhaften Antheil an ſeinem Wohl oder Wehe. Jede Nachricht, die ihr von dem Fürſten zu Ohren kam, haſchte ſie mit großer Begierde auf. Als ihre Kinder herangewachſen waren und ſie in Verlegenheit war, welche Laufbahn ſie ihren Sohn erwählen laſſen ſolle, kam ihr ein glücklicher Gedanke ein. Sie beſchloß, denſelben als einen treuen Diener in die Nähe des Fürſten zu bringen, damit er ſeinem Vater ſogleich Kunde zu geben vermöge, wenn deſſen zahlreiche Feinde ihm irgend einen verrätheriſchen Fallſtrick legen ſollten. In dieſer Abſicht erzählte ſie ihren Kindern oft von dem Fürſten Menzikoff, ließ ſeinen Verdienſten um Rußlands Wohlſtand volle Gerechtigkeit widerfahren und bedauerte nur, daß dergleichen Herren ſelten einen treuen Diener hätten. Genug, Florin folgte mit Freuden der Aufforderung ſeiner Mutter, Menzikoffs Dienſte zu ſuchen; doch mußte er dabei ſeinen Namen in Michaelow umändern, auch verſprechen, Niemand in des Fürſten Nähe von ſeinen Familien-Verhältniſſen etwas zu erzählen. Auf dieſe Weiſe erhielt ſie ſtets von dem Nachricht, was um ihren Gatten vorging. Endlich konnte ſie, nach einem mehr als zwanzigjährigen Zeitraum, ſich nicht verſagen, ihren Gemahl zu ſehen, und unternahm deshalb jene Reiſe mit ihrer

Tochter nach Petersburg. Wir haben gesehen, welch einen Kampf es sie kostete, die Empfindungen ihres Herzens vor ihren Kindern zu verbergen. Hierauf reisete sie zu ihrem geliebten Bruder Simonow. Diesen hatte zwar die hingebende Aufopferung seiner Schwester vom Tode gerettet, allein dennoch wurde ihm Sibirien zu seinem künftigen Aufenthalt angewiesen. Doch lebte er hier keineswegs als Gefangener, sondern versah als Unterofficier seinen gewöhnlichen Dienst bei der Besatzung von Tobolsk. In der Folge stieg er im Amte, und wurde in dem Laufe von einigen und zwanzig Jahren nach und nach zu seinem gegenwärtigen, einträglichen Posten befördert. Mit der größten Zärtlichkeit empfing er seine Schwester und deren Tochter; aber mit rechter Bitterkeit sprach er allemal von Menzikoff, daß er so hartherzig seine brave Gattin habe verstoßen können; darum verschwieg ihm auch Matinka, daß ihr Florin bei ihm in Diensten sey. Allein, nunmehr mußte sie ihm die Wahrheit entdecken, denn sie bedurfte ja seiner Erlaubniß zur Aufnahme der kranken Fürstin. Simonow schlug die Hände über dem Kopfe zusammen. „Wie!“ rief er mit der lebhaftesten Verwunderung aus — „Du willst Deine ärgste Feindin, die Dich verdrängt, Dir den Mann geraubt hat, aufnehmen? pflegen? Schon Deinetwegen darf ich das nicht zugeben. Ich für meinen Theil will es dem Menzikoff weiter nicht gedenken, daß er mich nach Sibirien gesteckt hat; denn, ein wenig Kälte abgerechnet, befinde ich mich hier nicht so übel; allein Du — Du bist zu sehr von ihm gekränkt worden, als daß Du es je vergessen könntest.“

„Lieber Bruder“ — entgegnete Matinka — „wie kannst

Du nur so wunderlich reden. Die Fürstin soll meine ärgste Feindin seyn? Ich wüßte nicht, wie dies möglich wäre. Hat sie mich doch gar nicht gekannt, mich nie gesehen! Und welche schöne Züge hat mir Florin von ihr erzählt! Wenn doch alle Menschen so gut wären, als sie! Ja, gesetzt auch, sie hätte mir Uebels gethan, mich gekränkt und verfolgt: weißt Du nicht, was Christus uns da gebietet? daß wir auch unsere Feinde lieben sollen? diejenigen segnen, welche uns fluchen? denen wohlthun, die uns hassen? für die bitten, die uns beleidigen und verfolgen? Sollen wir nicht feurige Kohlen auf ihr Haupt sammeln? unserm Heilande ähnlich werden, der selbst am Kreuze noch für seine Mörder bat? Beten wir nicht täglich zum Herrn: Und vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern? Nein, es war nicht Dein Ernst, lieber Bruder; drum laß uns die besten Anstalten treffen, die arme Leidende zu empfangen: nur verrathe mich nicht durch ein unüberlegtes Wort. Gott wird mir auch Kraft verleihen, noch diese Prüfung standhaft zu ertragen."

Simonow schämte sich seiner harten Rede. „Ich begreife nur nicht" — hob er begütigend an — „was die Fürstin in dieser rauhen Jahreszeit hierher nach Tobolsk führt. Das Blättchen wird sich doch nicht etwa gewendet und dem großmächtigen Gebieter eben so mitgespielt haben, wie er Andern gethan hat? Ich muß mich doch erkundigen."

Er ging und gelangte in dem Augenblick in die Nähe der verbannten Fürsten-Familie, um Zeuge einer eben so empörenden als erschütternden Handlung zu werden. In der Nähe seiner Hausthür hielten die Kibitken. Menzikoff, sein Sohn und Michaelow (oder Florin) hatten die

kranke Fürstin gefaßt und waren bemüht, sie in das Haus zu tragen. Weinend folgten die beiden Prinzessinnen dieser Gruppe. Da drängte sich ein Kerl, gleichfalls in der groben Kleidung der Verbannten, durch die Menschenmenge, schaute dem Fürsten frech ins Gesicht, und brach dann in ein schmetterndes Hohngelächter aus.

„Hei! hei!“ rief er mit häßlicher Schadenfreude — „großer Fürst Menzikoff! niederträchtiger Bösewicht! Bluthund! hat Dich endlich doch das Vergeltungsrecht erwischt? Kommst Du mit Deiner Brut, unser Loos zu theilen, das Du uns bereitet hast? Willkommen, meine schönen Prinzessinnen, willkommen in Sibirien!“ Bei diesen Worten spie der Elende den beiden Töchtern Menzikoffs seinen Geifer ins gramerfüllte Antlitz!

Der Fürst hatte die Bewegungen des Wüthenden mit seinen Augen verfolgt. Fast hätte er den Kopf seines kranken Weibes fahren lassen, als er diese empörende Mißhandlung geschehen sah. Er war außer sich. Tausend Messer wühlten und schnitten in seiner Brust herum. Seine Hände waren gefesselt, denn sie trugen die sterbende Gattin. Nur seine Stimme konnte er gebrauchen, die zitternden, geliebten Töchter zu beschützen. Mit den entsetzlichsten, herzzerschneidenden Jammertönen rief er dem Rachsüchtigen zu: „Halt ein, Barbar! mich — mich treffe Deine Wuth! nur nicht diese Unschuldigen!“ Ein Strom der bittersten Thränen rann dabei über sein bleiches Angesicht. Erschüttert von dem wüthenden Schmerze des unglücklichen Vaters verhinderten die übrigen Zuschauer eine Wiederholung der schändlichen Mißhandlung, die der Barbar abermals verüben wollte. Mit Mühe ward er ent-

fernt; aber Simonow ſprach ſtill zu ſich: „Matinka hat recht. Pfui! wie häßlich iſt die Rachſucht! Nein, der Rachſüchtige kann weder Gott noch Menſchen gefallen.“ Und zum Fürſten trat er und ſprach mit ſanfter Stimme: „Armer Vater, komm in mein Haus! Betrachte es als das Deinige.“ Und zu den Prinzeſſinnen: „Meine Kinder, erholt euch von eurem Schrecken. Nur Einer unter allen Einwohnern Tobolsk's vermochte ſo ſchändlich zu handeln. Seyd willkommen, ſeyd mir willkommen!“

Wie wohlthuend klang dieſe Sprache den Gedemüthigten! Der zerknirſchte Menzikoff erhob das noch in Thränen ſchwimmende Auge dankbar auf Simonow. „Gottes Segen über Dich, edler Mann!“ ſprachen ſeine bleichen Lippen: dann aber wandte er ſeine alleinige Aufmerkſamkeit der kranken Gattin wieder zu, die jetzt in ein wohlerwärmtes Bett gelegt wurde. Ein leiſes Zittern ausgenommen, das ihren ganzen Körper befallen hatte, lag die Fürſtin ohne Bewegung da. Ihre Augen ſtarrten, nur halb geöffnet, vor ſich hin. Ein herbei gerufener Arzt erklärte ihren Zuſtand für ſehr bedenklich. Nach ſeiner Verordnung wuſch man ihre eiſige Haut mit Eſſig, bürſtete die marmornen Glieder, und umgab ſie von allen Seiten mit erhitzten Steinen und Wärmflaſchen. Lange blieben die vereinten Bemühungen ohne Erfolg. In unbeſchreiblicher Angſt ſah Menzikoff auf die leidende Gattin hin; weinend verrichteten die Kinder die Pflege der Kranken.

„O“ — ſeufzte die unermüdlich helfende Matinka vor ſich hin — „wie ſehr liebt er ſeine Gattin! Nicht einen Blick hat er für ſeine arme Matinka!“ Ihr thränendes Auge ruhte oft auf dem Fürſten, wenn ſie ſich unbeachtet

glaubte, und nur ungern trennte ſich ihr Blick von ihm. So brach der Abend an. Da überzog eine roſenfarbene Röthe die Schläfe der Fürſtin, das erſte Zeichen des wiederkehrenden Lebens! Zwar blieb ſich die Leichenbläſſe des Antlitzes immer noch gleich, und ſtach um ſo greller gegen die ſcharf begrenzte Röthe der Schläfe ab. Doch auch hier fand ſich ſcheinbar ein Vorbote der Beſſerung ein. Das ganze Angeſicht erglänzte von einem ausbrechenden Schweiße. In großen Tropfen rann derſelbe von der weißen Stirn herab, und allgemach verbreitete ſich dieſer Zuſtand über den ganzen Körper. Das Lager dampfte davon und ſchien wie in Waſſer getaucht. Mit ſteigender Zufriedenheit bemerkten Menzikoff, ſeine Kinder und die übrigen Anweſenden dieſe Erſcheinung. „Gott ſey gelobt!“ ſprach er freudig zum eintretenden Arzte — „eine heilſame Kriſis iſt eingetreten. Die Patientin iſt in einen heftigen Schweiß gefallen.“

Ungläubig folgte ihm der Arzt zum Krankenbette. Forſchend blickte er in das weiße Angeſicht der Fürſtin; prüfend legte er ſeine Hand auf ihre genäßte Stirn; lange lauſchte er den Pulsſchlägen der ergriffenen Hand. Aller Augen ruhten unverwandt auf den Lippen des Arztes, mit Ungeduld von ihnen die Beſtätigung ihrer frohen Hoffnung erwartend.

„Der gegenwärtige Zuſtand der Kranken“ — ſprach er endlich mit großer Ruhe — „deutet keineswegs auf eine heilſame Kriſis hin. Dieſer Schweiß iſt nichts anderes als ein Durchlaſſen der Säfte, indem die Haut ihre Dienſte nicht mehr verrichten kann; denn er iſt zu unnatürlich heftig, dabei auch von einer auffallenden Kälte. Es iſt —

mit einem Worte — der Schweiß des ſchnell heranna-henden Todes!"

Dieſer unerwartete Ausſpruch verwandelte plötzlich die fröhlich erkeimte Hoffnung der fürſtlichen Familie in den unbändigſten Schmerz. Ein allgemeines Schluchzen erfolgte. Jammernd verhüllte Menzikoff ſein Haupt, und kniete dann an's Bette der Kranken hin, auf deren Antlitz jetzt ein heftiges Mienenſpiel waltete. Die halb geſchloſſenen Augen zuckten; der Mund zog ſich hin und her; die Lippen öffneten ſich bald und ſchloſſen ſich wieder. Endlich hauchten ſie ſanft die kaum verſtändlichen Worte: „Mein Alexander! mein Gemahl!" Ihre ausgeſtreckte Hand ſchien die des Fürſten zu ſuchen. Heftig entſetzte ſich dieſer, als in ſeine lebenswarme Hand ſich die todtkalte ſeiner Frau legte. War dies nicht dieſelbe kalte Hand, welche Matinka beim Scheiden ihm zum letzten Male reichte? Da durchwühlten die Rachegeiſter der Vergeltung ſein Inneres.

„Meine Kinder!" ſagten darauf noch matter die Lippen der Sterbenden.

Schluchzend warfen ſich dieſe neben dem Vater auf die Kniee hin. Jedes wollte noch ein Mal die theure Hand drücken. Ein ſeliges Lächeln verſchönte das Antlitz der Fürſtin. Sie wollte nochmals ſprechen. Tief aus der Bruſt herauf ſuchten ſich die Töne empor zu arbeiten, doch der Tod überraſchte ſie auf halbem Wege; ſie erſtarben, noch ehe ſie über die bleichen Lippen dringen konnten, und der unerbittliche Tod berührte mit ſeinen knöchernen Fingern die arme Dulderin. Die Kinder der Geſtorbenen warfen ſich jammernd über den kalten Leichnam hin und küßten weinend die erſtarrten Lippen. Aber des Fürſten

Auge fülte keine wohlthuende Thräne. Hoch richtete er ſich auf. Drohend erhob er ſeine Rechte, und auf die Leiche hindeutend, ſprach er zu den Anweſenden mit ſchrecklicher Stimme: „Sehet da! dies iſt die zweite Gattin, die ich Unmenſch verſtoßen habe. — Matinka!“ ſchrie er außer ſich, und warf das rollende Auge gen Himmel — „das hab' ich an Dir verdient! Du biſt fürchterlich gerächt worden! Hätt' ich Dich nicht verſtoßen, wär' all' dies Leiden nicht über mich und dieſe Aermſten hereingebrochen!“

Faſt wäre die arme Matinka bei dieſen Worten zu Boden geſunken. Der Schmerz erſtickte beinahe ihre Stimme, als ſie gegen Menzikoff ausrief: „Matinka hat Dir vergeben! ſie vergiebt Dir noch!“

„Hat ſie dies wirklich, gute Frau?“ entgegnete Menzikoff in halber Geiſtesabweſenheit, und wendete ſich ſogleich wieder zur hingeſtorbenen Gattin.

Da ſchwieg auch die arme Matinka und entſagte ergeben ihren liebſten Hoffnungen. Ach! ſie hatte ſchon geglaubt, Menzikoff werde ſie erkennen, an ſein Herz ſie ziehen, ihr die alte Stelle, die frühern Rechte wieder einräumen! und ſie hatte ihm für die todte Gattin zwei gute Kinder zuführen und ihn dadurch für ſeinen eben erlittenen Verluſt entſchädigen wollen! „Nein“ — ſprach ſie zu ſich ſelbſt — „er liebt Dich nicht mehr. Nur ein vorübergehender, flüchtiger Gedanke war es, welcher ihm das Andenken an ſeine verlaſſene Matinka zurückrief.“

Demohngeachtet fuhr ſie fort in ihrer menſchenfreundlichen Thätigkeit. In Gemeinſchaft mit ihrem Bruder beſorgte ſie alles Nöthige zum Begräbniß der Fürſtin.

Daſſelbe war traurig genug. Der gefrorne Erdboden des Gottesackers mußte erſt durch Feuer aufgethauet werden, ehe man das ſtille Todtenkämmerchen bereiten konnte. Nur mit großer Mühe gaben die harten Erdſchollen den wiederholten Hieben der Hacke nach; und als die Fürſtin, welche noch vor einem Monate die Herrin über Einhunderttauſend leibeigene Bauern, über Millionen Goldes geweſen war, in ihre grobe Gefangenen-Kleidung gehüllt, von einem ſchlechten Sarge umſchloſſen, hinausgetragen wurde, und der Fürſt und ſeine Kinder, gleichfalls ſchlecht gekleidet, hinterdrein wankten, gefolgt von einem einzigen treuen Diener und deſſen Angehörigen: da erkannten die zahlreichen Zuſchauer wohl recht die Hinfälligkeit irdiſchen Glükkes und Glanzes. Schwer ſeufzten die Herzen der Trauernden auf, als die gefrornen Erdſchollen hinabdonnerten auf das ſtille Todtenhäuschen der Fürſtin. Ihr ſchmuckloſes Grab bezeichnet nichts als ein roher Felsblock, den die vereinten Anſtrengungen der Männer darauf wälzten. Die zahllos darüber geweinten Thränen ſind die einzige Inſchrift des Leichenſteines, und nur für den gefühlvollen Beſchauer lesbar.

Schon am nächſten Morgen nach dem Begräbnißtage nahm Menzikoff von dem gaſtfreien Simonow und ſeiner Schweſter Abſchied. Er that dies mit wenig Worten und niedergeſchlagenem Blicke. Gern wäre ihm Marinka um den Hals gefallen und hätte ſich zu erkennen gegeben; auch hatte Simonow ihr zugeredet, ſolches zu thun. „Nein" — hatte ſie ihm geantwortet — „jezt iſt die rechte Zeit nicht dazu. Sein Herz hat nur Raum für die eine, eben geſtorbene Gattin. Nicht ſogleich tröſtet man ſich über

den Verluſt eines guten Weibes, das zwanzig Jahr hindurch die treue Gefährtin in Glück und Noth war. Unmöglich kann er ſogleich ſeine Liebe von ihr auf mich übertragen, obſchon ich alte Rechte an ihn habe; und ſein Kaltſinn würde mich dann mehr verwunden, tiefer ſchmerzen, weit unglücklicher machen, als ich es jetzt bin, wo er meine Gegenwart nicht weiß. Es iſt einmal mein Loos, zu dulden und zu ſchweigen.“ Mit großer Liebe umfing Motinka Menzikoffs Kinder, als dieſe dankend von ihr Abſchied nahmen. Waren es ja doch auch ihre Kinder! Auch hatte ſie ihrem Sohn Florin das Geheimniß ſeiner Geburt anvertraut, ehe er mit ſeinem Vater nach Beresow abreiſ'te. Noch einmal ſo gern und willig folgte dieſer nun den Verbannten. Weit zärtlicher ſprach er jetzt das Wort Vater aus, womit er, auf der geſtorbenen Fürſtin Befehl, zeither den Menzikoff angeredet hatte. Letzterem entging die Veränderung in Michaelow's Betragen nicht; allein er maß die ſichtbare Zärtlichkeit, die in demſelben herrſchte, bloß dem Antheil an ſeinem traurigen Schickſal bei. Mit dem jungen Prinzen wurde Michaelow gleichfalls immer vertrauter. Jenen hatte das Unglück milder geſtimmt und ſeinen Stolz völlig gebrochen. Der treue Diener ward von den Prinzeſſinnen als ein Familien-Mitglied angeſehen und behandelt. Die Güte Simonow's und ſeiner Schweſter hatte die armen Verbannten mit mancherlei Bequemlichkeiten und Bedürfniſſen ausgeſtattet, die ſie theils unterweges, theils am Orte ihrer Beſtimmung recht gut gebrauchen konnten. Unaufhaltſam ging die Reiſe fort. Kälter wurde die Luft, kürzer die Tage; denn immer weiter auf den Norden ging es los.

Alles Leben ſchien in der Natur erſtorben zu ſeyn; ſelten, daß man einem Reiſenden begegnete, der mit vorgeſpannten Hunden oder Rennthieren in ſeinem Schlitten vorbeijagte. Nur wenig Stunden war die Sonne am Rande des Himmels ſichtbar. Allen ihren Schein ſchien ſie verloren zu haben; denn, ohne geblendet zu werden, konnte man ihre blutrothe Scheibe betrachten. Zuweilen waren mehrere Sonnen nebeneinander zu ſehen. Dergleichen Neben-Sonnen bildeten ſich, wie auch Neben-Monde, häufig, indem die durch Kälte verdichtete Luft, gleich einem Spiegel, das Bild der wahren Sonne auffing und wiedergab. Dies war ein fürchterlich-ſchönes, nie geſehenes Schauſpiel.

Dreizehntes Kapitel.

Das Ende.

Im tiefſten Winter erreichten die Verbannten das Städtchen Bereſow. Es war ein halbes Wunder, daß ſie nicht wenigſtens einige Glieder auf der langen Reiſe durch die grimmige Kälte erfroren hatten. Einſam, todt, lagen die niedern hölzernen Häuſer in der großen Fläche da. Nur ſelten, daß ein in Pelz vermummter Menſch über den Schnee huſchte. Rauh wurde der Fürſt nebſt ſeiner Familie von dem Befehlshaber des Städtchens aufgenommen, und ihm eine Art hölzerner Hütte zum Wohnorte angewieſen. Hier fanden ſie nichts als einen kleinen Hausflur, in welchem der Feuerheerd ſtand, und der ſonach die Küche vorſtellte, und eine einzige Stube. Ein gewaltiger Ofen, von Lehm und Backſteinen erbaut, der

zugleich als warme Lagerſtätte dienen konnte, nahm einen großen Theil des Raumes hinweg. Die da umher befindlichen hölzernen Bänke, ein grob gearbeiteter Tiſch, und ſchmuckloſe, hölzerne Wände waren Alles, was ſie in dem Häuschen vorfanden. Einige kleine Fenſter, deren Scheiben von Marienglas nur halb das Tageslicht eindringen ließen, verbreiteten in den höchſten Mittagsſtunden eine trübe Dämmerung, und machten zeitig das Anzünden eines elenden Talglichtes oder Kienſpanes nöthig. Natürlich waren hier keine Tapeten, keine Spiegel, Kronenleuchter, Gardinen, weiche Stühle und Kanapee's zu finden. Den ſchmutzigen Fußboden deckten keine prächtig gewirkte, wärmende Teppiche. Hier hatte nicht jedes Familien-Mitglied ſeine eigenen Zimmer; Allen diente dieſelbe Stube zum Wohn- und Schlafzimmer. Statt ſchöner, weicher Betten fanden ſich nur einige wollene Decken und zottige Bärenfelle vor. Selbſt das unentbehrlichſte Geſchirr, als: Teller, Schüſſeln, Töpfe und ähnliches nothwendiges Hausgeräth mangelte. Zwar erhielt der Fürſt zu ſeinem und der Seinen Unterhalt täglich zehn Rubel ausgezahlt; allein was nützte ihm das Geld an einem Orte, wo es faſt keine Handwerker, nicht einmal einen Bäcker gab? denn das Land kann, des kurzen Sommers wegen, kein Getraide erbauen, ſondern das Mehl muß Hunderte von Meilen weit hergeſchafft werden; darum verſorgt ſich jede Familie vor Einbruch des Winters mit dem nöthigen Bedarf, und bäckt dann ihr Brod ſelbſt. Hier gab es weder Bier noch Wein; denn beides wäre, ſelbſt in den Fäſſern, zu Eis gefroren. Wollte man Waſſer trinken oder Suppe kochen, mußte man den Topf mit Schnee oder Eisſtücken anfül-

len und am Feuer zerfließen laſſen. Blos Branntwein, geräucherte oder gedörrte oder gefrorne Fiſche, Rennthier- und Bärenfleiſch konnte man für Geld erhalten. Feine Gewürze und nahrhafte Gemüſe waren nur mühſam aufzutreiben, und der Jude, welcher damit handelte, ſtellte die theuerſten Preiſe, weil ſie nur bei ihm zu bekommen waren. Im Sommer kann man ſich eher mit dergleichen Bedürfniſſen verſehen, weil durch die Schiffe, welche den von Tobolsk nach Bereſow ſtrömenden Fluß befahren, Alles viel leichter und ſchneller zu erhalten iſt, als im Winter, wo die ſchreckliche Kälte beinahe jede Verbindung zwiſchen den beiden Orten abſchneidet. Sehr zu Statten kam es daher der verbannten Familie, daß Michaelow's Mutter und Oheim eben ſo reichlich als großmüthig für derſelben Bedürfniſſe beſorgt geweſen waren. Es war eine Freude, mit anzuſehen, wie eifrig der gute Michaelow die kleine Haushaltung beſorgte. Er war ſtets der Erſte früh vom Lager, das er im äußerſten Winkel der Stube ſich aufgeſchlagen hatte. Vor allen Dingen heizte er draußen im Ofen ein. Das dazu erforderliche Holz hatte er gleich am erſten Tage ihrer Ankunft erhandelt, mit Hülfe des jungen Prinzen geſpaltet und in die Küche geſchafft. Brannte das Feuer luſtig und praſſelnd, ſo ſchob er einen ziemlichen Topf mit Eisſtücken, Behufs des Frühſtücks, hinan. Während dem waren die Prinzeſſinnen, ſeine Schweſtern, aufgeſtanden, und ſchnitten Brod in eine Schüſſel ein. War die Suppe bereitet, ſo ſetzten ſie ſich einträchtig, nach einem kurzen Morgengebete, an den Tiſch, und verzehrten das einfache Gericht. Nur des Sonntags erlaubten ſie ſich, an die Stelle der Brod-

ſuppe, Chokolade oder Thee treten zu laſſen. Nach dem Frühſtück verließen die beiden jungen Männer die Hütte, um in der Umgegend herumzuſtreifen, Pelzthiere zu erjagen oder Fleiſch zum Mittagseſſen herbeizuſchaffen. Die Mädchen aber räumten das kleine Gemach auf, und ſetzten ſich dann hin, ihre und der Männer Wäſche und Kleider auszubeſſern oder neue anzufertigen. Menzikoff aber blieb unbeweglich auf ſeinem hölzernen Schemel ſitzen und ſtarrte düſter vor ſich hin. Zuweilen füllten ſich ſeine Augen mit bittern Thränen, wenn er ſelbige auf ſeine arbeitenden Töchter richtete, die mit den zarten Fingern in dem groben, zottigen Zeuge herumſtichelten, und ſich in der ſtets herrſchenden Dämmerung ſchier die Augen wund ſahen. Nach mehreren Stunden kehrten die Jünglinge zurück. Ihr Athem, zu Reif gefroren, umgab wie Silberfäden die Haare des Hauptes und der Pelzmütze. Ihre Hände, in große Fauſt-Handſchuhe geſteckt, hielten die Waffen der Jagd oder erhandelte Fiſche; den Rücken deckten öfters erbeutete Füchſe, Zobel und Hermeline. Freudig wurden ſie von den Schweſtern bewillkommnet; fröhlich theilten auch die Brüder ihre erlebten Abentheuer mit; nur der Vater miſchte ſich nicht in die Unterhaltung. Er folgte, geduldig wie ein Kind, der Einladung zum Mahle, aber gewöhnlich blieb ſein Mund ſtumm. Nach Tiſche gingen auch die Mädchen, auf des Vaters Veranlaſſung, in Begleitung der jungen Männer, in's Freie. Wenn ſie mit feuerrothen Wangen und Naſen heimkehrten, fanden ſie einmal den Vater auf den Knieen liegen und im andächtigſten Gebete begriffen. Schon im Vorhauſe konnten ſie ſeine Stimme vernehmen, wie er Gott um Vergebung

ſeiner vielen und großen Sünden anrief, ſich vor ihm demüthigte und nur für das Wohl ſeiner armen Kinder flehete. Dabei badete er ſich in Thränen, und ſein heftiges Schluchzen, das durch die dünne Wand hinausdrang, erfüllte die Lauſchenden mit inniger Wehmuth. Dieſer unaufhörliche Gram, durch keine Freude gemildert, drohte den Keim ſeines Lebens zu zernagen. Sichtlich ſchwanden ſeine Kräfte, die er durch keine Bewegung in der freien, ſtärkenden Luft zu erhalten bedacht war. Wenn ſein Sohn Alexander, um ihn auf andere Gedanken zu bringen, in den langen Winter-Abenden ihn bat, etwas von ſeinen Reiſen und Feldzügen zu erzählen, ſchüttelte er allemal unwillig das Haupt. „Verſchone mich, mein Sohn" — ſprach er — „mit der Wiederholung der Thorheiten, die ich begangen. Könnte ich doch jene Zeit zurückrufen — gewiß! ich wollte ſie jetzt beſſer benutzen zu meinem wahren Heil." Von nichts ſprach er lieber, als vom Grabe, vom Tode, von einem ewigen Leben und einem ſeligen Wiederfinden der Seinen.

So ſchlich der Winter mit ſeinen dunkeln Tagen, langen Nächten, mit ſeinen feurigen Nordlichtern, Neben-Sonnen und Neben-Monden dahin. Höher, heller kam die Sonne am blauen Himmel herauf: größer ward der Bogen, den ſie an demſelben beſchrieb. Ein lauer Wind leckte den Schnee von der Ebene, und machte die Eisdecke der Flüſſe borſten. Freudig guckten kleine, grüne Grasſpitzen aus der ſchwarzen Erde hervor, und überzogen dieſelbe mit einem wunderſamen, grünen Sammetkleide. Die braunen Reiſer der Birken knoſpeten fröhlich, und hüllten ſich bald in zarte Blätter ein. Donnernd trugen die

angeſchwollenen Fluthen des Ob, Irtiſch, der Soswa, ihre zerſtückelte Eisdecke, die ſie ſo lange gefeſſelt gehalten hatte, ins Meer hinunter. Ein fröhliches Leben erwachte unter den Einwohnern. Jauchzend verließen ſie ihre räucherigen Hütten, und belebten mit ihrem Fleiße das verſtummte Land. Selbſt Menzikoff konnte dem Rufe der erwachten Natur und den Bitten ſeiner Kinder nicht mehr widerſtehen. An einem heitern Abende wandelte er mit ihnen an die Ufer des Soswa hinab. Die langen Tage, an welchen die Sonne faſt gar nicht vom nächtlichen Himmel verſchwand, ſo viel als möglich benutzend, regte ſich Alles in fröhlicher Betriebſamkeit, um die Bedürfniſſe des Lebens für's ganze Jahr herbeizuſchaffen. Zahlreiche Schiffe ſchwammen unter freudigem Geſange der Mannſchaft die blauen Fluthen herab. Mit Jauchzen ward ihr erſehnter Inhalt an's Land gebracht. Lange Flößen, aus ſtarken Baumſtämmen zuſammengebunden und mit Brennholz und Brettern beladen, langten aus den holzreichen Gegenden des Reiches an und fanden ſchnell willige Käufer. Auf ſie beſonders richtete Menzikoff ſeinen ſinnenden Blick. Er ſchien ſo ganz von einem, ihm beſonders wichtig erſcheinenden Gegenſtande befangen zu ſeyn, daß er für Alles taub blieb. Schreiend kamen hoch über ſeinem Haupte ganze Heerden wiederkehrender Zugvögel daher, und ſtürzten ſich in die neubegrünten Gebüſche, auf die eisfreien Gewäſſer herab. Die jungen Leute freuten ſich mit den befiederten Wanderern, und machten den Vater auf ihr Treiben aufmerkſam. Er hörte nichts mehr. Auf dem freien Platze des Städtchens blieb er ſtehen. Mit ungewöhnlichem Feuer wendete er ſich an ſeine Kin-

der und sprach: „Hier, an dieser Stelle will ich dem Herrn aller Heeren ein Haus bauen! Meine Seele lechzt nach der heiligen Stille eines Gotteshauses, in welchem ich Ruhe für meine arme Seele zu finden hoffe. Habe ich können viele Jahrzehende arbeiten, um nichtigen Reichthum und eitle Größe zu erringen, warum soll ich da nicht die wenigen Tage meines noch übrigen Lebens anwenden, um dem Ewigen, dem Allbarmherzigen ein schwaches Denkmal meiner Verehrung zu errichten? Hat doch mein großer Kaiser einst viele Monate lang die schwere Axt geführt, um ein zerbrechliches Schiff, ein gefahrdrohendes Wasserhaus den Menschen zu erbauen: brauche ich armer Verbannter mich denn zu schämen, wenn ich die Axt erfasse, um meinen Unglücksgefährten eine Kirche zu verschaffen, in welcher sie unter dem Beistande eines geweihten Priesters den Frieden erlangen können, dessen sie so nothwendig in ihrem Elende bedürfen? Mein ganzes Leben ist eine Kette böser Thaten gewesen: möge meine letzte wenigstens eine gute seyn!"

Die Kinder Menzikoffs gaben ihm völligen Beifall; hofften sie doch, ihn durch die beabsichtigte Arbeit seinem Tiefsinn entrissen und dem Leben wiedergegeben zu sehen. Mit Eifer ward der gefaßte Vorsatz in Ausführung gebracht. Schon am nächsten Morgen erhandelte der Fürst das nöthige Bauholz. Er darbte sich das Geld dazu an den Lebensbedürfnissen ab. Mit Schurzfell und Axt versehen begab er sich an die Arbeit, wobei Alexander und Michaelow ihm treulich zur Seite standen. Von den raschen Schlägen der Werkzeuge ertönten die mächtigen Stämme. Die Prinzessinnen aber schnitten die kostbarsten

Stoffe zur Marderkleidung zu, und durchwebten sie mit Gold- und Silberstickereien. Menzikoff ruhete und rastete nicht; kaum, daß er sich einige Stunden Schlafs vergönnte. Dieser zu schnelle Wechsel von gänzlicher Unthätigkeit zur unausgesetzten Anstrengung war nicht heilsam für ihn; seine Kräfte zehrten sich immer mehr auf. Er arbeitete fort, trotz den Bitten seiner Kinder. Das Kirchlein erhob sich schnell, und dadurch ward Menzikoffs Eifer noch mehr gesteigert. Doch vor Beendigung des Baues stellte sich der Winter wieder ein; das noch nöthige Bauholz blieb aus: Menzikoff mußte nothgedrungen seine Arbeit einstellen. Aerger als je verfiel er in seinen Tiefsinn zurück; nur mit Gott verkehrte er noch gern; selten, daß seine Kinder ein Wort von ihm vernahmen. Endlich nahete der so heiß ersehnte zweite Sommer, und mit ihm die Vollendung des heiligen Werkes. Da berief er den Michaelow zu sich. „Mein Sohn" — redete er ihn sanft aber ernst an — „Du bist unter so vielem Trübsande das einzige Goldkorn gewesen. Ich habe Deine aufopfernde Treue erkannt, aber nicht verdient. Es wäre der bitterste Undank von mir und meinen Kindern, wollten wir Dich länger noch um Dein Lebensglück bringen, auf welches Du so gerechten Anspruch machen kannst; darum verlaß diesen Ort der Strafe und uns dazu. Dank Deiner Liebe und Treue! meine Kinder sind durch Dich an Arbeit und Entbehrung aller Art gewöhnt worden; sie haben sich in ihr mühseliges Loos zu schicken gewußt und sich hinlänglich eingerichtet; deshalb wird s Dein Verlust weniger fühlbar seyn, als im Anfange unseres hiesigen Aufenthalts. Du hast noch eine Mutter und eine liebe Schwester. Es ist

Deine heiligſte Pflicht, Dich ihnen zu weihen. Kehre zu ihnen zurück und genieße mit ihnen den ſüßen Lohn, den ein reines Bewußtſeyn immer giebt."

Michaelow wollte Einwendungen machen. Er wiederholte ſein früheres Verſprechen, den Fürſten nimmer zu verlaſſen; dieſer nahm es aber nicht an. „Ich will durchaus Niemand weiter in mein unglückliches Schickſal mit hineinziehen" — ſprach er. „Iſt es doch ſchon ſchlimm genug, daß meine armen Kinder die Schuld ihres Vaters mit tragen müſſen." Der Fürſt beharrte feſt auf ſeinem Entſchluſſe; ſeine Sprache war dabei ſo ernſt, daß Michaelow ſcheinbar ſich fügen mußte. Er bat den Fürſten nur, ihn noch ſo lange zu behalten, bis er ſeine Mutter von dem Willen des Fürſten unterrichtet, und er ihre Antwort darauf erhalten haben würde. Dies ward ihm zugeſtanden. Nur mit Trauern dachten Menzikoffs Kinder an die Trennung von dem treuen Michaelow: allein ſie konnten den Anſichten ihres Vaters nicht Unrecht geben. Faſt täglich fragte nun Menzikoff den Michaelow: ob er noch keine Antwort von ſeiner Mutter erhalten habe? Vier Wochen waren wohl verfloſſen, da erklärte Michaelow, auf eine abermalige Frage des Fürſten, daß er Nachricht bekommen habe. Er that dies mit niedergeſchlagenen Augen und bekümmerter Miene; da trieb der Fürſt zur Abreiſe. Weinend packte Michaelow ſeine wenigen Habſeligkeiten zuſammen, wobei ihm ſeine Geſchwiſter ſeufzend halfen. Als er damit zu Stande war, ſprach Menzikoff gerührt: „Geh, mein Sohn! benutze den Reſt des Sommers zu Deiner Reiſe, welche der Herr glücklich von Statten gehen laſſen wolle."

„Mein Vater!“ sprach mit bebender Stimme Wlaschelaw und kniete vor den Fürsten hin — „so segne mich denn! Ich bin Florin, Dein und Matinka's Sohn!“

Der Fürst traute seinen Ohren nicht. Starr, wie eine Bildsäule, hielt er die bereits zum Segnen erhobene Hand ausgestreckt. Sein Blick suchte mit sichtlicher Angst in Florin's Zügen die Bestätigung des Gehörten zu lesen. „Wie?“ stammelte er endlich — „Du wärest —“

„Ich bin Florin, Dein und Matinka's Sohn! Da ich Dich verlassen soll, so will ich wenigstens Deinen Segen als mein einziges, väterliches Erbtheil von hinnen nehmen.“ Diese Worte sagte Florin mit immer leiser werdender Stimme.

Sie brachen des Alten Herz. „Dein einziges väterliches Erbtheil?!“ rief er mit Zerknirschung. „Ja wohl hast Du Recht, mein armer Sohn! Einen Rabenvater hast Du gehabt! O ich Elender!“ Seine Füße wankten; seine Kinder mußten ihn auf einen Schemel setzen, so erschöpft war er.

„Mein Vater!“ hob Florin mit unaussprechlichem Schmerz wieder an — „hast Du kein freundliches Wort für Deinen Sohn? Willst Du mich nicht ein Mal nur an Deine Brust ziehen, damit ich Dein Herz an dem meinen schlagen fühle?“

„Darf ich denn dies? mein theurer Schmerzenssohn! Bin ich Barbar es denn werth, ein gutes Kind mehr zu besitzen?“ Seine zitternden Arme öffneten sich — Florin sank an seinen Hals, an seine bewegte Brust. Die beiden Männer wurden zu Kindern. Sie hielten sich gegenseitig umschlungen, ihre Thränen flossen; und in ihr

ungestümes Schluchzen mischte sich der andern Kinder leises Weinen.

„Haltet ein, meine Kinder!“ bat Menzikoff — „mein armes Herz bricht vor Wonne und Schmerz; schonet mich alten, schwachen Mann.“ Er lehnte erschöpft das alternde Haupt an Florins Schulter; doch plötzlich erhob er es wieder. „Und Matinka? und meine Tochter Helene? wo sind sie? ist mir doch, als hätte ich Beide in Tobolsk gesehen!“

„Ja wohl, mein theurer Vater!“ entgegnete Florin.

„Und gleichwohl haben sie sich mir nicht zu erkennen gegeben?! haben mich können ohne Trost in die Verbannung ziehen lassen? Zwar habe ich es nicht an ihnen verdient — doch wär' es Balsam für mein blutendes Herz gewesen“ — sagte Menzikoff schmerzlich.

„Wie gern hätten meine Mutter und meine Schwester Dich hierher begleitet, mein Vater! hätten Dein Loos getheilt, es aber auch zu erheitern gesucht! Allein sie wagten es nicht und thaten darum ihrem Herzen Gewalt an, als sie schwiegen; kannten sie ja Deine Gesinnungen gegen sie nicht!“

„Sie hatten recht! ich bin zu grausam gegen sie gewesen; allein ich hatte sie und Dich nicht vergessen. Oft gedachte ich Eurer, als ich selbst noch neben dem Kaiser stand; noch öfter, verlangender, hier in meiner Einsamkeit. O, nun besinne ich mich wohl auf Deiner Mutter Stimme, als sie mir in Tobolsk rief: Matinka hat Dir vergeben! aber ich Thor war mit Blindheit geschlagen, und

habe mich also selbst um das Glück gebracht, mein edles Weib, meine geliebte Helene zu umarmen."

„Vater!" hob Florin an — „noch ist dies nicht unmöglich; meine Mutter und Schwester sind hier; wenn Du willst, so werden sie gleich bei Dir seyn."

Rasch richtete sich Menzikoff auf. „Wo sind sie!" rief er ungeduldig. „Ich will ihnen entgegen, sie aufsuchen, will auf meinen Knieen Deine Mutter um Vergebung bitten!" — Er wankte nach der Thür, doch Florin war bereits vor ihm hinausgeschlüpft; Matinka und Helena bei der Hand haltend, trat er wieder ein. Erschütternd war das Zusammentreffen des geschiedenen Ehepaars. Lange hielt Menzikoff Matinka's Rechte gefaßt: lange starrte er ihr sprachlos ins treue Auge. Als er dies mit Thränen sich füllen und die alte Liebe daraus hervorleuchten sah, sank er in ihre willig sich öffnenden Arme. „Ja, Du hast mir vergeben, theures Weib!" — schluchzte er. „Einen Engel, o Gott! hast Du mir genommen, zwei schenkst Du mir Unwürdigen dafür wieder."

Und die Kinder Menzikoffs — der Fürstin und Matinka's Kinder — umgaben, einander sich küssend, das elterliche Paar.

Nachdem sich der erste Sturm des Wiedersehens etwas gelegt hatte, führte Menzikoff seine Matinka nach der Kirche hin. Niemand durfte sie begleiten, denn sie wollten ohne Zeugen dem Herrn aller Herren danken, der sie einander hatte wiederfinden lassen. Noch mangelte dem Kirchlein das schirmende Dach; dafür aber schaute vom hohen

Himmels-Dome des Ewigen Sonne herein, und sendete ihre segnenden Strahlen auf das knieende Ehepaar herab. Fortan war von keiner Trennung mehr die Rede. Den alten Fürsten hatte aber die ganze Scene sehr angegriffen; er fühlte sich sehr matt, doch unaussprechlich selig. Nur einen Wunsch hegte er noch; auch dieser sollte ihm gewährt werden. Das Kirchlein kam noch vor Einbruch des Winters unter Dach. Ein Pope fand sich auch, der den Gottesdienst versehen sollte. Und als der letzte Schlag der Axt, des Hammers, der letzte Ton der arbeitenden Werkzeuge verklungen war, da rief die kleine Glocke des Thürmleins die Einwohner Berefew's zur feierlichen Einweihung des Gotteshauses herbei. Die Zimmerleute legten ihre Aexte ab, und einten sich mit der Menge der herbeigeeilten Gläubigen. Die Lichter erglänzten in der dunkel gewordenen Kirche, und bestrahlten das schön gemalte Marienbild mit dem güldenen Schein um das Haupt, und die reich gestickten Behänge des Altars, Alles von Menzikoffs Töchtern gefertigt. Andächtig wallten die Töne des Gesanges daher, der Gottesdienst begann. Und als die feierliche Weihe beendigt war, da öffnete sich die Menge der Gläubigen zu zwei Reihen und bildete einen Gang, durch welchen jetzt ein festlich geschmücktes, bejahrtes Paar zum Altare wandelte; ihm folgten auf dem Fuße drei engelschöne Mädchen, und ihnen wieder ein junges Männer-Paar. Es war Menzikoff und Matinka nebst ihren Kindern. Des Priesters Hand segnete auf's Neue den Ehebund ein, den Ehrgeiz und Habsucht vor vielen Jahren zerrissen hatten; und wie damals, in der [illegible] Schei-

dungsstunde, tönten auch jetzt drei Mal drei Schläge der Glocke herab, doch diesmal nicht als Zeichen der Trauung, sondern des Segens.

Gleich der Stahlplatte, die, einmal entzündet, in reiner Lebensluft herrlich aber schnell verglüht — also Napoleons Kräfte in seinem nunmehrigen, seligen Zustande. Er sah sich mit Gott versöhnt, mit seinem Schicksale, mit seiner verstoßenen Gattin, mit seinem Gewissen. Was mangelte ihm noch? Er war glücklich. Noch glücklicher bei dem Gedanken an die Ewigkeit, deren Eingang ihm sein Heiland so liebreich eröffnet hatte. Fortan theilte er seine Zeit nur zwischen Gott und seine Lieben. Wenigstens sein ganzes Leben war eine Kette von Stürmen und Kampf gewesen. Sein Untergang sollte dafür desto ruhiger seyn. Mit großer Ruhe fühlte er seine Kräfte dahin schwinden; mit freudiger Ergebenheit legte er sich auf sein Krankenlager, von dem er nicht wieder aufkommen sollte. Mit seiner Gattin und seinen Kindern unterhielt er sich stets von einem fröhlichen Wiedersehen in der Ewigkeit; in diesem freudigen Glauben starb er auch, ohne Todeskampf und schmerzlos; nicht einmal das selige Lächeln, das immer auf dem Antlitze des Kranken ruhete, vermochte der Tod zu verwischen: die grimmige Kälte des Novembers hielt es fest, und also ward er in sein kaltes Grab gelegt. In Trauer um den Hingeschiedenen brachten die Hinterlassenen den Winter hin. Noch ehe die Boten des Frühlings wiederkehrten, gelangte die Nachricht von dem plötzlichen Tode des jungen Kaisers nach Bereson. Die Pocken hatten seinem Leben und all' seiner Macht ein

ſchnelles Ende bereitet. Peter des Großen Enkelin, Eliſabeth, beſtieg den ruſſiſchen Thron. Eine ihrer erſten Handlungen war die, den unglücklichen Menzikoff zu begnadigen und ihm ſeine entriſſenen Schätze wiederzugeben; doch dieſer bedurfte keiner menſchlichen Gnade mehr: ihm hatte bereits des Höchſten Gnade geholfen; aber ſeinen Kindern kam der Kaiſerin Güte zu ſtatten: ſie waren um plötzlich wieder reich und vornehm, Matinka's Kinder dagegen wieder arm und niedrig; doch das Unglück hatte Alle weiſe gemacht und gebeſſert. „Mein Bruder!“ ſprach Fürſt Alexander zu Florin und fiel ihm um den Hals — „was mein iſt, gehört auch Dir: laß uns immerdar Brüder und treu verbunden bleiben.“ Alſo ſprach er auch zu Matinka und Helene: alſo zu ihren die beiden Prinzeſſinnen; und ſie haben Wort gehalten.

Vereint traten ſie die Rückreiſe in die Heimath an; vereint in Liebe blieben ſie ihr Lebenlang. In ihren traulichen Familienkreis trat auch der gute Oheim Simonow ein; und wenn gleich die Prinzeſſinnen ſich in der Folge mit Großen des Reiches vermählten und Alexander von Stufe zu Stufe ſtieg — immer gleich feſt blieb das Freundſchaftsband, das Unglück und Treue um ſie Alle geknüpft hatte. Des reinſten Glückes aber genoſſen Matinka und ihre Kinder: denn ſie blieben in ihrem niederen Stande. Sie hatten von den ihnen dargebotenen Reichthümern Menzikoffs nicht mehr angenommen, als ſie bei Fleiß und Genügſamkeit bedurften, um auszukommen. Wenn Alexander oder ſeine Schweſtern ihre Stief-Geſchwiſter beſuchten und Zeuge ihres häuslichen Glückes wurden,

[illegible] sie niemals ihren Kreis, ohne daß sie mit [illegible]hafter Ueberzeugung gesprochen hätten: „Ihr seyd glücklicher denn wir, denn ihr seyd zufrieden, wir aber nur reich.“

Tief im Norden Sibiriens liegt Menzikoffs Grab; weit davon das seiner zweiten Gattin: noch weiter entfernt, bei Moskau, ruht Matinka mit ihren Kindern; des Herrn großer Tag aber wird sie Alle wieder zusammenführen, denn: Bei Gott ist kein Ding unmöglich!“

Von dem Verfasser dieser Erzählung sind zu gleicher Zeit bei uns erschienen:

Die Schwanen-Jungfrau. Eine belehrende Sage der Vorzeit, für die Jugend erzählt von Gustav Nieritz. ¼ Thlr.

Der kleine Bergmann, oder: ehrlich währt am längsten. Zum Vergnügen und Unterricht der Jugend erzählt von Gustav Nieritz. ¼ Thlr.

Das Pommeranzen-Bäumchen. — Der goldene Knopf. — Das [illegible] Schwein. Drei historische Erzählungen von Gustav Nieritz. ¼ Thlr.

Gedruckt in der Druckerei der Vereins-Buchhandlung.